<36623693320013

<36623693320013

Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 112-4

Gemeinnützige

Kalender-Lesereyen

aus

alten und neuen Kalendern gesammlet,
mit schicklichen Ueberschriften versehen,
nach einem alphabetischen Register
geordnet, und mit kurzen Anmer-
kungen und Erläuterungen
begleitet

von

F. A. Fresenius,
Konsistorialassessor und Stadtpfarrer zu Schlitz,
wie auch der Hochfürstl. Hessencasselischen
Antiquitätengesellschaft korrespondi-
renden Mitgliede.

Viertes Bändchen.
Mit zwey Kupfern.

Frankfurt und Leipzig 1788.
bey Johannes Bayrhoffer.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Omne tulit punctum,
qui miſcuit utile dulci.

Seiner Hochwolgeboren

Dem Fürstlich Heßischen Geheimen Rath,
Leibarzt und Professor Primarius der
medizinischen Facultät zu Marburg

Herrn

E. G. Baldinger,

Seinem

Hochgeehrtesten vornehmen Gönner

übergiebt

zum lauten Beweis seiner innigsten Hochachtung, Verehrung und Liebe, mit der gehorsamsten Bitte um Ihre fernere schätzbare Gewogenheit, dieses vierte Bändchen Kalender-Lesereyen

des Herrn Geheimen Raths

Schlitz bey Fulda
am 25. Herbstmonats
1788.

ganz gehorsamster
Diener
Fresenius
der Sammler.

Vorbericht.

Da der Herr Verleger die Einrichtung getroffen, nunmehr die Ausgabe dieser Kalender-Lesereyen zu fördern: so erscheine ich mit diesem 4ten Bändchen vor Ihnen, Hochzuverehrendes Publikum, versichere Sie, daß ich in den nachstehenden Bogen dem vorstehenden Titel habe suchen gemäß zu wählen, und bitte um Ihren mir schätzbaren, und dem Herrn Verleger, der viele Kosten und Genauigkeit darauf verwendet hat, vortheilhaften Beyfall!

Zu

Vorbericht.

Zugleich danke ich gehorsamst Allen Respektive Litteratur-Freunden, daß Sie das 3te Bändchen so gütig und freundschaftlich haben anzeigen, und empfehlen wollen, und gebe Ihnen öffentlich mein Wort, daß ich mich in der, unter göttlichem Beystande zu liefernden Fortsetzung, immer mehr und mehr Ihres mir Ehre machenden Urtheils werde suchen würdig zu machen! Ohngeachtet ein Arbeitsvoller Dienst, die mehrste Stunden meines Lebens erfordert, und ohngeachtet manche, der mir freybleibenden Minuten, auf meinen mir angenehmen und unterhaltenden Briefwechsel mit Manchen Würdigen und mir Schätzbaren Personen, verwendet werden: so gehe ich dennoch so ökonomisch mit dem übrigen geringen Theil meiner Tage und Abende um, daß ich dem Herrn Verleger immer Vorrath

genug

Vorbericht.

genug zur Fortsetzung dieser Lesereyen liefern kann. Wirklich ist schon das volle Manuscript zum 5ten Bändchen zur Druckerey gegeben, die Kupfer zum 5ten Bändchen sind gestochen und abgegangen, und es soll, geliebts Gott, gegen Ende des Jahrs gewiß fertig erscheinen. Auch zum 6ten und 7ten Bändchen befindet sich in meinem Kalender-Magazinchen reichlicher Vorrath, ja die Kupfer zum 6ten Bändchen sind schon in Arbeit. Da wir, so Gott will, einander nächstens wieder sprechen werden: so will ich hiermit schliessen. Ich bitte alles wohl aufzunehmen, und gütig zu beurtheilen, ich erbitte Allen Respektive Lesern dieser Blätter, alles nur mögliche Wohlseyn, Vergnügen und Glück, und werde mir eine Ehre daraus machen, Sie auf eine angenehme Art unterhalten zu haben.

Blei-

Vorbericht.

Bleiben Sie gewogen und behalten Sie lieb

Ihren

Schlitz bey Fulda
am 25. Herbstm.
1788.

zu allen Diensten
bereitwilligen

Fresenius,

den Sammler.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ich glaube durch die Lieferung des folgenden etwas weitläuftigen Artickels, ein Hauptstück meiner gemeinnützigen Absicht bey Herausgabe dieser K. L. zu erreichen. Ich halte mich, als einen Religionsdiener und Volkslehrer verbunden, den so mannichfaltigen, allemal höchstschädlichen Aberglauben anzugreiffen, und schätze mich glücklich, wenn ich sein so großes Gebiet, so wohl durch besondere Vorträge, und Gespräche, als auch durch meine Arbeiten zum Druck einschränken kann. An die völlige Ausrottung läßt sich unter so vielen unserer schwachen Geschwister, bey einer so mangelhaften Erziehung, und in den letzten betrübten Zeiten dieses Jahrhunderts, in welchen allerley Schwärmer so mächtig figuriren, und Köpfe und Seelen ihrer Mitmenschen vom höhern und niedern Publikum erhitzen, und erschüttern, nicht denken. Der Name des großen und berühmten Hrn. Hofraths Gruners zu Jena, ist uns ein sicherer Bürge für die reichhaltige Gemeinnützigkeit der Abhandlung. Ich wünsche die beste Würkungen von diesen Betrachtungen unter meinen Lesern. A. d. S.

Aberglauben in Medicinischen Dingen.

Der große Haufe hat von medicinischen Dingen so sonderbare Begriffe, daß man die allgemeine Unwissenheit bewundern und beklagen muß. Nichts ist so abgeschmackt und lächerlich, das nicht hier und da geglaubt, befolgt und sorgfältig auf die Nachkommen fortgepflanzt wird. Da die Erziehung auf die Einsicht und Denkart eines ganzen Volks so viel Einfluß hat, so sieht man leicht ein, warum das Ansehen des Vaters auf den Sohn, der Mutter auf die Tochter, so viel vermag, und ganze Generationen glauben, was ihnen der Urvater beygebracht hat, ohne zu prüfen, ob es wahr sey oder nicht. Gesundheit und Leben sind so wichtige Güter, daß auch der geringste Mensch ihren Werth einsieht, und sich um Mittel bekümmert, die etwas dazu beytragen können, unbekümmert, ob sie auch das leisten können, wozu sie die gutherzige Matrone beflissentlich empfiehlt. So pflanzen sie gewisse falsche Vorschriften, die öfters nachtheilig werden können, fort, und erlangen dadurch ein solches ehrwürdiges Ansehen, daß alles Einreden nichts ausrichtet, und der redliche Arzt verlacht wird.

Ich habe es von jeher gehöret, ist die ruhige Antwort, und nun braucht man dies belobte Mittel, das so viele Ahnen aufweißen kann, ganz gelassen aufs neue! Manche dieser Sätze, die aberglaubisch befolgt werden, sind Einfälle der Aerzte aus dem vorigen Jahrhundert und können mit einer bessern Arzneikunde nicht bestehen. Andere sind, wie es scheinet, durch einen frommen Betrug entstanden, um manche Personen, die nicht hören, wenn keine Gefahren zu besorgen stehen, desto eher folgsam zu machen, und können sehr leicht in aller ihrer Blöße dargestellet werden; Noch andere schaden der Gesundheit schlechterdings, und diese fordern die ernstliche Ahndung, um sie aus den Gemüthern der Mitbürger auszurotten. Hier sind einige, welche ich Gelegenheit gehabt habe anzuhören. Schwer ist es, alle dergleichen Regeln aufzuspühren: Denn die Matronen, die frommen Verehrerinnen dieser heiligen Reliquien der Vorzeit, schweigen, so bald der klügere Arzt ins Zimmer tritt! Eine lange Erfahrung hat sie gelehret, daß man dergleichen Geheimnisse den Profanen nicht offenbaren müsse. Ich erzähle also, so viel ich weiß, und erbitte mir Beyträge für die Zukunft.

1. Eine schwangere Person muß sich mit keinem Stricke schützen: denn das Kind kann dem Hencker nicht entgehen.

Der erste Urheber dieses Satzes dachte wohl nicht daran, daß man diesen wohlgemeinten Betrug im Ernste aufnehmen, und fleißig befolgen würde. Was hat der Strick um den Leib einer Schwangern mit dem Stricke des Henckers für Verwandtschaft? Wehe dann den armen Bauers-Kindern, die dergleichen Todesart fast allgemein erfahren müßten, wenn dieser Satz wahr wäre! Ich erinnere mich an einige Personen die sich rühmten, dergleichen Unterbindung öfters gebraucht zu haben, und dennoch starben ihre Kinder eines natürlichen Todes. Man wollte durch diesen wohlgemeinten Schreckschuß nur die Schwangern abzuhalten suchen, den Leib ungebürlich zusammen zu ziehen, und dadurch sich und dem Kinde zu schaden.

2. Eine Schwangere muß nicht durch einen Zaun, oder Schlagbaum, oder eine Wagendeichsel kriechen: Sonst geht sie übers Jahr.

Eine Schwangere ist bey der Dicke ihres Leibes zu unbehülflich, als daß sie ohne Nachtheil sich stark bücken oder durchkriechen kann. Dann ist es möglich, daß dadurch die Geburt etwas erschweret oder verzögert werde. Und doch, glaube ich, wird man bey näherer Untersuchung der einzeln Umständen finden, daß andere weit

wich-

wichtigere Ursachen vorhanden sind. Vielleicht hat sich die gute Frau gar verrechnet, und dann wird sie gewiß, auch ohne Deichsel, Zaun, und Schlagbaum, später niederkommen. Lustig und erbaulich ist das Gegenmittel. Eine solche Person läßt ein Füllen aus der Schürze fressen, und der neue Weltbürger stellet sich zu rechter Zeit ein. Wer hätte das gedacht?

3. Eine Schwangere muß nicht stehlen, am wenigsten Petersilge, denn das Kind kann das Stehlen nicht lassen.

Die Philosophen streiten sich noch, ob die guten und schlechten Leidenschaften der Mutter oder Ammen, sich auf das Kind und Säugling fortpflanzen können. Hier ist also ein neues Problem! Stehlen ist durch die Gesetze verboten, und um die Schwangere von dem Wahne abzuhalten, als könnten sie nach der eingeführten Willfährigkeit auch ihren sonderbaren Appetit stillen, wo und wie es ihnen beliebte, brauchte man das Schreckbild, daß dadurch das Kind ebenfals verwahrloset werden dürfte. Welche vernünftige Mutter würde bey Androhung solcher Gefahren, sich nicht sogleich bezwungen haben! Ich habe eine Menge von Geschichten gehöret, die obigen Satz bestätigen sollen: Allein sie haben mich nicht befriedigt. Erziehung möchte wohl hier mehr, als Verwahrlosung gelten.

4. Eine Schwangere muß nichts aus dem Brodschranke nehmen und essen: denn die Kinder werden niemals satt.

Man wollte der Mutter die ungezogene Genäschigkeit abgewöhnen, und erfand diesen frommen Betrug.

5. Eine Schwangere muß kein Holz auf den Knien zerbrechen: das Kind bekommt davon gedoppelte Glieder

Der Satz ist eben so falsch, als jener, daß von der blosen Einbildung der Mutter Kopf und Füße des Kindes, verloren gegangen seyn sollen. Es behagt einer Schwangern nicht, dergleichen gewaltthätige Arbeiten zu unternehmen. Sie kann leicht fallen, und dadurch sich und dem Kinde Schaden thun.

6. Eine Schwangere muß nicht über sich greifen, am wenigsten den Aermel noch oben anziehen: denn sonst verwickelt sich das Kind sehr.

Ebenfals ein wohlgemeinter Rath, der eben nicht so steifen Glauben verdienet. Gemeine Frauen sündigen bey der Tagarbeit vielfältig dagegen, ohne daß daher allein üble Folgen entstanden wären.

7. Eine Schwangere muß keine lächerliche Figuren nachmachen, oder einem andern nach-

nachspotten: das Kind erbt dergleichen Fehler.

Der Satz ist vermuthlich ehedem entstanden, da man den Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft, so hoch anrechnete. Jezt glaubt der klügere Theil der Aerzte dies nicht mehr. Vielleicht wollte man auch dadurch die Schwangern gewöhnen eine Unart zu lassen, die keinen gesitteten Menschen kleidet. Wer elende Personen, die ihr Körperbau oder eine schlechte Erziehung zwingt, sonderbare Bewegung der Muskeln, des Gesichts, der Hände und Füße zu machen, ausspottet, aushönt und nachahmet, verdienet die Verachtung des klügern Theils der Nation.

8. Eine Schwangere muß mit Niemanden, am wenigsten mit ihrem Manne, zürnen: denn das Kind wird stumm oder lernt doch schwer reden.

Es ist eine große Unart, wenn die Damen durch ihren Eigensinn den Gatten und alle Hausgenoßen beunruhigen, und durch die Schwangerschaft berechtigt zu seyn glauben, in allem Nachgiebigkeit und Unterwürfigkeit zu fordern. Manche Schwangere sind freilich zu der Zeit höchstempfindlich und reizbar, und der geringste Wiederspruch setzt sie in Hitze. Allein dadurch können die Sprachorganen des Kindes

nichts leiden. Zu wünschen ist, daß solche Personen sich stets fein vernünftig und bescheiden aufführen, ihre Leidenschaften mäßigen, und dadurch ihr Kind vor allen üblen Eindrücken der Affekten verwahren mögen.

9. Eine Schw ngere muß, wenn ihr beim Braten etwas Fett ins Gesichte sprützet, nicht nach dem schmerzhaften Theil greifen: denn das Kind bekommt dadurch ein Muttermaal.

Davon gewiß nicht, und meinem Bedüncken nach, können die Schwangern den schmerzhaften Theil ohne Bedencken abwischen.

10 Eine Schwangere muß nicht während dem Kauen das Wasser lassen: denn das Kind kann nachher das Wasser nicht halten.

Ist eben so falsch, wie die vorhergehenden Regeln: denn wie kann das Kauen so große Wunder thun? Es ist eine Unart, bey dieser natürlichen Verrichtung zugleich zu essen, und dieser hat man vermuthlich dadurch entgegen arbeiten wollen.

11. Eine Schwangere muß weder Mund, noch Nase zuhalten, wenn sie erwas Unangenehmes riecht: das Kind bekommt davon einen üblen Geruch im Halse.

Was

Was die Einbildung nicht alles erzeugt, und der Aberglaube bestätigt! Ich kenne viele Matronen, die sich während der Schwangerschaft eines unvermutheten abscheulichen Geruches, durch Vorhalten des Schnupftuches zu entledigen suchten, und ihre Kinder hatten nichts von einem üblen Geruche aus dem Halse davon getragen. Ich wüßte auch nicht, wie das zugehen sollte. So wenig wir andern Erdensöhne durch die vorübergehende Einathmung eines unangenehmen Geruchs leiden, eben so gleichgültig kann eine Schwangere Mund und Nase verwahren, ohne nur das geringste Uebel zu befürchten.

12. **Ein Kind so noch nicht über ein Jahr alt ist, muß nicht vom Regen getroffen werden: es bekommt davon Sommersproßen.**

Vermuthlich verändern sich die paar Tropfen, so auf die Haut fallen, sogleich in Sommerflecken. Die ganze Sage schreibt sich aus der Wochenstube her. Die meisten Baurenkinder von dem Alter, müssen Regen, Schnee und alle Arten von schlimmen Wetter ertragen, und wissen nichts von dergleichen Hauptfehlern. Der Regen kann dem Kinde in mancherley Betracht schädlich werden, und deshalb erlaubte man sich, wie es scheint, diese Drohung, um die ängstliche Mutter desto aufmerksamer auf sich und ihren Säugling zu machen.

13. Ein Kind, das nicht über ein Jahr alt ist, muß nicht in den Keller genommen werden: denn sonst kann es dem Gefängnisse nicht entgehen.

Der Keller und das Gefängniß haben weiter keine Aehnlichkeit mit einander, als daß beide dem ungewohnten Auge einen schaudernden Anblick gewähren. Der Keller hat meistens eine kalte, bisweilen ungesunde Luft, die Stufen sind öfters ausgetreten, und daher leicht zu verfehlen. Der Anblick des dunckeln Kellers kann dem Kinde Schrecken beybringen, und die kalte Luft schaden, die Mutter aber mit dem Säuglinge fallen, und um dafür auf eine versteckte Art zu warnen, brauchte man die sinnliche Täuschung vom Gefängnisse. Die geschäftige Einbildungskraft der Mutter, schuf sich hierbey die schrecklichsten Bilder, und unterließ es.

14. Man muß dem Kinde bey dem Entwöhnen etwas schencken: denn sonst giebt es alles weg.

Ich sehe den Zusammenhang nicht ein, und es ist den Kindern ohnedem nicht eigen, viel zu verschencken. Mir scheint es ein bloßes Herkommen zu seyn, dem Kinde etwas zum Andencken zu geben, und um die Unterlassung zu verhüten, bediente man sich obiger Vorstellung.

lung. Denn derjenige, welcher alles giebt, muß endlich darben.

15. Ein entwöhntes Kind muß nicht wieder angelegt werden, denn dasselbe kann in der Folge, selbst wider Willen, Menschen und Vieh behexen oder beschreien.

Der Satz ist vermuthlich in der Zeit aufgekommen, da noch der Hexenunfug Mode war. Jetzt glaubt kein vernünftiger Mann dergleichen Geschwätze. Die Mütter betragen sich öfters zu der Zeit, wenn die Kinder entwöhnt werden sollen, ganz albern und einfältig. Sie weinen und schreien, wollen und wollen auch nicht, und sind nicht selten im Begriff, den schon verabschiedeten Säugling wieder an die Brust zu legen. Welche Schwachheit! Wozu dienet diese Ziererey? Schwachen Köpfen muß man ein Schreckbild vor die Augen stellen, um sie von gewissen Handlungen abzuhalten, und dies ist im vorliegenden Falle das Behexen. Nach der Vorstellung des großen Haufens, ist kein Unglück größer als dieses.

16. Ein Kind muß im Winter, wenn viel Schnee liegt, nicht entwöhnt werden: davon kommen zeitig graue Haare.

Der weiße Schnee und die grauen Haare haben nichts mit einander gemein, als einige

Aehnlichkeit in der Farbe. Sehr viele Kinder werden theils freywillig, theils aus Noth im Winter entwöhnt, und bemerken keine üble Folgen davon. Hätte der Schnee die wunderthätige Kraft, so dürfte nie ein Kind entwöhnet werden: denn auf den hohen Bergen verlieret er sich niemals. Frühzeitig eintretende graue Haare sind Früchte der Kränklichkeit, des Grams, Kummers und Verdrußes, der Sorgen und mancherley Unglücksfälle. Zufälliger Weise war bey der einen oder andern Person die Winterentwöhnung geschehen, und nun glaubte man berechtigt zu seyn, den unschuldigen Schnee deshalb anzuklagen.

17. Kein Kind muß im abnehmenden Monde entwöhnet werden: denn das Kind nimmt nicht zu.

Die Gärtner und Oekonomen halten freylich viel auf die verschiedenen Mondzeiten, weil sich gemeiniglich das Wetter zu ändern pflegt. Ob aber der Mond einen Einfluß auf den menschlichen Körper habe, ist eine Aufgabe, die so ziemlich verneinend entschieden werden kann. Was kann also der Mond zum guten oder schlechten Wachsthum des Kindes beytragen. Kinder die nicht zunehmen wollen, ohnerachtet sie hinlänglich essen und trincken, sind gemeiniglich kränklich, von schwächlichen, ausgemergelten

ten oder hektischen Aeltern erzeugt, selbst schwächlich, zur englischen Krankheit geneigt, oder mit Würmen geplagt, wie ich dies mehrmals bemerkt habe. Bey so deutlichen und handgreiflichen Krankheitsursachen, hat man wohl nicht nöthig, den lieben Mond in Anspruch zu nehmen.

18. **Zwey Kinder so noch nicht ein Jahr alt sind, müssen nicht zusammen gelassen werden: denn eins derselben lernt schwer reden**

Davon gewiß nicht. Die Ammen sitzen gemeiniglich schwarmweise beysammen, und lassen die Säuglinge mit einander spielen; alle aber werden so geschwätzig, wie ihre Ammen. Meistens ist bey den Kindern, so schwer reden lernen, ein mechanischer Fehler; manchmal liegt es auch daran, daß man ihnen zeitig nicht etwas vorsagt: denn Kinder ahmen alles nach.

19. **Der Pathe muß bey der Taufe ein weisses Hemde anziehen: außerdem wird das Kind ein Freund der Unreinlichkeit**

Die Absicht ist lobenswürdig, das gewählte Mittel aber nicht das beste. Reines oder schmuziges Unterhemde — hat keinen Einfluß auf den Charakter, auf die Denkart und Sitte der Menschen, ohne die Erziehung. Gewöhnet den Knaben frühzeitig an Reinlichkeit, und er wird diese empfehlende Eigenschaft noch im hohen Alter nicht verlieren.

20 Der Pythe muß, wenn er das Pathengeld schon zu sich gesteckt hat, nicht das Wasser lassen: das Kind kann nachher das Wasser nicht halten.

Ich kenne Personen, die solchen Aberglauben nicht hegten, oder gar nicht einmal wußten. Sie folgten der Stimme der Natur und dem physischen Bedürfnisse, und der Knabe kannte diese schmutzige Krankheit nicht. Wie kann das Pathengeld in den Beinkleidern und im Rocke, so große Wunder thun?

21. Das Stillen der Kinder bis ins dritte Jahr giebt Verstand.

Vermuthlich nicht. Eigentlich gehöret das lange Stillen entweder unter die Weiblichen Schwachheiten, da die Mütter sich nicht entschließen können, den lieben Kleinen die alte und schwere Milch zu versagen, oder ist ein geheimer Kunstgriff, die neue Empfängniß zu verhindren, und dennoch die Freuden der Liebe ungestört zu genießen. Ein Säugling kann längstens mit dem achten Monate der Mutterbrust ohne allen Nachtheil entsagen. Das weitere Stillen ist ein unerlaubtes Mittel der Entvölkerung.

22. Die Mädgen bekommen große Brüste, wenn ein großer Topf zum Badewasser ge-

genommen wird; hingegen kleine Brüste, wenn ein kleiner Topf genommen wird.

Manchen Müttern, die ein ansehnliches Busenwerk zu schätzen, und dasselbe, als ein sicheres Mittel zu Eroberungen, zu brauchen wissen, möchte ein Kunststück von der Art wohl behagen. Allein zur Zeit sind alle vorgeschlagene Künste so unzuverläßig, wie der große und kleine Topf!

23. Eine Schwangere muß nichts heißes an den Leib bringen, keinen Topf auf den Leib setzen: die Nachgeburt wächst davon an.

Alle Erhitzung ist den Schwangern zu widerrathen. Ein Topf mit heißem Wasser ist leicht zerbrechlich, und drückt auf den Ort, wo er angesetzt wird, folglich kann er schädlich werden, und deshalb ist es besser dergleichen Arbeiten zu unterlassen. Das Anwachsen der Nachgeburt rühret von ganz andern Umständen her. Ich kenne Fleischer- und Brauersfrauen, die bis auf den letzten Tag der Schwangerschaft große Lasten aufgehoben, und ziemlich große Gefäße voll Futterwasser an und auf dem Leibe getragen haben, aber ohne allen Nachtheil für die Nachgeburt.

24. Leberflecken, mit der Nachgeburt einer Erstgebährerin bestrichen, vergehen, so

wie

wie die Nachgeburt im Flußwasser faulet

Dies Mittel ist so zuverläßig, wie die übrigen sympathetischen Mittel. Aehnliche dunkele Farbe und Fäulniß vermögen hier nichts. Bey sorgfältig angestellten Versuchen mit Personen, die einen starken Glauben hatten, hat sich das Probatum est nicht ergeben.

25. Muttermäler erfolgen nicht, wenn nur die Schwangere die angespritzte brennende Butter nicht abwischt, oder mit der Hand an die geheimen Theile greift.

Wenn eine Frau sich aus Aberglauben will brennen lassen, ohne dem Instinkte gemäß, den Schmerz durchs geschwinde Abwischen zu entfernen, so kann man ihr den Ruhm einer stoischen Kaltblütigkeit wohl gönnen. Sie wird deshelb ihrem Kinde weder mehr, noch weniger Mäler mittheilen. Das belobte Gegengift ist lächerlich.

26. Muttermäler vergehen, wenn man dieselben mit einem Stücke Rindfleisch bestreicht, dann dasselbe einem verstorbenen Schwindsüchtigen in eine unter dem Arme angebrachte Fleischwunde steckt. Mit der vollendeten Fäulniß des Körpers, verschwindet auch das Muttermal.

Ist ebenfals ein Mittel aus der sympathetischen Classe, das nicht die Probe hält.

27. **Gepülvert Rindfleisch in kleinen Löffelchen genommen, stillet die übermäßige Monatszeit.**

Eine glaubwürdige Matrone erzählte mir die Wunderkraft dieses Fleischpulvers. Ich widersprach ihr, daß dasselbe solche Dinge thun könne; Allein sie führte Gewährsmänner an, und unter diesen Leibärzte. Sogleich war ich überzeugt: Denn Fürstenärzte müssen freylich mehr Erfahrung haben, als andere Kinder des Vater Aesculaps, und die theoretischen Kathedergelehrten! Inzwischen ward in der Folge mein Glaube wieder schwach. In der Eil vergaß ich jene unverwerfliche Zeugen, und rieth es der Tochter der nämlichen Frau, die es mit einer unerschöpflichen Beredsamkeit empfohlen hatte, Löffelweise zu nehmen. Sie willigte ein, um Recht zu behalten: (denn welche Schöne behält nicht gerne Recht?) und — das herrliche, von berühmten Leibärzten empfohlne Mittel that nichts!!

28. **Um das kalte Fieber loszuwerden, thue man abgeschnittene Nägel in ein Papier, und binde dies einem Krebse an den Schwanz: das hilft gewiß Hingegen bekommt derjenige, der den Krebs genießt, das kalte Fieber.**

Die Fortpflanzungsart der Krankheiten ist bisweilen ein Räthsel und Geheimniß; aber

beym Krebse hätte ich dieselbe doch nicht gesucht. Unter den Umständen ist es mißlich, Krebse zu geniessen, und sich dadurch eine verdrüßliche Krankheit zuzuziehen, die man spottweise Scandalum medicorum nennte. Wer durch keinen Wahn gefesselt ist, genießt dieses Geschöpf ohne Furcht und mit Dankbarkeit für den Schöpfer, der es ihm gab.

29. Urin eines Wassersüchtigen in einer Blase gesammlet, und in den Rauchfang gehangen, hebt die Wassersucht, so wie er eintrocknet.

Das Mittel ist wieder ein sympathetisches, ohne Nutzen: Das beste ist, innerlich oder äuserlich solche Arzeneyen anzuwenden, welche im Stande sind das angehäufte Wasser fortzuschaffen.

30. Der Bart des Jünglings wächst nicht, wenn ihm ein Mädgen, das zum erstenmale säuert, das Gesichte mit den Händen voller Teich streichelt.

Ein junger Mensch von vierzehn Jahren störte seine Schwester, die eben das erstemal säuerte, in ihrer Arbeit. Sie war darüber empfindlich, und überschmierte dem jungen Herrn das ganze Gesichte. Er bekam einen Bart wie die übrigen Erdensöhne zur Zeit der Mannbarkeit.

31. Ein Mädgen kann sich durch die Art, wie sie das erste Einsäuren verrichtet, eine sehr starke oder schwache Monatszeit, auf eine lange oder kurze Zeit zuziehen. Fähret sie mit zwey oder drey Fingern hinein, so hat sie ihre Sachen auch nur so viel Tage: Fähret sie mit der ganzen Hand hinein, so hat sie dieselbe fünf Tage: Braucht sie beyde Hände, so ist sie zehn Tage geplagt.

Dieser Satz ist eben so sonderbar, wie die vorhergehenden. Ein Finger mehr oder weniger trägt gewiß nichts zur stärkern oder schwächern Monatszeit bey. Die Ursach ist in ganz andern Dingen zu suchen, und die tägliche Erfahrung lehret, daß die wenigsten Frauenzimmer bey diesem Geschäfte die Finger zählen, und so bedenklich thun sollten, als der Knabe, wenn er das kalte Fußbad vor sich siehet.

32. Das Liegen auf einem Bette von Hüner- oder Taubenfedern, macht einen schweren Tod!

Vermuthlich so wenig, als das Bette von Pflaumenfedern, oder die Matraze nach Englischer Art! Die Ursachen des schweren Todes sind vielerley, und manchmal in der Natur der Krankheit, manchmal in dem Alter des Kranken zu suchen. Ein Jüngling, bey welchem die

Lebenskraft sehr feurig, die Reizbarkeit der Muskeln und Empfindlichkeit der Nerven beträchtlich, die Bewegung des Bluts stark und schnell ist, muß während der Krankheit mehr leiden, und auch wohl schwerer sterben, als der Greis, wo alle Kraft und alles Gefühl bereits durch die Reihe von Jahren getödet war. Dieser schläft sanft, öfters ganz unvermerkt ein, um leicht wieder zu erwachen; jener verläßt diese Welt unter vieler Unruhe, Kampf und Leiden. Der Anblick ist für die umstehenden Freunde schmerzlicher, als für ihn. Meistentheils hat er in diesem entscheidenden Augenblicke wenig oder gar kein deutliches Bewußtseyn, und folglich fühlet er auch nichts von Martern, unter denen er in die Ewigkeit hinüber dringt. Grausam ist es, diesen physischen Sturm der sinckenden Lebenskraft und der siegenden Krankheit für den Anfang künftiger Strafen anzusehen, oder gar für die Folgen moralischer Ungerechtigkeit zu erklären. Armer Mensch! was unterstehest du dich zu richten, und der Gottheit vorzugreifen? lerne die Kräfte der Natur kennen, und du wirst aufhören, so voreilig und lieblos zu urtheilen! Dringe nicht in die Geheimniße des Altvaters. Der Sterbende fällt und lebt ihm, so wie ehedem der klügere und tugendhafte Heide.

33. Nimm dem Sterbenden das Kopfküßen weg, und drehe den Ziegel auf dem Dache um, und er stirbt leicht und sanft. Wie

Wie kann der Ziegel und das Kopfkissen eine solche Wunderkraft äußern? Manche Kranke, besonders die vom Schlage oder Steckfluße befallen sind, sterben, dem Ansehen nach, schwer und langsam. Man glaubte ihnen einen Liebesdienst zu erweißen, und tödet sie aus Gutherzigkeit, wie der Esel in der Fabel seinen Herrn. Je tiefer sie liegen, desto eher muß ihnen die Luft fehlen, und desto früher ihr Ende erfolgen. Der Ziegel soll, wie es scheint, eine geheime Bedeutung haben. Ich will diese nicht mühsam aufsuchen. Vielleicht machen einmal inn- oder ausländische Akademisten eine Preißaufgabe daraus, deren Beantwortung für die physische und sittliche Welt eben so wichtig ist, als manche andere unnöthige Fragen!

34. **Dem Todten muß man Band und Hemde sorgfältig wegnehmen, damit er nicht daran kauen kann: denn sonst sterben mehrere aus der Familie nach.**

Dieser Aberglaube, der höchst wahrscheinlich aus den falschen Nachrichten von Vampyren entstanden ist, herrscht in hiesiger Gegend allgemein. Ehe der Todte beerdigt wird, so wird im Trauerhause, gewöhnlicher aber auf dem Gottesacker, der Sarg geöfnet; der Kopf zurechte gelegt, das Leichenhemde heruntergezogen, die eine Hälfte der mitgegebenen Citrone

in der Hand gelassen, die andere unter das Kinn gelegt, (der Arme nimmt mit einem Erdenkloß vorlieb,) und dadurch das Vermögen, am Hemde zu kauen, auf immer entfernte Welche Schwachheit! wie kann ein Todter, dessen Leichnam schlechterdings unfähig ist, eine, dem Kauen ähnliche Bewegung zu machen, das Hemde an sich ziehen? Und wenn es zufälliger Weise geschähe, wie kann das vermeintliche Kauen den Lebendigen schaden? Ganze Nationen wissen von diesem Gebrauche nichts, aber auch nichts von dessen gefährlichen Folgen. Ein bekanntes Beyspiel, das diesen Wahn widerlegt, verdienet hier eine Stelle. In einer ansehnlichen Familie starben mehrere an dem damals herrschenden Faulfieber. Anstatt von diesen die fortdaurende Sterblichkeit abzuleiten, nahm man seine Zuflucht zu der allgemeinen Sage, und bewog den Maurer, der über die Todtengewölber die Aufsicht hatte, durch viele Versprechungen in die Gruft zu steigen, die Todten zu beantlitzen, und benöthigten Falles in Ordnung zu legen. Er that was man begehrte, und fand nichts von alle dem, was er finden sollte.

35. Man muß dem Todten nichts von durchschwitzter Wäsche oder Kleidungsstücken der Lebendigen mitgeben: denn diese bekommen davon die Auszehrung.

Man erzählet sehr viele Geschichten, die diese Sage bestätigen sollen. Allein sie heben die vielen Zweifel und Bedenklichkeiten nicht, so hierbey eintreten. Anständiger ist es, dem Todten ein Sterbekleid von ungebrauchter Leinwand zu geben: Aber was soll der Arme thun, der öfters sein Bette verkaufen muß, um die Beerdigungsgebühren entrichten zu können? Mehrmalen sahe ich — traurige Erfahrung! — daß die arme Mutter ihr Hemde zerschnitt, um das Sterbekleid für ihr Kind zu haben, und noch außerdem ihre gebrauchte und durchschwitzte Haube hergab, und — bemerkte keine Auszehrung. Wer sonst keine Anlage zu dieser fürchterlichen Krankheit hat, darf von dieser Milde gegen den Todten keine Gefahr befürchten!

36. Wenn dem Sterbenden die Augen anfangen zu brechen, muß er zugleich vom Bette auf das Stroh oder Bret gebracht werden.

Diese barbarische Gewohnheit hat schon vielmals das Ende eines Sterbenden beschleunigt. Warum soll der Gatte am Gatten thun, was die Natur selbst in kurzem thun wird? Die natürliche Wärme verlieret sich mit dem wahren Tode, außer nach faulichten Krankheiten, wo eine innere Gährung die wiedernatürliche Wärme eine Zeitlang unterhält, und der Körper erstarret,

ohne gutherzige Beyhülfe der Lebenden. Die Furcht vor Verunreinigung der Betten ist selten gegründet, und das Lüften mehrmalen ein hinreichendes Mittel. Hoffentlich hat der sonderbare Gedanke vieler Menschen, als sey der Anblick eines Todten abscheulich, dazu viel beygetragen. Wer mir im Leben lieb gewesen ist, den darf ich auch im Tod nicht fürchten oder fliehen, gesetzt, man wollte auch nicht jene fromme Frau nachahmen, die ihren todten Mann bis zur Beerdigung neben sich liegen ließ? Nicht die Natur, sondern eine verzärtelte Erziehung macht uns die Todten zuwider, und dennoch können diese uns Stoff genug zu manchen vortreflichen Betrachtungen geben. Mit Thränen im Auge, erinnere ich mich eines Freundes, der seinen sterbenden Blick auf die Seinigen und auf mich richtete, und so verschied. Rührend war dieser Blick damals, und ist es noch. Er sagte mir mehr vom Tod und Unsterblichkeit, als alle gewöhnlichen Beweise der Weltweisen und Redner.

37. **Man muß dem Todten die Augen recht zudrücken, damit er sich nicht nach jemanden in der Stube umsehe, und ihn nachhole.**

Die Gewohnheit den Verstorbenen die Augen zuzudrücken, ist sehr alt. Man rechnete es den

Kin-

Kindern und Anverwandten, als eine heilige und unverletzliche Pflicht an, und so pflanzte sich dieser Gebrauch bis auf uns fort. Der wircklich Todte hat offene Augen und offenen Mund. Alle andere Zeichen des Todtens sind, ohne jene, trüglich. Es ist ein gräslicher Anblick, einen Todten mit offenen Augen und offenem Munde zu sehen, und um diesen zu entfernen, griff man den grossen Hauffen an, wo er am empfindlichsten ist. — Er that nun die traurige Pflicht aus Furcht, die er aus Liebe und Wohlwollen hätte thun sollen. Und doch ist es nöthig, für dem eilfertigen Zubinden des Mundes und Auflegen der feuchten Bauschen auf die Augen zu warnen: denn öfters ist der Todte nicht wirklich todt, sondern er schläft, d. i. er liegt in einer Ohnmacht, allgemeinen Entkräftung oder Betäubung, wo Leben und Athmen fast unmerklich sind. Hier ist das eilfertige Zubinden, was der Strick bey den Gehangenen ist. Beyde sterben nun aus Mangel an Luft. Die vorhergegangene Krankheit muß bestimmen, ob ein ächter oder nur scheinbarer Tod da ist. In jenem Falle sind die gewöhnlichen Behandlungsarten beizuhalten, in diesem aber gefährlich.

38. Sobald der Kranke verschieden ist, müssen die Fenster geöfnet, und der Seele der Ausweg verschaft werden.

Die Seele, als Geist, bedarf dieser Beyhülfe nicht. Sie trennet sich wahrscheinlich in dem Augenblicke, da der Körper nicht mehr vermag, seine physische Geschäfte zu besorgen, und entfliehet, ob ich gleich nicht weiß, wie. Die Oeffnung der Fenster ist nicht selten eine unvermeidliche Nothdurft, um den, während der Krankheit angehäuften schädlichen Dünsten einen Weg aus dem Zimmer zu zeigen, und die unreine Luft zu reinigen, die durch die Einhauchung für die Lebendigen ein wahres Gift werden könnte!

39. Wenn beim Einscharren eines Todten aus der Familie der Todtengräber zuerst eine Hacke nimmt, so stirbt der Mann zuerst nach; Nimmt er aber die Schaufel zuerst, so trift die Reihe zuerst die Frau.

Der Todtengräber (und diese Art Menschen ist gemeiniglich eine grobe und durch ihr, an sich rühmliches Geschäfte unbarmherzig gewordene Menschengattung) denkt beym Einscharren gewiß nicht an diese feine Bestimmung unserer Matronen. Er nimmt das Werkzeug, das er zuerst in die Hände bekommt oder braucht, ohne zu wissen, daß er durch diesen zufälligen Griff frühen oder späten Tod der Gatten bestimmen kann. Der gute Mann ist beklagenswerth, wenn er die Wichtigkeit seines Amtes nicht fühlet, und von der Thorheit seiner Mitbürger Gewinn

winn ziehet. Denn wie viele Damen und junge Herrn wünschen nicht, vier Wochen nach der priesterlichen Verbindung, daß diese Sage möge Wahrheit seyn!

40. Wer von den Neuvermählten zuerst ins Brautbette steigt, muß auch zuerst sterben.

Die wenigsten Neuvermählten denken wohl zu der Zeit an diesen grosmütterlichen Aberglauben, und sie thun sehr wohl daran: Er würde ihre süssen Phantasien stören, und in den Genuß erlaubter Wollust ein tödtendes Gift mischen. — Glücklich ist, wer kein Sklave solcher thörigten, und beunruhigenden Meinungen ist!

41. Wöchnerinnen müssen sich die Haare weder abschneiden, noch auskämmen: denn die Haare fallen aus.

Daß die Haare bisweilen nach dem Wochenbette ausfallen, ist bekannt, der Beweiß aber gewiß ausserordentlich schwer, daß es vom Kämmen und Abschneiden während demselben herrühren solle. Nach schweren Krankheiten geschiehet das nemliche, und ist das Kindbette wohl etwas anders. So aber Frauenzimmer auf den Glauben ihrer Mütter leben und sterben wollen, ist es schicklicher, die Haare bey herannahenden Wehen abzulocken, und die Haut durch kämmen zu säubern, damit der etwanige Schweiß im Wochenbette ihnen nicht lästig werde.

42. Ge-

42. Gebährende müssen sich keinen Knoten schürzen: das Kind kommt daher langsam.

Zur Zeit der eintretenden Geburt muß der Unterleib frey seyn. Er ist der leidende und wirkende Theil zugleich. Ihn durch Binden fässeln, hiesse ihn unthätig machen, und folglich ist es auf alle Fälle besser, das Unterröckchen zu lüften, und dadurch das Athmen zu erleichtern. Je ungehemter der Leib ist, desto mehr können das Zwerchfell und die Bauchmuskeln zur Austreibung des Kindes beitragen; Je mehr er zugeschnüret ist, desto schwerer wird es, die Wehen zu verarbeiten.

43. Recht festes Binden verhütet die Dicke des Leibes, und ist nicht zu unterlassen.

Der klügere Arzt giebt hier der herrschenden Gewohnheit etwas nach, warnet aber, wie billig, vor allzuvesten und unbequemen Binden. Dies hemmet den Abfluß der Reinigung, und erzeugt mehrmals das Uebel, dem man dadurch entgehen will.

44. Ein früher Kuß, den die Mutter dem neugebohrnen Kinde giebt, macht eine stete Zuneigung, und hält sie ab, ihm etwas Böses anzuthun.

Die Mutterliebe und Mutterpflicht hebt erst nach Erblickung des neuen Weltbürgers an, und

eben daher ist es ungleich leichter, in einer unglücklichen Stunde der Schwangerschaft abtreibende Mittel zum Nachtheil des Unbekannten zu nehmen, als den lächelenden Knaben in seinem Bettchen zu tödten. Die Natur gab der Hündin den Instinkt, sich ihrer Jungen anzunehmen, sollte es die Wöchnerin unterlassen? Um ihr die Schmertzen vergessen zu machen, die der Kleine bei seinem Eintritt in der Welt wieder Willen verursachte, und zum Theil selbst erlitt, führte man den Gebrauch ein, ihn, sobald er gereinigt und gewickelt ist, seiner Mutter darzustellen, und dadurch das Band fester zu knüpfen, womit sie die Natur schon vereinigt hatte. Man küßt ihn, und nimmt ihn mit Freuden auf, und macht stillschweigend das Bündniß, den Kleinen zu pflegen, und gegen alle Leiden zu verwahren. Glücklich ist die Mutter, die diesen Kuß ohne Wiederwillen geben kann, ohne erst nach dem Geschlechte zu fragen! Ich kenne solche Mütter, die bey der Geburt eines Mädchens sich entsetzten, höchlich entzürnten, und nichts von demselben wissen wollten, und lernte sie verabscheuen. Das Thier ist weniger unbarmherzig und gegen alle ohne Unterschied gleich dienstwillig.

45. **Kinder müssen nicht vor der Taufe an die Brust gelegt werden: Sonst werden sie sehr gefräßig.**

Der Gebrauch ist, wie ich sehe, allgemein, dem Kinde nicht eher die Brust zu geben, als bis es getauft ist. Dies geschiehet gewöhnlich den dritten Tag, und dann tritt auch gemeiniglich die Milch ein, folglich kann die Mutter nicht eher die Nahrung reichen, als bis sie dergleichen vorräthig hat. Wie aber, wenn das Kind so lange nicht warten will, und Tag und Nacht schreyet? Ein gesundes Kind braucht viel, und hat immer guten Appetit, es mag zeitig oder spät angelegt werden. Je früher dasselbe angelegt wird, desto eher ziehet es die Milch herbey, und desto weniger hat der Milchschauer zu bedeuten, vielleicht bleibt er davon gar aussen. Eine mehrmalige Erfahrung hat mich von der Richtigkeit dieses Satzes hinlänglich überzeugt. Jüngst lachte ich über diese altväterische Gewohnheit in Gegenwart einer ehrwürdigen Matrone, und ihr Blick zeigte mir, wie viel Gefahr ich zu befürchten hätte, wenn die heilige Inquisition in ihrer Gewalt wäre. Sie sind ärger, als ein Heide, war ihre nachdrucksvolle Antwort. Wissen Sie denn nicht, daß ein ungetauftes Kind kein Christ ist, und von keiner Christin gestillet werden kann. Ich fühlte den bündigen und richtigen Beweis, um nicht als ein Irrglaubiger, verdammet zu werden, und schwieg, und hatte in Gedanken Mitleid mit dem frommen Aberglauben.

46. Kinder die in der Taufe schreyen, werden nicht alt.

Wenn der Satz, so alt er seyn mag, richtig ist, so beklage ich die armen Kinder, die während der Taufe Schneiden vom Kindspeche bekommen, oder das kalte Wasser und die Entlösung der Brust im Winter nicht ertragen önnen. Diese schreyen ganz gewiß, und sind so auch gewiße Kandidaten des Todes. Ich erinnere mich an so manchen Knaben, der während der Taufe seine Stimme mächtiglich erhob, und dem ohngeachtet ein muthiger Jüngling geworden ist. Nur diejenigen Kinder werden nicht alt, welche zu zart und unreif auf die Welt kommen, oder nicht saugen können, oder nicht hinlänglich gereiniget werden, oder andere unheilbare Uebel an sich haben. Diese sterben, sie mögen in der Taufe geweinet haben oder nicht.

47. Kein Kind unter dem Jahre muß in den Spiegel gucken: Es wird blödsichtig oder blind.

Glänzende und helle Körper können freilich das Sehen stumpf machen; allein hier erlaubte man sich einen kleinen Betrug, um einem grössern Uebel zu entgehen. Wie leicht könnte das einfältige Kind bey Erblickung des andern Kindes in dem Spiegel zugreifen, denselben zerstossen, und sich durch die Glasspitzen verwunden!

Hier

Hier ist besser verwahrt, als beklagt. Nach dem Jahre ist das Kind schon klüger, oder durch die Lehren der Amme klüger gemacht, um einzusehen, daß das im Spiegel dargestellte Kind ihm völlig ähnlich sey, und greift nicht mehr nach dem Schattenbilde.

48. Kein Kind muß unter dem Jahre an Blumen riechen: es verliert dadurch den Geruch.

Davon wohl nicht; aber es ist vergebens, dem Kinde Blumen vor die Nase zu halten, da es nicht genug Feinheit der Sinne hat, den Geruch zu empfinden, und zu unterscheiden. Manche Blumen haben stachlichte Spitzen um sich, und können das zarte Händchen blutig ritzen. In andern stecken viele kleine Würmergen die das Kind nicht abzuschütteln weiß. Dies zu verhindern, wurde die Mutter durch obigen Denckspruch abgeschreckt. Nach dem Jahre ist die Unterscheidungskraft stärker, und folglich schicklicher, den Kindern Blumen zum Spielen und Puzen zu verstatten.

49. Der Kopf eines neugebornen Kindes ist im ersten Viertheljahre nicht zu kämmen, weil das Blättgen davon nicht verwächst.

Das Blättgen verwächst bei keinem Kinde so frühe, es mag gekämmet werden oder nicht, und

und daher ist die angedrohete Gefahr eingebildet. Allein an eben der Stelle ist der Kopf, als offen, anzusehen, und mancherley Gewaltthätigkeiten ausgesetzt, und es könnte also ein starker Druck beim Kämmen leicht schädlich werden. Hier war es Pflicht, Müttern und Ammen Aufsicht und Behutsamkeit zu empfehlen, und dennoch kann die Reinigung des Vorderkopfes, die eben bei dergleichen Kindern wegen Anhäufung des Schmuzes am nöthigsten ist, ohne Bedenken geschehen. Nichts hindert die Entstehung des Kopfausschlages eher, als eben das frühe Reinigen.

50 Kein Kind unter dem Jahre darf durch einen Zaun, eine Deichsel, oder einen Wagen kriechen, oder Jemand einem ältern Kinde über die Beine schreiten: Dies hindert das Wachsthum

Solten wohl diese Dinge eine solche wunderthätige Kraft besitzen? Ich zweifle. Aber schaden können sie dem Kinde auf mancherley Art. Wie leicht kann es sich stossen, quetschen, ritzen, oder von dem abschüßig stehenden Wagen geklemmet werden, oder wohl gar Arm und Bein brechen! Wie leicht kann ein schädliches Gewürme oder Scherbe daselbst verborgen liegen! Ein abermaliges Schreckbild für die Mutter, auf ihr Kind genaue Aufsicht zu haben, damit es nicht

Schaden nehme. Eben dies gilt auch von dem letzten Abschnitte. Beim Hinüberschreiten kann der Erwachsene sehr leicht fehl treten, und dadurch dem Kinde Schaden thun, aber das Wachsthum, denk ich, nicht hemmen. Denn wer gesunde und grade Gliedmaßen hat, wächst leicht in die Höhe. Daß das Zurückschreiten alles Unheil wieder wegnimmt, mögen die gutherzigen Matronen, und ihnen ähnliche Männer glauben.

51. Die Nägel müssen unter dem Jahre nicht abgeschnitten, sondern abgebissen werden: denn auch dieses hindert das Wachsthum.

Alle Theile des Körpers, die übermäßig wachsen, und einen üblen Anblick geben, müssen sorgfältig weggenommen werden. Grosse Nägel sind bei kleinen Kindern eben so unanständig, als bei Erwachsenen; aber noch unanständiger ist es, die Waffen des Hundes dazu zu brauchen, wo uns Kunst und Wohlstand gelehret hat, die Scheere anzuwenden. Je öfter die Nägel abgeschnitten werden, desto ehr pflegen sie zu wachsen. Hoffentlich wollte man durch diesen Rath die Mütter warnen, vorsichtig bei dieser Operation zu Werke zu gehen, und nicht zu tief zu schneiden, damit das Kind nicht gefährdet werde. Und eben dies kann beim Abbeissen oder Abreissen am ersten geschehen.

52. Die Windeln dürfen nicht kalt gewaschen werden: davon behalten die Kinder das Schneiden.

Zärtliche Kinder bekommen leicht von Erkältung, Unreinigkeit, und verschiedenen andern Ursachen, das Schneiden. Aber dahin ist das Waschen der Windeln im kalten nicht zu rechnen. Ihre Unsauberkeit macht es nothwendig, dazu warmes Wasser zu nehmen, und um faule Mütter zu warnen, erfand man diesen Betrug.

53. Je hurtiger der Nabel abgeschnitten wird, desto eher fällt der Rest ab.

Ich beklage die armen Kinder, an denen eine schläfrige und wohlbedächtige Hebamme diese Operation verrichtet, wofern diese Regel wahr ist; Natur der Sache und Erfahrung sind hier die beste Wiederlegung.

54. Einem entwöhnten Kinde muß man, wenn es aus der Kirche zurück gebracht wird, ein warmes Ey in die Hand geben. Je eher dasselbe weggeworfen wird, desto eher ist die Mutterbrust vergessen.

Das unschicklichste und sicherste Mittel zu Erreichung dieser Absicht. Der heftige Schmerz zwingt das Kind, alte Gewohnheit, Muttermilch zu suchen, auf einige Zeit zu vergessen; aber sehr leicht folgt Entzündung der Hand mit

andern traurigen Zufällen hinten nach, und so ist das letzte Uebel ärger, als das erste. Hat die empfehlende Großmutter Lust, und Belieben, sich die verlohrne Hitze auf diese Art wieder zu geben, so sey es ihr erlaubt. Vielleicht hilft es dem Kinde eben so leicht, die Brust vergessen, und wenn sie es nur erstlich glaubt, ganz gewiß. Denn der Glaube vermag alles.

55. Ausgetrocknete und gepülverte Nabelschnur hilft gegen das böse Wesen.

Ein vortreffliches und erprobtes Mittel zu der Zeit, da Hundskoth, Menschenschädel und ähnliche Abscheulichkeiten unter den Arzneimitteln standen, und Paullinis Dreckapothecke eine fünfmalige Auflage erlebte, um dem sonderbaren Geschmacke des vorigen und jetzigen Jahrhunderts ein immerwährendes Denkmal zu errichten. Jetzt achtet der klügere Arzt dergleichen ekle Mittel nicht, die, wie die gepulverte Nabelschnur, gleich unwirksam sind. — Andere behaupten: man müsse dieselbe, als ein Heiligthum, aufbewahren, um beim Eintritt ins Ehebette kein Spiel der Unholden zu werden. Dann trägt sie gewiß eben so viel dazu bei, als das aufbewahrte Kränzchen der Bräute, das Zeichen der Jungferschaft, die oftmals vor dem Tage der Trauung verscherzt war. Wahrscheinlich hat der Aberglaube zuerst die Aufbewahrung derselben

nothwendig gemacht, damit sie nicht zum vermeintlichen Behexen angewendet würde, und in der Folge war man schwach genug, in ihr eine geheime Kraft gegen eine so gefährliche und hartnäckige Krankheit, als die Fallsucht ist, zu finden. So gar Aerzte, die gewöhnlichen Väter und Fortpflanzer des medicinischen Aberglaubens, sind hiervon nicht ganz frey zu sprechen.

56. Eine Schwangere muß die ersten Früchte abbrechen, wenn die Bäume fruchtbar werden sollen.

Nun so wünsche ich allen Gärtnern, Gartenbesitzern und Gartenanlegern schwangere Frauen und schwangere Mädgen, so viel sie zum Gedeihen nöthig haben, damit die Bäume auf ihr wohlthätiges Berühren hundertfältige Früchte bringen. Nur besorge ich, es trägt dazu so wenig bey, als das Anrühren der Kröpfe durch die Hand der Könige von Frankreich etwas gegen dieselbe vermag, oder die wunderthätige Hand des Weiland wohlberichtigten und ehrwürdigen P. Gaßners die Zuckungen unausbleiblich hob.

57. Honig und Kümmel, alle Morgen auf Brod gegessen, macht Schwangern eine leichte Geburt.

Der Kümmel ist ein gutes Windmittel, und der Honig kann den Leib schlüpferig machen.

Beides möchte den Schwangern manchmal nöthig seyn. Im Klystir beygebracht, befördern sie die Oefnung und den Abgang der Winde, und können zu jeder Zeit behagen, wenn dergleichen Wirkung nöthig ist. Aber die Geburt befördern sie nie.

58. Viel Honigessen während der Schwangerschaft macht Flecken im Gesichte.

Die gelbe Farbe des Honigs, und die gewöhnlichen Flecke der meisten Schwangern, scheinen diesen wohlweisen Spruch erzeugt zu haben, der so wahr und richtig ist, wie mehrere von der Art.

59. Frauenzimmer, die zur Zeit des Monatlichen Milch oder Leber essen, bekommen davon Leberflecken.

Hoffentlich so wenig, wie von Honig, mehr von der schlechten Beschaffenheit ihrer Säfte und ihres Körpers. Dann ist schlechte Farbe mit und ohne Flecken leicht zu erwarten. Uebrigens kann man den Frauenzimmern zu der Zeit die sorgfältigste Lebensordnung im Essen und Trinken anrathen, damit dies natürliche und zu ihrer Gesundheit höchst nöthige Geschäffte, nicht etwann in Unordnung gerathe.

60. Wer

60. Wer in den zwölf Nächten Erbsen ißt, bekommt davon Schwären.

Was die zwölf Nächte vermögen, weiß ich nicht, da ich kein Sternseher und Sterndeuter bin: Aber das weiß ich, daß Erbsen eine ungesunde Speise sind, und die Beobachter manche üble Wirkung von dergleichen Hülsenfrüchten aufgezeichnet haben. Am rathsamsten ist es, dieselben mäßig, und selten zu genießen, zumal wenn damit ein ruhiges und sitzendes Leben verbunden ist. Die Aehnlichkeit zwischen Erbsen und Schwären kenne ich gar nicht, und wofern diese auf jene innerhalb der zwölf Nächte oder nachher erfolgt sind, so ist gewißlich die wahre Ursache übersehen worden.

61. Wer in den zwölf Nächten nießt, stirbt nicht.

Der Gebrauch, einem Niesenden Gesundheit anzuwünschen, ist sehr alt, so wie das Niesen selbst unter gewissen Umständen immer heilsam seyn kann. Wie aber das, so in den 12 Nächten erfolgt, für dem Tode verwahren könne, weiß ich nicht. Vielleicht wissen es die Kalendermacher von Profeßion, da sie, wie man sagt, ihr Jahrbüchlein nach diesen Tagen abmessen, und die erfahrnen Matronen, belegen es mit zuverläßigen Beyspielen.

62. Wer sich alle Freitage die Nägel an Händen und Füssen abschneidet, oder die Christnacht aus dem Bette bleibt, bekommt keine Zahnschmerzen.

Zahnschmertzen sind eine empfindliche Plage der Mannspersonen, vorzüglich aber der Frauenzimmer, und entstehen von ganz verschiedenen Ursachen. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn bald dies, bald jenes Mittel geholfen haben soll. Das Abschneiden am Freytage gründet sich, wie es scheint, auf die ehemalige Anhänglichkeit an gewisse Tage, für welche die eintretende Schmerzen keine Achtung haben. Das Mittel ist so lange erprobt, als keine von den gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Ursachen auf die Zähne wirkt. Hält es dennoch die Probe aus, so will ich meinen Unglauben fahren lassen. Die Christnacht welcher der fromme Aberglauben so manche Wunderkraft beygelegt hat, kann wegen der gewöhnlichermassen rauhen oder feuchten Witterung eher Zahnschmertzen erzeugen, als verhüten. Ich erinnere mich an einige untrügliche Beyspiele. In einem Lande, wo die gemischten Confeßionen die Christnacht zu verschiedenen Stunden in verschiedenen Kirchen feyerten, pflegten viele junge Herren und Mädgen die Runde zu machen, und bey so guter Gesellschaft an kein Bette zu denken. Und democh bin ich die folgende Tage geru-

gerufen worden, die in der Christnacht geholten Zahnschmerzen zu vertreiben.

63. Ein Knochen, auf der Gerichtsstädte mit den Zähnen vor Sonnenaufgang aufgehoben, und über sich geworfen, vertreibt die Zahnschmerzen.

Der Aberglaube macht gewöhnlich schüchtern und furchtsam, hier herzhaft und entschlossen. Es gehöret Muth dazu, in der frühen Morgendämmerung an den schaudervollen Ort zu gehen, wo Missethäter auf Galgen und Rad modern, einen bemooßten, bethaueten, halbverweßten und herabgefallenen Knochen mit den Zähnen aufzuheben, und rückwärts zu werfen, wie ehedem Deukalion und Pyrrha die Steine, um neue Menschen nach der Sündfluth zu erschaffen. Für Entsetzen möchte, bey einigen Personen von lebhafter Einbildung, der Schmerz aussenbleiben, um in kurzem desto heftiger oder gefährlicher wiederzukommen, oder ein ungleich größer Uebel zurück lassen. — Andere empfehlen jeden in freyer Luft und auf dem Anger modernden Knochen, um damit das Zahnfleisch zu bestreichen. Beides entspricht nicht der Erwartung, und bleibt immer ein unerlaubtes Mittel. Warum will ich die Vorrathskammern des Henkers und seines Knechtes plündern, so lange noch bessere und angemessenere Arzneyen vorhanden sind?

64.

64. Ein mit den Zähnen aus dem seichten Wasser herausgeholter und in der Tasche getragener Kieselstein, verhütet die Zahnschmerzen.

Abermals ein heilsames und bewährtes Arzneymittel aus der Rockenstube. Denn ausser der Aehnlichkeit zwischen dem weißen Zahn und weißen Kiesel, finde ich nichts, woher ich die erstaunende Kraft ableiten solle.

65. Ein Feuerstahl und wilde ungeschälte Kastanien, aber ungrad, in den untersten Rock gethan, vertreiben das Reissen, sobald sie schwarz werden.

Das letzte kann leicht vom Schweiße geschehen; das erste wird so lange anhalten, bis der Arzt bessere, und der besondern Ursache der Krankheit angemessene Arzneyen verordnet. Alle diese und ähnliche empfohlene Mittel, sind nur so lange Verwahrungs-Mittel, als das Uebel noch nicht da oder sehr gering ist, und ich weiß Personen, deren Glaube wankend wurde, sobald der Schmerz auf die strengste Beobachtung dieser großmütterlichen Regel nicht vergieng.

66. Ein mit dem ersten Monatlichen befleckte und aufgelegtes Tuch vertreibt Krampfadern und Rothlauf.

Vermuthlich steckt hier die geheime Kraft in der Farbe, wodurch eins das andere vertreibt,

und wer etwas so gar abgeschmacktes glauben kann, mag den Himmel um Erleuchtung des Verstandes, und mehrere Kenntniß der Naturkräfte bitten.

67. Ein weißes Wiesel'ell heilet das Roth'auf, wenn der kranke Theil damit gestrichen und bedeckt wird.

Das Rothlauf verliert sich, sobald die Ausdünstung wieder hergestellet wird, und dann wird jedes erwärmende Mittel, es heiße Wiesel- oder Kaninchenfell, sey weiß oder schwarz, etwas zur Erreichung dieser Absicht beytragen können.

68. Am Himmelfahrtstage genähete Kleider ziehen die Wetter an sich.

Die Erfahrung lehrt, daß einige Körper mehr oder weniger die Gewittermaterie anziehen, und eben deshalb sind alle Bäume gefährlich, doch mehr die voll wässerichter Säfte sind, z. B. Linden- Birken- Ulmen- Pappeln- Erlen- Buchen- Aepfel- und Birnbäume, als die harzigen, z. B. Fichten- Tannen- Lerchen- Pflaumen- Kirsch- und Kastanienbäume. Auch werden die Knöpfe an den Röcken manchmal bey einer also großen Nähe der Wetterwolke glänzend, und wie mit Feuerbüscheln übersäet; allein die Kleider haben diese Kraft gar nicht,

oder in sehr geringem Grade. Es giebt Beyspiele, daß Brandweintrinker durch ihre geistige Ausdünstung den Blitz an sich gezogen haben, und davon getödtet worden sind, ohne daß die Kleider nur im geringsten versehret waren. Wahrscheinlicher Weise wollte man durch diesen schreckhaften Zuspruch das Arbeiten an dem Tage verhindern, weil der große Haufe, wie der Jude, glaubt, man müsse an solchen zum Gottesdienste bestimmten Tagen gar keine Arbeiten vornehmen.

69. **Kinder müssen mit keiner Ruthe aus einem schon gebrauchten Besen geschlagen werden: Sie verdorren davon.**

Bey dem Gebrauche der Ruthe hat man die Absicht, ungezogene Kinder durch unangenehme Empfindungen zu bessern. Je frischer und biegsamer die Aestgen sind, desto mehr greifen sie in die Haut ein. Dies ist von den dürren Aestgen nicht so leicht zu erwarten, weil sie abbrechen, und durch ihre Spitzen verwunden können, den etwaigen Schmutz nicht zu erwähnen. Aber das sehe ich nicht ein, wie Dürre des Besens und Verdorren des Körpers einander so verwandt seyn sollen, und deshalb glaube ich, man hat dadurch manchen Aeltern die Unart abgewöhnen wollen, jeden Stock, den sie finden, zur Züchtigung anzuwenden. Der große

Hau-

Haufe will durch starke Eindrücke von gewissen Dingen abgehalten werden, und eben dazu schien das angedrohete Verdorren, ein bequemes Mittel zu seyn. Selbst Fürsten brauchen öfters die Furcht, um böse Handlungen zu verhüten; soll es dem Sittenlehrer und Arzte weniger erlaubt seyn, wie Fürsten zu denken, und zu handeln? Nur hat jedes Ding seine angewiesene Gränzen.

70. **Räuchern mit Thierklauen oder gebrandten Fröschen, scharlachfarbnes Tuch über den leidenden Theil gelegt, und ausgedrocknete Kröten um den Nabel gebunden, helfen gegen Mutterblutsturz.**

Räuchern mit zusammenziehenden Körpern, hat manchmal den Mutterblutsturz gehoben, aber dazu bedarf es dieser übelriechenden und garstigen Dingen nicht. Die Scharlachfarbe und das abgehende Geblüte haben nichts mit einander gemein, als die Farbe, und diese kann hier wohl nichts zur Genesung beitragen. Die todte Kröte, wofür die meisten Frauenzimmer schon erbeben, wenn sie dieselbe nur nennen hören, oder hüpfen sehen, kann den Fluß nur durch den Abscheu hemmen, wenn es anders jemals geholfen hat, und dafür hat der Arzt seine kalte Umschläge, Tuchpropfe und Einspritzungen, die mehr thun, als alle obigen Mittel.

71. Eine Wöchnerin muß während der Sechswochen nicht in den Keller gehen: ihr Kind kommt darüber ins Gefängniß.

Es ist unschicklich, daß eine Wöchnerin, wenn es anders möglich ist, in den kalten Keller geht, zumal in den ersten Tagen, und sich lange daselbst aufhält. Davon kann die Geburtsreinigung unterdrückt, und manches Uebel erzeugt werden. Aber dem Kinde kann dies wohl nicht schaden. Man schreckte die Mutter mit dem Kinde, um sich selbst vor üblen Folgen zu verwahren.

72. Man muß keine schwangere Frau zur Gevatterschaft nehmen: Ein Kind muß sterben!

Es ist bekannt, daß über die Gevatterschaften sich manches sagen ließe, das deren Abstellung nothwendig macht. Die Ursache, weshalb dieser Kirchengebrauch, in den ersten Zeiten des Christenthums eingeführet wurde, fällt gegenwärtig weg; wozu also dessen durch geschärfte Gesetze erzwungene Beybehaltung, die so manchen ehrlichen Mann wegen des damit verbundenen Aufwandes drückt? Das Einschreiben ins Kirchenbuch, das Kind sey getauft worden, erfüllet die nemliche Absicht, wozu sollen Pathen erbeten werden. Aber das Kind in Mutterleibe

kann auf das in Küssen liegende Kind nicht würken, und wofern eins derselben in der Folge verstorben ist, werden wohl andere Ursachen vorhanden gewesen seyn. Denn die Todtenlisten lehren, daß die Sterblichkeit ohnedem in den ersten Jahren am stärksten ist. — Das nämliche gilt auch von einer schwangern Hebamme, die, wie man glaubt, die Geburt erschweren, und erlängern soll! Sie trägt nur soviel dazu bey, in wiefern sie wegen ihres dicken Leibes in den letzten Monaten der Schwangerschaft ganz schwerfällig und unbehülflich wird, und alle Handgriffe vermeidet, wozu Kräfte und Anstrengung erfordert werden.

73. Aderlassen in den Hundstagen macht närrisch.

Aderlassen ist weit eher ein Mittel, die zu der Zeit gewöhnlichermassen ausbrechende Narrheit zu verhüten. Ueberhaupt bleibt diese chirurgische Operation in allen Krankheiten, die vom Blut herrühren, nützlich und heilsam, und der Mißbrauch kann den guten Gebrauch nicht zweifelhaft machen.

74. Ein Kind, mit dem man nüchtern spricht, wird dadurch beschrien.

Der Speichel hat an sich keine schädliche Eigenschaft, ob er gleich des Morgens etwas

scharf

scharf geworden zu seyn scheint. Das Beschreien und der daher entstandene Mangel des Gedeihens ist eine Hirngeburt der alten Matronen. Eben so lächerlich ist der Wahn, als ob drey Stücke Brodt, in ein neues Kleid gesteckt, das Beschreien hintertreiben könnten!

75. Drey Eyerbruten, auf einmal eingenommen, verhindern das Unrichtiggehen, und befördern das Schwangerwerden.

Dieser Theil der Eyer ist die Folge der Befruchtung; denn in den freywillig und ohne Bewirkung des Hahns gelegten Eyern fehlet er ganz. Allein es verräth eine wahre Schwachheit des Geistes und Leichtglaubigkeit, von dergleichen Kleinigkeiten die oben angeführte Wunderkraft zu erwarten. Ein ungleich bessers Mittel ist, auf die Beschaffenheit der Monatszeit Acht zu haben, ob sie zu stark, schwach, misfarbig oder unordentlich ist, die gewöhnliche Zeit des Unrichtiggehens erst, wo möglich, zu übergehen, ehe die Schwängerung erfolgt, denn durch zeitiges Aderlassen und Vermeidung alles dessen, was das Blut in heftige Bewegung bringen kann, z. B. Laufen, Springen, Tanzen, Zorn, Beyschlaf, Wein, ꝛc. dem etwanigen neuen Mißgebähren vorzubeugen. Dies erfolgt gemeiniglich um den dritten Monat, oder gerade wieder um die Zeit, da das erste

Miß-

Mißgebähren kam, und nachher um den sechsten Monat. Beide Zeitpunkte sind hierbey am meisten zu meiden.

76. Wenn das Grab nachfällt, stirbt Jemand aus der Familie des Todten nach.

Das Einfallen hängt theils von der Lockerheit der Erde, theils von der Art des Aushölens durch den Todtengräber ab. Denn wenn unten zu tief seitwärts gegraben wird, so muß die obere Erde allerdings nachfallen. Allemal ist es einfältig, von solchen kleinen und zufälligen Dingen Leben und Tod abzuleiten.

77. Wenn der Todte weich bleibt, oder rothe Lippen behält, so holet er Jemanden aus der Familie nach.

Dieser gemeine Spruch ist eben so falsch, wie der vorige. Denn alles kommt auf die Krankheit an, woran der Todte gestorben ist. Die Leichname werden meistentheils hart, aber nach Krankheiten aus der faulichten Classe mehr weich, und biegsam. Bisweilen erfolgt dergleichen, wenn bis an den letzten Augenblick des Lebens erwärmende und schweistreibende Arzeneyen genommen worden sind. Und eben so verhält sichs auch mit den blassen und rothen Lippen. Die Quelle aller dieser und ähnlicher Sagen, ist eine einzele Erfahrung, wo dergleichen

chen erfolgte, und die man, ohne Prüfung, für allgemein annahm. Denn je mehr man alle Erscheinungen in der Natur untersucht, desto mehr wird man von dem grossen Hange befreyet, alles ungewöhnliche für übernatürlich und vorbedeutend anzusehen. Dies hat ausserdem noch den Nutzen, daß man durch dergleichen Betrachtungen veranlaßt wird, ruhiger und gelassener über alle Vorfälle des Lebens nachzudenken, Ursachen und Wirkung zu untersuchen, Nichts von ohngefähr anzunehmen, aber auch durch keinen irrigen Wahn in Furcht und Angst über die Zukunft zu gerathen. Wer dies kann, ist ein wahrer Weise, über alle Schreckbilder der Einbildung erhaben.

78. **Man muß keine Thränen auf den Todten fallen lassen: Dieser hat keine Ruhe, und der Lebende zehret sich ab.**

Man kann die Todten betrauern, aber mit Maaße, da die süsse Hoffnung der Unsterblichkeit die Thränen am ersten eintrocknen kann. Um also das Uebertriebene zu hindern, ersann man dies unschickliche und kleinmüthige leichte beunruhigende Mittel. Was soll mir die Thräne an der Gesundheit schaden, womit ich den Gatten, das Kind, den Freund im heftigen Anfalle der Wehmuth benetze? Sie ist schon vertrocknet, wenn der Todte in die Erde kommt, und die

Ver-

Verwesung anhebet, seinen Körper zu zerstöhren. Habe ich keine natürliche, oder durch allerhand Fehler, in der Lebensordnung erworbene Anlage zur Auszehrung, so wird mich die entfallene Thräne nicht beunruhigen, oder Gift in die Freuden des Lebens giessen. Nie werde ich mich scheuen, den Todten, so lange es der Geruch erlaubt, und seinen Leichnam ohne Abscheu zu berühren. Beklagenswerth ist, wer von natürlichen oder durch sonderbare Zärteley und Ziererey erlangten Widerwillen abgehalten wird, sich dem Todten zu nahen, und in seiner Nachbarschaft Youngs Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit zu wiederholen.

Daß kurze Lebensbeschreibungen von alten ehrwürdigen Männern, die sich um die Vorwelt verdient gemacht haben, uns eine angenehme Unterhaltung liefern, ist längst bekandt; daß auch sogar in manchen Kalendern uns solche Biographien geliefert werden, wird ein jeder, der nur einige Kenntnisse von Kalendern besitzt, wissen; es wird mir es also Niemand verüblen, wenn ich auch von solchen Lebens-Beschreibungen manchmal in diesen Kalender-Lesereyen einen Gebrauch mache. Hier folgt Leben und Thaten des großen Anscharius, Ersten Erz-Bischoffs zu Hamburg und Bremen, des Nordischen

Apostels. Lesen Sie nicht allein den Titel, sondern auch die folgende Nachricht: so werden Sie Sich nicht wundern, daß ich davon einen Gebrauch gemacht habe! A. d. S.

Unter den merckwürdigen Personen des neunten Jahrhunderts, zeichnet sich Anschar ius durch sein Genie, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, Uneigennützigkeit, Diensteyfer, edle Denkungsart, kurz, durch eine wahre Seelengröße, vorzüglich aus. Dieser große Geist und erster Erzbischoff zu Hamburg, ward in Frankreich 801 den 8 September gebohren, und aus einem edlen Geblüte entsproßen. Schon in seiner zarten Kindheit ließ derselbe Spuren eines guten Herzens und großen Verstandes von sich blicken. Dies veranlaßte seine Eltern, ihn dem Studieren, und zwar dem geistlichen Stande zu wiedmen. Zu dem Ende wurde derselbe sehr frühzeitig der Aufsicht geschickter Lehrer anvertrauet. Bey heranwachsenden Jahren begab er sich in das Benedictiner = Kloster zu Corvey, wo er in der dasigen Kloster = Schule zu dem Stande, welchem er sich gewidmet hatte, ferner ausgebildet wurde. Hier machte derselbe schnelle Fortschritte auf seiner neuen Laufbahn, und übertraf in kurzem alle seine Ordensbrüder an Einsicht, Wissenschaften, und Frömmigkeit. Sein

vortrefliches sanguinisch cholerisches Temperament, durch eine gute Erziehung noch mehr veredlet, kam ihm dabey sehr gut zu statten, und bildete denselben zu einem Epochen machenden Helden der christlichen Kirche. Der Glanz seiner hervorstehenden Talente, seines tief durchdringenden und alles umfaßenden Verstandes, seines Eyfers, Muths und Entschlossenheit, konnte in jenen finstern Zeiten, wo wahre Gelehrsamkeit eine seltene Erscheinung war, nicht lange verborgen bleiben. Der Ruf davon breitete sich gar bald in den christlichen Staaten aus, und drung bis zu dem Throne der Fürsten. Anscharius wurde nun geschäzt, bewundert und gesucht. Kaiser Ludwig der Fromme war der erste, der den großen Verdiensten unsers Helden Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Dieser Monarch, und Sohn Carl des großen, der sich durch seine Frömmigkeit einen so schönen Beynahmen in der Geschichte erworben hatte, wurde der eyfrigste Beförderer unsers Anscharius. Er zog denselben aus der Dunckelheit des Klosterlebens heraus, machte ihn zum Apostel der nordischen Völker, und empfahl ihn Olaus, König in Schweden so nachdrücklich, daß dieser sich entschloß, den Anscharium in seine Staaten kommen zu lassen, und denselben zur Bekehrung seiner heydnischen Unterthanen, zu gebrauchen. Dieser fromme Mönch mit allen

Eigenschaften eines Heydenbekehrers ausgerüstet, und von den Großen der Erden unterstützt, trat nun sein Apostelamt an. Er reisete im Frühjahre 829 von Corvey ab, und gelangte im Sommer glücklich in Schweden an. Der Erfolg seiner Mißion entsprach vollkommen seinem Eyfer, und dem Erwarten seiner erhabenen Beschützer. Seine Predigten, die er an die heydnischen Völker jener nordischen Reiche hielte, waren Gefühlvoll und hinreißend. Diesem Redner von göttlichem Eyfer entflammt, konnte nichts widerstehn. Ein jeder, der ihn hörte, wurde gerührt, und von der Stärke seiner Beweisgründe dergestalt überzeugt, daß er mit Freuden die christliche Religion annahm. Seine Reden waren nicht im Menschenton abgefaßt; keine seichte Moral, kein Schulwitz, täuschten das Herz seiner Zuhörer. In einer kunstlosen, männlichen Beredsamkeit mahlte er ihnen die Vortreflichkeit der christlichen Religion so lebhaft ab, und bewies sie ihnen, durch sein eigenes exemplarisches Leben so nachdrucksvoll, daß es nicht mehr von ihrer Wahl abhing, sich für oder wider die christliche Religion zu erklären. O göttliche Beredsamkeit, wie groß und hinreißend ist deine Stärke, und wie wenig findet man sie heutiges Tages auf unsern Lehrstühlen! Anschar ius kannte ihren ganzen Werth; er machte Gebrauch davon; und ganz Norden

wurde

wurde bekehrt. Bey der Ausführung dieses wichtigen Unternehmens, welches das wahre Wohl vieler Tausende zum Gegenstand hatte, blieb unser nordische Held immer sich selbsten gleich, immer in sich selbst eingekehrt, und in der demüthigsten Stellung. Er schrieb sich von allem nichts, nichts seinen Kanzelgaben, nichts seinen Talenten, sondern Gott lediglich alles zu. Seltenes Beyspiel! seltene Demuth! aber auch seltene Belohnung! Anscharius kehrte voll Segenswünsche der bekehrten Völker, von allen geliebt, von dem Souverain geschätzt, in sich selbst durch Erfüllung seiner Pflicht beruhigt, vergnügt und freudig nach Corvey zurück, ging hierauf nach Aachen, gelangte daselbst 831 an, legte bey seinem großen Beförderer Ludwig dem Frommen, Rechenschaft von seiner nordischen Gesandtschaft ab, wurde von diesem frommen Kaiser mit ausnehmender Achtung empfangen, für seinen Eyfer nicht nur mit dem Kloster Turholt beschenkt, sondern auch zum Vorsteher des neuen Klosters zu Neu-Corvey ernannt. So findet Rechtschaffenheit des Herzens, Treue, Tugend und Frömmigkeit, nicht nur in sich selbst Belohnung, sondern wird auch endlich erkannt, geschätzt und vergolten! Anscharius blieb als Vorsteher des Klosters zu Neu-Corvey, nicht lange auf seinem Posten. Der Wirkungskreiß war zu eingeschränkt für einen so erhabenen

und allgemein thätigen Geist. Der fromme Kaiser war nunmehro ernstlich darauf bedacht, den grossen Plan seines noch grössern Vaters auszuführen, und in Hamburg einen Erzbischöflichen Sitz zu errichten. Zur Ausführung einer so wichtigen Sache, wovon das Wohl aller nordischen Völker abhing, wurde ein Mann von grosser Geistesstärke, von wahrer Gelehrsamkeit, von brennendem Diensteyfer, von Muth, Entschlossenheit und Frömmigkeit erfordert. Alle diese seltenen und grossen Eigenschaften, fanden sich in der einzigen Person des demüthigen Abbts zu Neu-Corvey vereiniget. Die Wahl mußte also nothwendig auf Anscharium fallen. Jedermann, auch selbst der römische Stuhl, war mit dieser Wahl zufrieden. Der Pabst Gregorius der vierte war, aus politischen Absichten, um desto bereitwilliger, ihn in dieser Würde zu bestätigen, weil er den Anscharium zu Rom persönlich kennen und seine Talente schätzen lernte. Anscharius wurde also einstimmig zum Erzbischof von Hamburg ernennet, und 834 feyerlich eingeweyhet. Die Einweyhung wurde mit grossem Pomp von Drogo, dem Erzbischof von Metz, und Bruder des Kaisers, in Beyseyn der Erzbischöffe zu Mainz, Rheims und Trier, verrichtet.

Anscharius würksamer Geist zeigte sich in dem zwiefach erhabenen Posten eines Hamburgi-

schen Erzbischofs und nordischen Apostels, in seiner ganzen Thätigkeit. Er schickte nicht nur Mißionarien in grosser Anzahl, und unter denselben Ebbo und Gautbert namentlich aus, um die Heyden in Dännemark, Norwegen, Schweden, und umliegenden Gegenden zum christlichen Glauben zu bringen, sondern machte auch in seinem Erzbischöflichen Sitz zu Hamburg, selbsten solche fürtrefliche Anstalten, die seiner Denkungsart Ehre, und sein Andenken bey der Nachwelt unvergeßlich machen. Seiner mehr als väterlichen Sorgfalt, hat Hamburg die Dom- und St. Peters-Kirche, das Kloster, eine schöne Bibliothek und die fürtreflichsten Schulanstalten zu verdanken. Er ordnete alles, auch selbsten die Lehrart an. Seine Pädagogik hatte derselbe zwar nicht in den Philantropinen zu Dessau und Marschlin erlernet, sondern in der Klosterschule zu Corvey, von einem ehrwürdigen Mönche, Namens Radbertus. Nichts desto weniger war sie für jene Zeiten brauchbar, und bildete die fürtreflichsten Köpfe, die dem Staate ersprießliche Dienste leisteten.

Mitten auf der Laufbahn seiner menschenfreundlichen Anstalten, wurde Anscharius plötzlich unterbrochen. Finsterniß streitet gegen das Licht, und Vorurtheile empören sich immer gerne gegen den hellen Strahl der Wahrheit!

So war's ehedem, und so ist es heutiges Tags. Dumme barbarische Völker, mit Finsterniß umhüllt, und von Leidenschaften geleitet, konnten das Licht, so sie in der Nähe blendete, nicht vertragen. Vom blinden Eyfer entzündet und von Rache entflammt, kamen sie 845 vor Hamburg, berennten die Stadt, eroberten sie und opferten alles ihrer Wuth auf.

Anschar ius, der nicht gewohnt war, mit dem Schwerdt drein zu schlagen, sahe auf einmal seine besten Entwürfe zum Wohl des menschlichen Geschlechts vereitelt, und sich selbsten genöthiget, zu entfliehen, um wenigstens sein Leben zu retten. Er suchte auf seiner Flucht Schutz bey dem Bischof Leuderich in Bremen; allein dieser geistliche Tyrann schlug ihm denselben ab. Er mußte so lange auf gut Glück herumirren, bis er endlich nach Ramsloh kam, wo ihn eine tugendhafte und fromme adeliche Dame, Namens Ikia, mit vieler Freundschaft und Leutseligkeit auf- und annahm. Hier blieb er so lange, bis ihm Ludwig der jüngere seinen Schutz angedeyhen ließ. Vom innigsten Dank gegen seine grosse Wohlthäterin, die ihn auf seiner Pilgrimmschaft so großmüthig aufnahm, angetrieben, hat derselbe nach der Hand ein Kloster zu Ramsloh, zum ewigen Denkmal der daselbst genossenen Gastfreundschaft, errichtet.

Nach dieser harten Probe des Glaubens und Vertrauens auf Gott, kehrte Anscharius nach seinem erzbischöflichen Sitz zu Hamburg zurück, und fuhr in seinem löblichen Eyfer, alles um sich her glücklich zu machen, muthig fort. Hamburg war hierbey sein erstes Augenmerk, und er brachte es, durch sein unabläßliches Bemühen so weit, daß diese Stadt in kurzer Zeit viel grösser und verschönert wieder aufgebauet werden konnte. Keine edle That bleibt unbelohnt! Anscharius ist ein deutlicher Beweiß davon. Derselbe opferte sich selbst für das Wohl des menschlichen Geschlechts auf, und suchte darinnen sein einziges Vergnügen und Beruhigung. Nur auf das allgemeine Wohl der Menschen ging sein einziges Bestreben, und nicht nach höhern Ehrenstuffen. Gleichwohl wurde er mit Ehre und Ruhm überhäuft, und erhielte beydes, als eine Beylage seiner Frömmigkeit. Pabst Nicolaus vertraute seiner Inspektion im Jahr 858 die Kirche zu Bremen an, und vereinigte sie mit der von Hamburg. Beyde Erzbisthümer hat er noch 7 Jahre mit aller nur möglichen Treue und großem Ruhm verwaltet. Endlich nahete der grosse Tag der Erndte heran. Anscharius fühlte den herannahenden Tod. Er, der sich schon längstens durch würdige Thaten auf die Ewigkeit zubereitet hatte, ging demselben

getrost

getrost, als Philosoph, Menschenfreund und Christ entgegen. Die großen Zurüstungen der Trennung schreckten ihn nicht. Mit getrostem Herzen und freudigem Muth verließ er eine Wohnung und eine Welt, die er nur zu seiner Vervollkommung, als Pilgrim benutzen sollte, und starb den 3ten Februarius, 865 zu Bremen, als ein wahrer Christ und würdiges Vorbild seiner ihm anvertrauten Heerden. Noch nie ist der Verlust eines Oberhirten so allgemein bedauert worden, als Anscharius seiner. Ganz Norden beweinte den Verlust ihres grossen Apostels, und Hamburg und Bremen verehren noch heutiges Tags die Asche ihres so sehr geliebten Bischofs. Auf sein Monument in Bremen könnte man mit weit mehrerm Grunde, als bishero bey so vielen Unwürdigen geschehen ist, die Worte setzen: Ihr Winde wehet sanft, die heilige Asche ruht!

Wir haben bishero unsern Helden, der wegen seiner grossen Anstalten zur Beglückung ganzer Nationen, mit weit mehrern Recht den Namen: groß, verdient, als jene Eroberer, die auf den Ruinen ganzer Völkerschaften ihre Trophäen aufsteckten, nur blos auf der einen, und zwar auf der vortheilhaftesten Seite betrachtet. Soll ich unpartheyisch und ein treuer Biograph seines Lebens seyn: so muß ich ihn auch meinen Lesern auf derjenigen Seite aufstel-

stellen, wo menschliche Schwachheiten und Unvollkommenheiten an grossen Männern uns wegen der unsrigen trösten können. Anscharius bleibt immer groß und verehrungswürdig, wenn wir ihn auch nicht immer in seiner wahren Größe erblicken!

Wer billig denken, und sich in jene finstere Zeiten, wo es noch kein Joseph wagen durfte, Licht zu verbreiten, versetzen will, wird unserm Anscharium auch wegen seiner Thorheiten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Und hierunter rechne ich unter andern: 1) seine allzustrenge Lebensordnung, vermöge welcher er sich in grobes Tuch gekleidet, und das Brodt und Wasser zur Nahrung, täglich abgewogen hat; 2) die übertriebene Verehrung der Reliquien, vermöge welcher er den Kopf des heil. Sixti, beständig bey sich getragen hat; 3) die allzugroße Anhänglichkeit an den Römischen Stuhl. Sein Fanaticismus, als die Frucht einer erhitzten Einbildungskraft, ist ihm um so viel leichter zu vergeben, da ohne denselben nie eine so grosse Geistesanstrengung, nie eine Heydenbekehrung, mit so grosser Lebensgefahr, würde statt gefunden haben.

Die römische Kirche mag immerhin den Anscharius als einen Heiligen vom ersten Range verehren; ich meiner Seits ehre ihn aber als einen großen Geist; und diesen Namen

ver-

verdient er mit Recht. Und hierinnen sind die Hamburger und nordischen Völker mit mir einstimmig. Jene haben, um das Andencken dieses warhaftig großen Mannes zu erhalten, sein Bild in Stein gehauen, in ihrer Domkirche aufstellen laßen: ein Kirchensiegel, eine Kapelle, ein Thor, eine Brücke, einen Marckt und Straße nach seinem Namen genennet; und viele von den letztern führen noch heutiges Tages dem Anscharios zu Ehren, die Namen Ancher und Anker. Seine hinterlassenen Schriften sind noch redende Denckmäler seines thätigen Geistes und wahren Frömmigkeit. Sie sind theils historischen, theils ascetischen Inhalts. Folgende davon sind uns bekannt geworden.

Libellus Psalmorum.

Das Leben und die Wunderthaten des heil. Willehads. Ein Missal.

Verschiedene Briefe, die aber meistens verlohren gegangen sind.

Ich schließe das Leben Anscharius mit der schönen Schilderung, welche der gelehrte Herr Professor Schütz, in seiner Geschichte von Hamburg, von diesem grossen Manne macht: ein Mann, sagt derselbe Seite 144, des Isten Theils 3tes Stück, der gefällig ohne Eitelkeit, dienstfertig ohne Prahlerey, und in widrigen Zufällen standhaft, ohne Verwegenheit, allen Bequemlichkeiten des menschlichens Lebens gerne

ent-

entsaget hat, wenn es die Ausbreitung der christlichen Religion, in welche Gedanken seine ganze Seele eingehüllet war, zu erfordern schien; ein solcher Mann verdient um desto mehr die Hochachtung der Nachkommenschaft, je weniger er in seinem Leben nach dem Lobe der Welt gestrebet, und je mehr er den Glanz seiner übrigen Tugenden durch eine ausnehmende Bescheidenheit erhöhet hat.

Wer übrigens alles lesen und prüfen will, was von Anschario je gesagt und geschrieben worden ist, der kann aus folgenden Schriftstellern seine Befriedigung erhalten: Adam von Bremen, Albert von Stade, Claud. Arrhenius, Cypräus, Eminius, Hamconius, Hensche, Kranz, Lezner, Gualdo, Mabillon, Paullini, Petri, Saxo, Stephanius, Teschenmacher, Trihem, Vellejus, Magnus, Bastovius, Huitfeld, Meßenius, Langenbeck und Cäsar.

Von den Auswanderungen der Teutschen.

Die Auswanderungen der Teutschen nach Nordamerika waren schon, vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts, so häufig, daß man bey der Bevölkerung von Pensilvanien, welche

in diesen Zeitraum fällt, folgende Teutsche dahin abgegangene Kolonisten zählte:

Aus der Pfaltz	—	—	—	8589
Aus dem Darmstädtischen	—	—		2334
Aus dem Hanauischen	—	—	—	1113
Aus dem Franckenland	—	—	—	653
Aus dem Mainzischen	—	—	—	63
Aus dem Trierischen	—	—	—	58
Aus dem Speyerischen, Wormsischen und Grafschaften	—	—	—	490
Aus dem Heßenland	—	—	—	81
Aus dem Zweybrückischen	—	—		125
Aus dem Nassauischen	—	—	—	203
Aus dem Elsas	—	—	—	413
Aus dem Baadischen	—	—	—	320
Aus allerhand Landschaften, ledige Handwerksleute	—	—	—	871
			Summa	15313

Von dem Schicksal dieser Kolonisten ist nur so viel im allgemeinen bekannt, daß durch die Beschwerlichkeit der Reise und ungewohnte Lebensart, indem diese Menge Leute in Schiffen, wie Heringe, zusammen gepackt und mit lauter geräucherten und eingesalzenen Speisen auf der See erhalten werden mußten, der größte Theil umkam, ehe er Ort und Stelle erreichte. Diejenige, die Pensilvanien erreichten, mußten, weil sie größtentheils unvermögend waren, die

Trans-

Transportkosten nach Amerika zu bezahlen, sich auf 6 und mehrere Jahre an wohlhabendere Kolonisten, welche für sie Fracht entrichteten, zur Dienstbarkeit verkaufen. Während dieser Zeit mußten sie, blos gegen nothdürftige Kleidung und Kost, die härteste Arbeit verrichten und wurden weniger, als lebenslängliche Sklaven, geschont, weil bey den letzteren auch der ärgste Tyrann die Arbeiten, um deßwillen mäßigt, damit übermäßige Arbeit dem Sklaven das Leben nicht verkürze, und ihn in Verlust setze. Wer nun mit saurem Schweiß verwilderte Wüsteneyen vor andere angerottet hatte, bekam alsdann auch Erlaubniß es für sich zu thun. Wenn man diese Umstände unpartheyisch überlegt, so wird man versichert seyn, daß kaum ein einziger Kolonist wird gewesen seyn, den nicht die Auswanderung aus seinem Vaterland gereut haben wird.

Indessen wurden in Teutschland gedruckte Blätter verbreitet, worinnen jene Länder als wahre paradiesische Gefilde geschildert, und die Leute zum Ueberzug dahin aufgemuntert wurden. Sehr viele liessen sich bethören. Im Jahr 1709 waren die Auswanderungen im südlichen Teutschland so allgemein, daß ganze Gemeinden nebst ihren Pfarrern ihre Heymath verließen, daß alte abgelebte Weiber in der Hoffnung, sie würden in Karolina sich mit dem

Einsammlen der Gewürznelken nähren können, die weite Reise nach Amerika unternehmen wollten. Vom 16 May des erwähnten Jahres an bis im Jänner 1710 kamen 32,468 teutsche Kolonisten in London an, 200 Menschen waren außerdem mit einem Schiff, auf der Ueberreise aus Holland, untergangen, und nicht wenige vor Antritt der Seereise an mancherley Kranckheiten gestorben, so, daß die Anzahl der Ausgewanderten leicht an 33000 betragen haben wird. Man ließ sie Anfangs auf der schwarzen Haide in verschiedene Lager vertheilen und brachte sie nachher in verschiedene Gebäude. Ob man gleich nicht leugnen kann, daß die Engländer diese ihre Gäste sehr menschenfreundlich empfiengen, und eine große Menge Proviant und Kleidungsstücke unter sie austheilten, auch die Regierung selbst eine ungeheuere Summe auf ihre Unterhaltung verwendete, so hatten sie doch gleich Anfangs viel Ungemächlichkeit und Elend auszustehen. Der Haß der Engländer gegen die Katholiken verursachte, daß auf die Nachricht, es seyn auch Papisten unter den Ankömmlingen, sich 1800 zusammen rotteten und mit Sensen und anderem Gewehr bewafnet ins Lager fielen, um dieselbe niederzuhauen. Die unfreundliche Witterung auf freyem Felde vermehrte das Elend dieser Betrogenen nicht wenig, indem sie erst auf Martini in die Gebäude

bäude verlegt wurden, 3060 fanden bis dahin auf der Haide ihr Grab. Die Verderbtheit dieser zusammengelaufenen Leute, wo immer eins das andere verdarb, stieg aufs äußerste, und dieses trug nicht wenig dazu bey, ihnen das Leben untereinander unangenehm zu machen. Es war zwar eine hinlängliche Menge, von Kommissärs gesetzt, Ordnung zu erhalten, aber das verhinderte nicht, daß es nicht alle Tage blutige Köpfe sollte gesetzt haben. Z. B. jede Familie hatte ihr Kastrolloch zum Kochen, über diese Löcher war ein ununterbrochener Krieg, überall hörte man: Du lüderliche Bettel! geh weg von hier aus diesem Loch, das ist mein Loch, du darfst in meinem Loch nicht kochen; darüber geriethen sie sich in die Haare, und Suppe, Fleisch und Kraut wurde auf die Erde geworfen. Ein eigner Kommissär hatte genug zu thun, um diese Löcher der Weiber zu besehen und ihre Streitigkeiten beyzulegen. Der Leichtsinn dieser Leute stieg endlich aufs äußerste, alles heyrathete untereinander, alle Verhältniße des Alters wurden aus den Augen gesezt. Niemand bekümmerte sich darum, wenn jemand von seinen Verwandten starb; Niemand sorgte für ihre Leiche. Daher geschahe es, daß diese entweder zu Dutzenden in Löcher verscharret, oder auch unbegraben auf den Kirchhof geworfen, und ein Fraß der englischen Docken wurden.

Die ungeheure Anzahl dieser Kolonisten hatte gleich Anfangs die Regierung in Bestürzung gesetzt, allein die üble Aufführung der meisten und die Unkosten ihrer Unterhaltung hatte noch mehr den Wunsch erregt, ihrer los zu werden. Man ließ die junge Mannschaft, 1292 an der Zahl, zu Kriegsdiensten herausziehen; kündigte bald darauf an, daß wer von denen Katholiken nicht zum protestantischen Glauben übertretten wollte, nach Teutschland zurückreisen müßte. 520 traten über und 3584 faßten den Schluß wieder zurück zu kehren. Jeder Engländer, der ein teutsches Kind übernahm und es seine Profeßion lernte, erhielt von der Regierung 5 Pf. Sterling. Dieses verursachte, daß die Kinder denen Teutschen häufig weggenommen und verschachert wurden. — Nach Irland wurden 4000 teutsche Kolonisten gesandt, welche aber als Leibeigene in die elendeste Umstände geriethen; nur wenige Familien haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten; viele haben sich als Bettler durchs ganze Land verlaufen; mehrere sind nach Teutschland zurückgekehrt. 1600 wurden bestimmt, die Klippen der Scillyinseln anzubauen; allein auf die Vorstellung der Eingebohrnen, daß sie sich selber kaum nähren könnten, wurden sie nach Teutschland zurück geführt. Viele andere, die sich in Sunderland niederlassen, und in den Alaun-

werken der westlichen englischen Grafschaften arbeiten sollten, trieben Mangel, Unterdrückung und fehlgeschlagene Hoffnung gleichfalls zurück, so daß fast 7000 Personen wieder nach Teutschland kamen. Ueber 17000 hatten in England ihr Grab gefunden, 3000 ohngefehr waren auf erwähnte Art in England und Irland zerstreut, und zu Kriegsdiensten gezwungen worden. Nur etwa 5000 traten den Weg nach dem Land an, wornach sich an 33000 gesehnt hatten. Was von diesen nicht auf der See umkam, wurde größtentheils nach Carolina, zum Theil nach Neuyork und Pensilvanien gebracht. Auch hier verfolgte sie ihr wiedriges Schicksal noch; ein Krieg mit den Wilden zerstöhrte ihre Wohnungen in Nord-Carolina, und die meisten wurden von den Wilden ermordet.

Nachstehender Artikel wird gewiß einen jeden Leser aufs angenehmste unterhalten, und ein jeder wird diese Erzählung, als einen schätzbaren Auszug aus wichtigen alten Nachrichten, ansehen. Auf eine solche Art wird die Alterthümer-Kunde gemeinnützig, und der mühsame Fleiß, der Alterthumsforscher erkannt und geehrt werden. A. d. S.

Von den Barden, Skalden, Trubaduren, Minstrelen und Minnesingern.

Die Dichtkunst ist zu allen Zeiten, und von allen Völkern hochgeschätzt worden; und wie hätte man auch eine Kunst nicht schätzen sollen, deren vornehmster Endzweck war, das Lob der Gottheit und der Helden zu preisen? Ihr haben wir die ältesten Nachrichten von der Weltgeschichte und von dem Menschengeschlecht zu danken, die Moses bey den Arabern fand, und sie uns aufbewahrt hat. Ihn selbst, und mehrere seiner Nation, kennt man als grosse Dichter. Auch bey den Griechen, der aufgeklärtesten aller Nationen, finden wir Meisterstücke der Poesie, so wie fast aller Künste. Ihre Dichter waren zugleich Sänger, und standen in vorzüglichem Ansehen. Homer deklamirte seine göttlichen Heldengedichte in den vornehmsten Städten Griechenlands, und ward überall bewundert und belohnt. Pindar besang die Sieger bey den Olympischen Spielen. Tyrtäus dichtete Königslieder, und ihm wurde dafür von den Lacedemoniern die Aufführung ihres Kriegsheers anvertraut, womit er die Feinde schlug. Die vornehmste Unterhaltung bey den Festen der Griechen machten die Lieder ihrer Dichter aus. Aber

zu keiner Zeit, und bey keiner Nation, ist die Dichtkunst so allgemein beliebt gewesen, als bey den Europäern, und selbst damals, als sie noch durchgängig für Barbaren gehalten wurden, die sie auch in den meisten Stücken, nur nicht in Ansehung der Poesie waren. Unter ihnen machten die Dichter eine eigne Klasse von Menschen aus. Bey den Celten, Galliern, Deutschen und Britten hießen sie Barden. (Der Name ist Celtischen Ursprungs.) Schon die Römischen Schriftsteller Tacitus, Ammianus, Marcellinus und Vegetius, erwähnen ihrer. Sie zogen an der Spitze der Kriegsheere einher und sangen Lieder, zum Preiß der Nation, und der Helden, die fürs Vaterland ihr Blut vergossen hatten. Besonders war ihr Amt, während der Schlacht, die Krieger durch ihren Gesang anzufeuern. Ein solcher Schlachtgesang, hieß ein Bardit oder Barrit. Er fing, nach dem Marcellin, oft wenn die Schlacht am heftigsten war, mit leisen Murmeln an, und nahm nach und nach so zu, daß er zuletzt wie Wellen tönte, die an Felsen schlagen.

Die Deutschen, sagt Tacitus, singen, wenn sie zur Schlacht anrücken. Sie haben auch Lieder, durch deren Absingung sie die Streitenden anfeuern. Sie urtheilen von dem Ausgange der Schlacht, sie schrecken oder zittern, nachdem der Gesang des Heers getönt hat, der harmo-

nischer durch den vereinten Muth als durch die Stimme ist. Sie erwählen rauhe und gebrochene Töne. Sie halten den Schild gegen den Mund, daß die Stimme durch den Wiederschall stärker und kriegerischer werde. Es sind uns zwar keine von diesen Schlachtgesängen übrig geblieben, wir würden sie auch schwerlich verstehen, weil sich die deutsche Sprache seitdem so sehr verändert hat: allein einer unser jezigen größten Dichter hat uns in seiner Herrmanns-Schlacht sehr vortrefliche Schlachtgesänge geliefert, die ganz in dem kriegerischen Geiste der alten Deutschen gedichtet sind. Ausser den Gesängen in der Schlacht sangen die Barden nach der Schlacht das Lob der darinn getödeten und der am Leben gebliebenen Helden. So sehr man aber das Lob schätzte, welches die Barden tapfern Kriegern in ihren Liedern ertheilten, eben so groß war die Schande für die, welche sich durch Feigherzigkeiten den Tadel derselben zugezogen hatten. Ein solcher Mensch wurde für unwürdig gehalten, jemals wieder in den Krieg zu ziehen.

In Gallien standen die Barden ebenfalls in grossem Ansehen, und sie haben vieles dazu beygetragen, die Nation gesitteter zu machen. Auch die Spanier bezeigten diesem Orden viele Ehrbietung. Nirgends aber war ihr Ansehen grösser, als in England, Schottland und Irrland. Die

Fürsten der Kymren in Britannien hatten jeder seinen gekrönten Dichter, und keine Standesperson in dieser Nation konnte ihren Rang behaupten, ohne einen Barden um sich zu haben. In Irrland nahmen sowohl Hohe als Niedere, selbst die Könige, die Barden in Schutz, und überhäuften sie mit Liebkosungen und Wohlthaten. Es wurden ihnen und ihren Nachkommen ganze Ländereyen abgetreten, und diese Grundstücke wurden bey den Verwüstungen des Kriegs nicht berührt. Die Person des Dichters selbst war heilig, und sein Haus ward als ein Heiligthum betrachtet. Jeder Hauptbarde in Irrland hatte 30 Barden von geringerem Range um sich, und jeder von diesen wieder 50 poetische Schüler zu seiner Begleitung. Alle Barden wurden, vermöge eines Landesgesetzes, sechs Monate im Jahr auf öffentliche Kosten ernährt. Diese außerordentliche Vorrechte aber, und die blinde Ehrfurcht, welche man für ihre Person hegte, flößten ihnen mit der Zeit einen unerträglichen Stolz ein, womit sie einen gleichmäßigen Geiz verbanden, so daß sie der Nation sehr zur Last fielen. Sie strichen nun überall herum, und ihre Anzahl wuchs so sehr an, daß sich, gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, ein Drittheil des Volcks dazu rechnete. Die Schotten, eine sehr kriegerische Nation, die unter ihren Königen viele grosse Helden zählte, war sehr

darauf bedacht, das Andenken der Thaten ihrer Vorfahren und ihrer eignen zu erhalten; daher sie ebenfalls den Barden grosse Ehre erwiesen, und sie eben so wie die Irrländer mit Ländereyen beschenckten, die den Familien derselben erblich sind. Man findet sogar noch jetzt bey den Holländern gewiße Distrikte, die den Namen Bardengebiete führen. Daß ihre Anzahl in Schottland nicht klein gewesen seyn muß, erhellet daraus, daß sich in den weiten Vorhäusern der dasigen Könige bisweilen hundert Barden in einem Konzerte vereinigten; auch hatte jeder Klan einen Barden für sein Haus, und ihre Würde war zuletzt erblich. (Sollten nicht vielleicht die in den neuern Zeiten gewöhnliche Hofpoeten daher entstanden seyn?) Wenn aber diese Barden nicht alle selbst Dichter waren, so wurden sie doch dazu gebraucht, die Lieder der alten Barden auf die verstorbenen Helden zu wiederholen, und das Andenken derselben dadurch fortzupflanzen. Wer kennt nicht die vortreflichen Gedichte des Oberbarden Ossian, der selbst ein Held, und aus einem königlichen Heldenstamm entsprossen war? Jenen Unterbarden, welche blos die Lieder alter Barden nachsangen, haben wir es vielleicht zu danken, daß seine Lieder bis zu uns gekommen sind. Wie groß aber die Liebe der Britten für die Dichtkunst gewesen ist, auch als die Barden nicht mehr

existirten, erhellt aus dem Beyspiel König Eduard des 3ten, der, als er im 14 Jahrhundert mit einer grossen Armee in Schottland einfiel, einen Geistlichen, der wegen seiner lateinischen Verse berühmt war, mit sich nahm, um seine Thaten zu besingen. Als er aber wider Vermuthen geschlagen, und der Dichter von den Schotten gefangen wurde, mußte letzterer, statt seiner Ranzion, ein Gedicht auf den Sieg derselben verfertigen.

Man muß die Barden nicht mit den Druiden verwechseln, oder für einerley halten. Diese waren die Priester der alten Gallier, Deutschen, Britten und mehrerer Europäischen Völker. Sie standen ebenfalls in großem Ansehen, und waren sowohl Vorsteher der Religion, als auch der Gerechtigkeit. Allein ihre Grausamkeit, da sie nicht blos die gefangenen Feinde opferten, sondern auch die, welche sie hatten, unter dem Vorwande, als ob die Götter sie zum Opfer verlangten, ums Leben brachten, wie auch ihre Betrügereyen waren Ursache, daß man sie fast allenthalben verfolgte, bis sie nach Einführung der christlichen Religion ganz verschwanden.

In dem nördlichen Europa, nehmlich in Dännemark, Norwegen, und Schweden, hiessen die alten Dichter Skalden. Sie standen in eben solchem Ansehen, als die Barden, wurden von den Königen unterhalten, und genossen ganz

ausserordentliche Vorrechte und Freyheiten. Sie giengen mit in den Krieg, um die Thaten ihrer Nation zu preissen. Bey den Seeschlachten, welche an den Küsten gehalten worden, stellte man sie an einen sichern Ort, damit sie alles aufs genaueste beobachten, und hernach in Verse einkleiden könnten. Ein Norwegischer König im 10 Jahrhundert, Namens Olaus Trigonis, wies einigen von ihnen, ihren Platz neben sich in der Schlacht an, und sagte mit Stolz zu ihnen: Ihr sollt von mir nicht singen, was ihr hört, sondern was ihr seht! Man giebt ihnen auch das Zeugniß, daß sie, gegen die Art der neuen Dichter, niemals geschmeichelt: sondern blos die Wahrheit gesungen haben. In den Kriegen waren sie bewafnet, und wurden von den kühnsten Jünglingen beschützt. Diese Bedeckung hieß die Skaldaburg. In ihren historischen Gedichten besangen sie die wichtigsten Begebenheiten, welche sich in jenen Gegenden von der Ankunft Odins an, bis auf die Einführung der christlichen Religion zugetragen haben. Sie vermischten ihre Erzehlungen mit vielen abentheuerlichen Fabeln, die man aber auf die Rechnung der damaligen abergläubischen Zeiten setzen muß. Gleichwohl sind sie die einzige Quelle, woraus man die nordische Geschichte schöpfen kann: denn vor dem 12 Jahrhundert haben wir keine eigentliche Geschichte von Norden, und

Saxo

Saxo der Grammaticker, wie auch Johannes Magnus, berufen sich oft auf ihr Ansehen; desgleichen hat Snorro Sturleson viele Materialien aus ihnen entlehnt. Sie sangen ihre Lieder bey den öffentlichen Gastmalen der Fürsten ab, deren Thaten sie enthielten, und sassen oft an der Tafel neben den vornehmsten Personen; auch wurden sie öfters in wichtigen Geschäften gebraucht. Ein König von Dännemark soll sogar wegen seiner poetischen Verdienste, die Krone erhalten, und ein Skalde die Verwandtin seines Fürsten geheurathet haben. Es ist aber nicht allein die nordische Geschichte, welche man aus den ehemaligen Dichtern lernen muß; sondern auch die alten Deutschen hatten keine andern Annalen, als die Gedichte ihrer Barden, und es ist zu bedauern, daß die uralten, barbarischen Gedichte, (barbarisch heissen sie, weil man ihre Sprache schon damals nicht mehr verstand) welche Karl der grosse sammeln ließ, und worinn die Thaten und Kriege der alten Könige beschrieben waren, nicht mehr vorhanden sind.

Einige Jahrhunderte nach dem Untergange der Barden und Skalden, thaten sich in dem südlichen Frankreich Dichter hervor, die man Trubadurs nannte. Sie waren ebenfalls bey den Damen, deren Schönheit der Hauptinhalt ihrer Gedichte war, und die gegen ihre Sänger

nicht undankbar gewesen seyn sollen, ob man gleich sonst von Trubaduren weiß, daß ihnen die Tugend schätzbar und die Religion heilig gewesen. Ihre Gedichte bestanden meistens in Sonnetten, Pastoralen, Gesängen, Satyren und Liebesliedern. Da die meisten in der Provence lebten, so nannte man sie auch Provensalen. In einem alten Verzeichnisse von solchen, die erotische Lieder verfertigt haben, findet man ihrer 96 genannnt, worunter ein Kayser, nämlich Friedrich der Iste, zwey Könige, Richard der Iste von England, und ein König von Aragon, ein Dauphin von Vienne und viele Grafen sind. Petrarch ertheilt ihnen grosse Lobsprüche; er, so wie die Italiänischen Dichter überhaupt, sollen ihnen vieles zu danken haben, und gewissermaßen, von ihnen begeistert worden seyn. Das Ansehen der Trubadurs ist in der Mitte des 12 Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am größten gewesen. Sie haben die französische Dichtkunst, besonders was den Reim betrift, erst unter gewisse Regeln gebracht, denn vorher hat dieser keinen bestimmten Platz gehabt, sondern bald im Anfang, bald beym Abschnitt, bald am Ende des Verses gestanden. Die Prinzen und andere Herren der dasigen Länder zogen die Trubadurs häufig an ihre Höfe, und überschütteten sie mit

Wohl-

Wohlthaten. Die Geschenke, welche man ihnen machte, bestanden in Waffen, Tuch, Pferden und Gelde. Uebrigens waren die Trubadurs von den zu eben der Zeit in Frankreich häufigen Conteurs, Chanteurs und Jongteurs, ganz verschieden. Die Conteurs verfertigten prosaische Gedichte und Romane, die Chanteurs sangen die Lieder der Trubadurs ab, und die Jongteurs begleiteten diese Lieder auf der Harfe, Leyer, oder andern Instrumenten. Bisweilen erschien bey der Tafel eines Fürsten, oder anderer Grossen, ein unbekannter Trubadur mit einigen solchen Tonkünstlern, und ließ seine Lieder von denselben singen und dazu spielen, er aber war allezeit die Hauptperson dabey. Die Jongteurs kamen eigentlich im eilften Jahrhundert zum Vorschein; sie spielten verschiedene Instrumente, und hatten sich mit den Trubaduren, deren Lieder sie in den Pallästen der Grossen spielten, verbunden. Allein nach dem Todte der Königin Johanna von Neapel, der gegen das Ende des 14 Jahrhunderts erfolgte, trennten sich die Trubadurs von den Jongteurs, sangen ihre Lieder selbst ab, und spielten dazu auf Instrumenten. Die Jongteurs fielen hierauf sehr in Verachtung, indem sie blosse Possenreisser wurden. König Philipp August hatte sie schon vor ihrer Trennung aus seinen Staaten verbannt, doch erlaubte er ihnen nach einiger

ger Zeit, zurück zu kommen, und sie haben sich noch lange unter den folgenden Königen erhalten. In Paris mußten sie in einer Strasse beysammen wohnen, die davon den Namen Ruë des jongteurs bekam, und jetzt, Ruë de St. Julien, des Menetriers heißt.

Dieser Name Menetrier, oder Minstrel, bedeutete ebenfalls eine Art Dichter, die wie die ehemaligen Barden und Skalden die Thaten aller Helden und Könige besangen, und dazu spieleten, wobey sie die Absicht hatten, die Großen, bey deren Festen sie sangen, zu ähnlichen Thaten zu ermuntern. Man bediente sich ihrer ebenfalls so wie jener, deren Nachfolger sie gewissermaßen waren, bey den Schlachten die Gemüther der Streitenden zur Tapferkeit anzufeuern, und bisweilen fochten sie selbst mit. Bey einem Gastmahl Ludwigs des VII. trat ein solcher Minstrel auf, und besang das Lob dieses Königs. König Richard von England, mit dem Beynamen Löwenherz, hatte ebenfalls verschiedene Minstrels an seinem Hofe, die er, der selbst Dichter war, ungemein liebte. Der Sage nach ist er von einem solchen treuen Minstrel aus dem Thurm, worin ihn Herzog Leopold von Oestreich gfangen gesetzt hatte, befreyt worden. Sie wurden aber bey weitem nicht so hoch geachtet, als die vormaligen Barden und Skalden, sondern zu den niedrigen

Hof-

Hofbedienten, wie schon ihr Name anzeigt, gerechnet. Auch legten sie sich auf Possenreisserey en, und waren vielleicht die Väter der damaligen privilegirten Hof-Spaßmacher. Sie befanden sich so zahlreich an den Höfen grosser Herren, daß ihr Unterhalt denselben beschwerlich wurde, daher Kayser Heinrich IIIte bey seiner Vermählung, in der Mitte des eilften Jahrhunderts, die sich dabey eingefundene unzählige Menge solcher Possenreisser und Gaucklers, ohne alle Geschenke, und so gar ohne ihren Hunger zu stillen, fortschickte.

Doch wir kommen nun zu einer bessern Klasse von Dichtern, den Minnesingern, die in Teutschland zu Hause waren, und mit den Trubaduren, oder Provensalen, einerley Endzweck hatten. Sie lebten mit denselben zu gleicher Zeit, oder waren vielleicht noch eher entstanden, indem man sie schon zu Karls des Großen Zeiten findet, und sie haben sich mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten. Sie waren trefliche Zeichner der Natur, wie auch der Denkart und der Sitten ihres Zeitalters. Ob aber gleich ihr Name anzuzeigen scheint, als wenn sie blos die Liebe zum Gegenstand ihrer Lieder genommen hätten, so findet man doch viele moralische, und selbst geistliche Gedichte darunter, und ihre Lieder haben überhaupt große poetische Schönheiten. Man findet ihre Ge-

dichte in der Sammlung von Minnesingern, aus dem Schwäbischen Zeitpunkte, welche der verstorbene Professor Bodmer, zu Zürich, aus der Handschrift der Königl. Französischen Bibliothek, vor etwa 20 Jahren heraus gegeben hat. Es enthält diese Sammlung 140 Dichter.

Eine Abart von den Minnesingern und andern vorher genannten Dichtern, waren in den folgenden Zeiten die sogenannten Meistersänger in Teutschland, von denen die meisten Bürger und Handwerksleute waren, und worunter sich der bekannte Hans Sachse, ein Schuhmacher zu Nürnberg, befand. Sie traten in verschiedenen Reichsstädten, gleich den Italienischen noch existirenden Improvisatoren, öffentlich auf, und handelten aus dem Stegreife gewisse Materien in Reimen ab. Man kann leicht denken, wie elend diese Verse waren. Sie machten aber ausserdem geistliche Lieder, Heldengeschichten, und andere Gedichte, welche sie an den Höfen, und bey Feyerlichkeiten absangen. Ihre Gesellschaft war von den Landesregenten begünstigt, und Kayser Karl IV. hat ihnen ein eignes Zunft-Wappen mit dem Adler gegeben. Sie machten eine eigne Zunft aus, und ihr Hauptsitz war Strasburg, wo sie sich am längsten erhalten haben, indem diese Gattung von Bänkelsängern, welche der teutschen Dichtkunst Schande machte, erst vor wenig Jahren ganz aufgehört hat.

Ich

Ich hoffe, daß allen Gattungen von Lesern dieser K. L. der nachstehende herrlich ausgearbeitete Artikel, wird willkommen seyn. Mit Vergnügen werden ihn Einsichtsvolle Naturforscher lesen, und sich freuen, daß es dem Herrn Verfasser dieses eben so angenehmen, als gemeinnützigen Kalenders geglückt hat, unsere einfach und sinnlich denkende Geschwister, auf eine so leichte Art zu unterrichten, und diejenige, die noch an Kenntnissen von der Art verwahrloßet sind, werden hier den überzeugendsten und lieblichsten Unterricht finden. Deswegen, um gar nichts bey dieser Kalender-Lieferung zurück zu lassen, so will ich auch das dazu im kleinen gestochene Kupfer, auf einem grossen Blatte vorstellen. A. d. S.

Die Gestalt der Erde.

Unter allen Himmelskörpern, die in den unermäßlichen Tiefen des Weltalls schweben, ist die Erde für uns der merkwürdigste Gegenstand unsrer Wißbegierde, weil wir für die ganze Zeit unsers Lebens mit derselben in einer unzertrennlichen Verbindung stehen. Ich finde daher den Antrag einer Gönnerin des Damenkalenders, völlig zweckmäßig, die mich ersuchte, meinen

Leserinnen besonders über die Frage, einigen Aufschluß zu ertheilen, woraus sich denn endlich die Kugelform der Erde abnehmen lasse, da man sie doch nirgends übersehen, folglich auch ihre wahre Gestalt mit Zuverläßigkeit nicht beurtheilen könne. —

Zwar setzte ich diesem wißbegierigen Frauenzimmer, das ohnedem zu liebenswürdig ist, als ihr etwas verweigern zu können, die Einwendung entgegen, daß man von einem Taschenbuch, zum Nutzen und Vergnügen nicht so wohl das Nachdenken anstrengende Aufsätze, als vielmehr kurzweilige Erzählungen zu erwarten gewohnt sey, mithin würde es auch meine Schuldigkeit seyn, dieser Erwartung, so viel an mir liege, zu entsprechen. Allein, sie erklärte sich mit einer Art von Heftigkeit, daß ohnedem die meisten für das schöne Geschlecht bestimmten Schrifter, geflissentlich darauf abzuzwecken schienen, die Männer in den ausschliessenden Besitz der ernstern und erhabnern Wissenschaften zu setzen: das Frauenzimmer aber mit scherzenden Tändeleyen, und seichten Romanen, wie sie sich ausdrückte, abzuspeisen, die weder für den Geist noch für das Herz einige Nahrung darböten. Ueberdieß, fuhr sie fort, wären die Taschenkalender der schicklichste Ort, die Hauptbegriffe von dem Wohnort der Menschen zu entwickeln, weil die Mode nun schon einmal

es erfordere, um das neue Jahr einen Kalender zu kaufen, oder wenigstens von lieben Händen schenken zu lassen. Daraus leitete sie die Folgerung ab, daß ich die Aufmerksamkeit meiner Leserinnen, gleichsam spielend an erhabene Betrachtungen gewöhnen, und ihnen Gelegenheit darbieten würde, die weisesten Einrichtungen Gottes in seiner Schöpfung, besonders aber auf unserm eigenen Wohnplatze, zu bewundern —!

So vielen und so erheblichen Gründen konnte ich weiter nichts entgegen setzen, als daß ich mich erklärte, ich wollte diesen Wink, als einen Befehl ansehen, und dem geäußerten Verlangen, durch eine kurze Anleitung zur Kenntniß unsrer Erde, mit derjenigen Willfährigkeit entsprechen, die Jedermann der schönern Hälfte des Menschengeschlechts schuldig zu seyn glaubt, wenn er sich derselben Wohlgewogenheit versichert halten will. Ich werde demnach meinen Vortrag so einzurichten suchen, daß auch jene Leser und Leserinnen befriedigt werden, welche allenfalls nicht gewohnt sind, ernsthaftere Abhandlungen in Taschenkalendern zu suchen.

Die ältesten Völker der Erde, von welchen noch einige Nachrichten über diesen Gegenstand zu uns gelanget sind, machten sich, aus Mangel der erforderlichen Kenntnisse und Erfahrun-

gen, verschiedene, und bisweilen äußerst ungereimte, Vorstellungen von der Gestalt des Erdkörpers, die ihnen ein unerklärbares Räthsel zu seyn schien. Nicht allein das gemeine Volk, dem es noch zu verzeihen gewesen wäre, sondern sogar auch die Weltweisen folgten, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, dem täuschenden Spiel der trüglichen Sinne, und sahen die Erde durchaus, als eine weit ausgedehnte Kreiß-Ebene an, die, nach der Meinung einiger morgenländischer Nationen, von vier Elephanten getragen werde, ohne zu bedenken, daß auch diese auf einem festen Grunde stehen müssen, wenn sie eine so ungeheure große Last auf ihren Rücken tragen sollten. — Diodor von Sicilien berichtet, die Chaldäer hätten gelehrt, daß die Erde einem Schiffe ähnlich sey; andere meinten, sie habe die Gestalt einer Piramide, eines Würfels, oder einer Quadratförmigen Figur. — Unter allen dergleichen Muthmaßungen war jene unstreitig die allgemeinste, daß die Erde einem großen runden Teller gleiche, der auf unermeßlichen Meeren schwimme, woraus sich die Sonne mit den übrigen Gestirnen bey ihrem täglichen Aufgang erhebe, beym Untergang aber wieder versenke, theils, um von der gemachten großen Reise auszuruhen, theils von der Hitze sich wieder abzukühlen. — Dergleichen ungegründete und willkühr-

liche Behauptungen aber, konnten sich nur in jenen Zeiten forterhalten, da man noch in allen Wissenschaften unerfahren war, welche zur Bestimmung der wahren Gestalt der Erde zu wissen, nöthig sind. Man hatte sich auch in der Sternkunde noch wenig geübt, und über dieß herrschten allerley seltsame Vorurtheile unter den Menschen, welche ihnen die Augen verschlossen hielten, daß sie das nicht begreiffen konnten, was man in unsern Tagen als allgemein zugestanden und erwiesen, annimmt.

Es ist wahr, wir können uns nicht weit genug über die Erde unsrer Oberfläche erheben, um sie aus einer hinlänglich großen Entfernung, wenigstens dem größten Theile nach, zu übersehen, um eine anschauende Erkenntniß von ihrer Gestalt, zu erlangen. Wir sind diesem unserm Wohnort beständig zu nahe, oder vielmehr gleichsam an denselben angeheftet: auch läßt sich schwerlich hoffen, daß die Luftschiffart auf eine so hohe Vollkommenheitsstuffe gelangen werde, um auf der Gondel eines Ballons auch nur unsern europäischen Welttheil, mit einem Blicke, übersehen zu können, der doch noch immer nur ein sehr kleiner Flecken, gegen das ganze Erdenrund zu nennen ist. — Weil sich demnach von unserm Standorte aus, nicht eher etwas zuverläßiges über die wahre Gestalt des ganzen Erdkörpers urtheilen läßt,

wenn man nicht vor allen Dingen die Erscheinungen am Himmel zu Hülfe nimmt, so ist auch leicht zu erachten, daß die Alten auch nur erst alsdann bestimmtere Begriffe von der Gestalt unsrer Erde erlangen konnten, nachdem sie die auf der Erdoberfläche gesammelte Erfahrungen, mit dem Lauf der Gestirne verglichen, und Folgerungen daraus gezogen hatten.

Der Erdkörper scheinet, dem ersten Anblicke nach, die Unebenheiten von den Bergen abgerechnet, eine kreißförmige weitausgedehnte Ebene, oder eine platte Scheibe zu seyn, in deren Mittelpunkt wir, an allen Orten stehen, wo wir uns auch immer befinden. Sehen wir auf einem ebenen Felde, oder auf der offenbaren See überall frey herum: so zieht sich die Land- und Wasseroberfläche gerade fort, bis sie das, dem Anschein nach über uns ausgespannte blaue Gewölbe, das wir den Himmel nennen, und von dem sie ringsumher eingeschlossen wird, zu berühren scheint.

Von der Figur eines Körpers, urtheilen wir durchs Gefühl der Sinne. Allein dieses Hülfsmittel verläßt uns, wenn wir sagen sollen, was die Erde für eine Gestalt habe, denn fürs Gefühl ist sie uns zu groß, und für unsre Augen zu nahe: Daß sie aber gleichwohl keine platte Scheibe seyn könne, wie es uns vorkömmt, ergiebt sich schon bey einigem geringen

Nachdenken. — Ueberall, wir mögen hinkommen, wo wir wollen, treffen wir diese scheinbare kreißförmige Erdfläche an: sie scheint demnach unbegränzt zu seyn, und doch vereiniget sie sich allemal wiederum mit dem scheinbaren Gewölbe des Himmels, und hat für unsre Augen einen geringen Umfang. In einer Entfernung von wenigen Meilen verlieren wir sogar, auf großen ebenen Gegenden, oder auf dem offenen Weltmeer, die erhabensten Gegenstände der Erde aus dem Gesicht: und doch weiß man es mit Zuverläßigkeit, daß es Oerter auf der Erde giebt, die mehrere tausend Meilen von uns entfernt liegen. Weder ihre Entfernung noch unsre Kurzsichtigkeit, kann sie uns unsichtbar machen, da wir sie wenigstens noch durch Fernröhre, womit wir auf viele Millionen Meilen am Himmel noch Entdeckungen machen, sollten erblicken können, wenn sie nicht wirklich aus unserm Gesichtskreiß völlig verschwunden waren.

Diese Erscheinung war es auch unstreitig, welche die Menschen in ältern Zeiten veranlaßte, ihre Aufmerksamkeit in etwas anzustrengen. Die erste Veranlassung zu dem richtigen Bilde, das sie sich nach und nach von der Erde machten, fanden sie, als sie sich um eine ansehnliche Weite von einem Orte der Erde zum andern zu begeben, und beträchtliche Reisen vorzuneh-

men, anfiengen. Wenn sie in ihrer Heimat die Gestirne täglich und jährlich in einer unveränderten Richtung am Himmel an- und absteigen, das ist, auf- und untergehen sahen: so fanden sie bey ihren Fortwanderungen eine veränderte Richtung des scheinbaren Umlaufs der Gestirne, entdeckten neue Himmelskörper, die sie an ihrem ersten Wohnorte nicht gesehen hatten, und vermißten dagegen andre, die ihnen wohl bekannt waren. Sie bemerkten ferner, daß flache Felder bald unsichtbar werden: Berge und andre erhabene Gegenstände aber sich erst nach und nach aus den Augen verlieren, oder sich bey der Annäherung auf gleiche Art aus der Fläche des Landes oder des Wassers zu erheben scheinen.

Diese Betrachtungen waren es vorzüglich, welche die Alten auf die Vorstellung brachten, daß die Erde- und Meersoberfläche sich nicht in geraden Linien, sondern bogenähnlich gekrümmt fortziehen, und daß folglich der Erdkörper eine runde Gestalt haben müße. Darinnen wurde man, wahrscheinlich durch die scheinbare kugelförmige Gestalt des Himmels, noch weiters bestärkt, besonders, da eben diese runde Figur die bekannteste und ringförmigste zugleich ist.

Wenn wir auch keine überzeugende und unwiedersprechliche Gründe, von der runden Gestalt der Erde vor uns hätten, so würde es doch höchst wahrscheinlich seyn, daß sie wirklich

keine andre, als eine runde Figur habe: denn alle jene Weltkörper, die wir nach Figur und Größe am Himmel sehen, nemlich die Sonne, der Mond, die Planeten, sind rund. Auch ist keine andre Gestalt einem Weltkörper, der seinen Bewohnern durch die Umwälzung um seinen eignen Mittelpunkt, den Wechsel von Tag und Nacht verschaffen soll, angemeßner, und bequemer, als eben die Kugelgestalt. Wäre unsre Erde z. B. würfelförmig, so würden schon erstaunlich viel Gegenden für die Bewohnbarkeit von Menschen und Thieren völlig verlohren seyn; der tägliche Schwung der Erde um ihre Achse müßte unsanft, und ungleich ausfallen, da sie sich hingegen als Kugel weit leichter, und gleichförmiger um sich herum drehen läßt, weil ihr Mittelpunkt von allen Theilen ihrer Oberfläche allenthalben gleich weit entfernet ist, folglich kein Theil vor dem andern einen Zuwachs von Schwere erhalten hat. Allein, die Gründe für die Gewißheit, daß die Erde rund seyn müße, leiden gar keinen Wiederspruch, wie es sich nun gleich ganz deutlich ergeben wird.

Es ist eine sehr gewöhnliche, und allgemein bekannte Erfahrung, daß Reisende zu Lande, vornehmlich aber zur See, die Spitzen entfernter Berge oder Thürme, und die Mastbäume der Schiffe immer bälder, als ihren Fuß, oder diejenige Fläche sehen, worauf sie stehen. Fährt

man

man vom Lande ab, so scheinet es gleichsam, als wenn Berge, und andre hervorragende Gegenstände, sich nach und nach in die Ueberfläche der Erde oder des Meers einsenkten, je weiter man sich von ihnen entfernt. Dieß kann nun auf einer ebenen Erdfläche unmöglich geschehen, weil sich darauf entlegene Berge auf einmal in ihrer ganzen Höhe darstellen müßten. Folglich muß die Oberfläche der Erde, worauf die Körper senkrecht stehen, sich bogenähnlich krümmen. Denn, nicht so wohl die zunehmende Entfernung, als vielmehr die von unserm Standort aus nach allen Seiten abwärts gebogene Oberfläche des Erdbodens, entzieht unsern Augen zuerst die flachen Felder, und dann erst nach und nach die irrdischen Gegenstände, wie sichs aus der ersten Figur leicht ersehen läßt (Figur I.)

Unsre Erde ist ferner seit 270 Jahren wirklich mehr als einmal umschiffet worden. Man nennet dergleichen Seereisen "Reisen um die Welt." Denn unter dem Worte — Welt — wird vielfältig nichts, als unser Erdball verstanden, da man sonsten das ganze Weltgebäude damit anzudeuten pflegt. Man muß nun nicht glauben, daß die Erde bey dergleichen Reisen in einer vollkommenen Zirkellinie umfahren worden wäre. Dies geht um deswillen nicht an, weil die gerade Bahn durch Küsten und Vorgebirge von Inseln und ganzen Welttheilen, durch

grof-

grosse Sandbänke und gefährliche Wirbel unterbrochen, auch je zuweilen durch Stürme gehemmet wird. Die Seefahrer seegeln beständig nach einer und ebenderselben Himmelsgegend, z. B. gegen Westen, und kommen, ohne nur ein einzigesmal gegen den Hafen, von dem sie ausfuhren, umzuwenden, von Osten wieder in ihre Heymat zurück. — Der erste Erdumseegler war ein portugiesischer Ritter, Ferdinand Magellan, dessen Flotte den 10 Aug. 1519 auslief. Der berühmteste Weltumschiffer neuerer Zeit aber, ist der grosse Engländer Coock, der sich durch eine dreymalige Reise um die Welt unsterblich gemacht, bei der dritten aber sein Leben verlohren hat. Kann nun aber die Erde umschiffet werden, so muß sie wenigstens rund seyn, und nirgends eine Wand haben, die das Weiterreisen unmöglich machte.

Den allgemeinsten und überzeugendsten Beweis von der kugelähnlichen Gestalt unsers Erdkörpers geben die Mondfinsternisse, wenn man nur vorläufig aus der Sternkunde weiß, oder von Sachkundigen sich belehren läßt, daß diese Himmelsbegebenheiten vom Schatten der Erde bewirket werden, der hinter der Erde, der Sonne gerade gegenüber, auf den Mond fällt. Zwar ist der Mond nicht so groß, daß er auf seiner vierzehnmal kleinern Scheibe den ganzen Erdschatten aufzufassen vermögend wäre; dieser aber, ob er gleich immer nur theilweise darauf zu sehen

ist,

ist, zeigt sich doch allemal, und unveränderlich auf dem Monde als ein Stück von einer Scheibe, der Mond mag nun an seiner nördlichen oder südlichen, östlichen oder westlichen Seite verfinstert werden. Da nun aber nur allein eine Kugel in allen möglichen, hingegen eine platte Scheibe, eine Walze, ein geometrischer Kegel, oder auch selbst ein Kugelstück nur in einer einzigen, und zugleich unveränderlichen Stellung gegen das Licht, wenn nemlich die Lichtstrahlen senkrecht auf ihre Ebene fallen, einen runden Schatten werfen kann: so wird durch diesen astronomischen Beweis die Sache auf einmal und durch den Augenschein entschieden. — Der Mond dient uns also bey seinen Verfinsterungen gleichsam zum Spiegel, welcher uns ein vergnügtes, aber getreues Schattenbild von dem, für uns sonst unübersehbaren Erdkörper, darstellt. — Man darf sich durch die Einwendung nicht irre machen lassen, daß die Unebenheiten der Erdländer, Thäler, und Gebürge, ja selbst der Berge, welche ihr Gipfel weit über die Wolken erheben, die Rundung der Erde unterbrechen müßten; denn diese sind, gegen die ungeheure Erdmasse, etwas sehr unbedeutendes, indem sie bey aller ihrer erstaunlichen Höhe, die bey einigen Gebirgen in Amerika eine deutsche Meile beträgt, doch noch nicht den zweitausendsten Theil von der Dicke des Erdkörpers betragen,

und

und können daher ihre Kugelgestalt um so weniger verändern, oder sich am Rande des Erdschattens zeigen, theils weil sie sich kettenweise fortziehen, oder sich selbst einander bedecken, theils weil sich der Stand des Erdschattens, wegen der Erdatmosphäre dem Halbschatten, und der Entfernung von etwa funfzigtausend Meilen, gewöhnlich nicht scharf begränzt auf dem Monde darstellen kann.

Ein andrer, nicht minder erheblicher Beweis für die Kugelgestalt der Erde wird von der Polhöhe hergenommen, worüber ich mich etwas faßlicher zu erklären bestreben muß. — Eine jede Kugel hat, wenn sie sich fortwälzet, zwey einander entgegengesetzte Punkte, die an der Umwälzung keinen unmittelbaren Antheil haben, sondern eben so stille stehn, als ob die Bewegung um sie herum geschähe. Diese beyde Punkte nennt man Pole. — Auch die Erde hat zwey dergleichen Pole, von denen der eine, weil er gegen Norden liegt, der nördliche, der gegen Süden gelegene, der südliche genennet wird. — Wenn man von diesen beyden Erdpolen in Gedanken eine gerade Linie gegen den Himmel hinaus zieht, so nennt man diejenigen Punkte am Himmel, wo diese Linien hinreichen, die beyden Himmelspole, die bey der täglichen Umwälzung aller leuchtenden Himmelskörper von Morgen gegen Abend allein unbeweglich stille stehen.

stehen. Wenn nun gerade an diesen Polarpunkten des Himmels Sterne stünden, so würden sich die Himmelspole ganz leicht erkennen lassen. Zum Glück findet man nahe am Nordpol des Himmels ein Gestirn, das man um deßwillen auch den Polarstern nennt, welches eigentlich das äusserste Gestirn, im Stern-Bilde des kleinen Bären ist, das man im gemeinen Leben, wegen der Aehnlichkeit mit dem grossen Wagen, den kleinen Wagen zu nennen pflegt. — Sobald man diesen äussersten Stern kennet, so kann man auch den nördlichen Himmelspol nicht mehr verfehlen. Eben so ist auch am südlichen Himmel ein Punkt, den man aber so genau noch nicht kennt, als den nördlichen, da wir diesen letztern in jeder heitern Nacht über unserm Horizonte haben, jenen aber in unsern Gegenden nie zu sehen bekommen. Diese beyde Himmelspole sind es, woraus sich ein neuer Beweis für die Kugelgestalt der Erde führen läßt.

Wenn man sich auf unsrer Erde gerade unter der Mittellinie, z. B. auf der morgenländischen Insel Borneo aufhält: so befinden sich beyde Pole am Himmel gerade in jener Gegend, wo sich die uns sichtbare Halbkugel des Firmaments von der unsichtbaren Hälfte derselben trennet. — Man kann sie zwar wegen den Dünsten der Atmosphäre nicht deutlich sehen: indessen aber

weiß

weiß man doch so viel gewiß, daß sie gerade den Gesichtskreis nach Norden und Süden begränzen. — Reiset man von dieser Insel aus gerade nach Norden, so findet man, daß der nördliche Polarstern sich immer mehr und mehr am Himmel erhebet. Das nemliche bemerkt man an dem Südpol, wenn man seine Richtung gerade gegen Süden zu nimmt. Wäre es der heftigen Kälte halber möglich, an einen der beyden Erdpole selbst zu gelangen, welches noch keinem Sterblichen gelungen ist: so würde der Himmelspol eben so gerade über unserm Kopfe senkrecht stehn, als die Sonne zur Zeit der Frühlings- und Herbstes-Tag- und Nachtgleiche jenen Völkern, die unter der Mittellinie, und z. B. auf eben gedachter Insel Borneo wohnen, am Mittag gerade über den Scheitel dahin gehet.

Diese Erscheinungen lehren unwiedersprechlich, daß die Erde von Süden gegen Norden rund seyn müsse. Denn es ist ganz natürlich, daß auf einer ebenen Erde der Polarstern allenthalben, und für alle Erdbewohner gleich hoch erscheinen müßte. Ist aber die Erde, wie man es daran nun gewiß weiß, eine Kugel, so kann es nicht anders seyn, als daß der Polarstern an verschiedenen Oertern eine verschiedene Höhe habe, welche in Petersburg, zum Beyspiel 60, in Wien hingegen nur 48 Grade beträgt. Auf

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

einer ebenen Erde würden wir bey unsern auch tausendmeiligen Reisen von Süden nach Norden, der unermeßlichen Entfernung des Polarsterns wegen, nicht einmal die geringste Verrückung einer Stellung gegen unsre Erdfläche bemerken, weil wir, um einen andern Stern über unsern Scheitelpunkt zu bekommen, gerade so weit auf unsrer Erde reisen müßten, als dieser Stern, nach welchem wir reisen, von jenem entfernt ist, den wir vorher über uns hatten. Da aber diese Weite gemeiniglich mehrere Millionen beträgt, und wir doch auf unsrer Erde keine Reisen machen können, die mehr als der Umfang unsers Erdballs betrügen, der nur 5400 Meilen ausmacht, so erhellet es von selbst, daß die so schnell veränderte Lage der an sich so erstaunlich weit von einander entfernten Gestirne eine natürliche Folge der Kugelgestalt unsrer Erde ist. Die 2te Figur soll die Sache anschaulicher machen.

Wenn ich bey der Mittellinie den Stern S gerade über mir, ein anders nach den Polen hin stehendes Gestirn aber im T sehe: so müßte ich auf einer ebenen Erde von a bis e, oder gerade so weit reisen, als der Stern S von dem Stern T am Himmel entfernt ist. Dies würde ein Weg von Millionen Meilen seyn, den man auf der kleinen Erdkugel nicht machen kann. Ist hingegen die Erde rund, so braucht

man,

man, um den Stern T senkrecht über sich zu bekommen, auf ihrer runden Oberfläche nur von a bis b fortzugehen, welches mit unsern Erfahrungen genau übereinstimmt.

So gewiß es nun ist, daß unsre Erde von Norden nach Süden keine flache Ebene ist; eben so wenig kann sie es gegen Osten, und Westen hinaus seyn, da wir die einleuchtendsten Beweise am Himmel haben, daß sie auch nach diesen Seiten hin rund seyn müsse. — Alle Himmelskörper rücken bey der scheinbaren Umwälzung des ganzen Firmaments um unsre Erde, innerhalb 24 Stunden, nach und nach über alle Erdgegenden, folglich auch über unsern Scheitelpunkt hinweg: allein, weil man aus untrüglicher Erfahrung weiß, daß ein gewisser Stern wenn er uns aufgeht, nicht auch zugleich allen übrigen Bewohnern der Erde aufgeht: so hat man diesen Umstand zu einem Mittel gemacht, sich von der runden Gestalt unsers Erdkörpers noch gewisser zu unterrichten. Die Sonne, z. B. bescheint in jedem Augenblick die halbe Erdkugel, und zu eben der Zeit, da sie uns am östlichen Horizonte sichtbar wird, steht sie für andre Erdgegenden, die weiter gegen Morgen liegen, schon hoch am Himmel; für andre Länder macht sie Mittag, für andre Abend, und wieder andre werden von der mitternächtlichen Dunkelheit bedeckt. Dabey ist nun zu bemerken,

daß von zween Oertern, davon der eine mehr gegen Osten, der andre mehr gegen Westen liegt, jener seinen Mittag früher, dieser aber später habe. Diesemnach geht die Sonne in Constantinopel bälder auf, als in Wien, in Wien bälder als in Paris, in Paris bälder als in Philadelphia: und wenn es möglich gemacht werden könnte, daß ringsum auf unsrer Erdkugel überall in gleichem Abstand von der Mittellinie Kanonen gepflanzt würden, davon immer eine von der andern um einen Grad von Morgen gegen Abend entfernt stünde, und man jede derselben genau beim Aufgang der Sonne losbrennte: so müßte es sich ergeben, daß innerhalb vier und zwanzig Stunden, nach Zwischenpaussen von jedesmal vier Minuten, alle 360 Kanonen losgeschossen würden. Denn, weil der ganze Umfang der Erdoberfläche in 360 gleiche Theile eingetheilet wird, die man Grade nennt, und man aus genauen Bemerkungen weiß, daß ein Ort, der um 15 solcher Grade weiter gegen Osten liegt, als ein andrer, seinen Mittag, wie auch den Auf- und Niedergang der Sonne gerade um eine Stund früher habe, als dieser letztere: so würde man in jeder Stunde 15 Kanonenschüsse vernehmen. Daher kommt es denn nun auch, daß man in Paris beinahe um eine Stunde später Mittag hat, als in Wien, weil die Entfernung beider Städte

beiläufig 15 Grade, oder den vierundzwanzigsten Theil des ganzen Erdumfangs in derjenigen nördlichen Breite beträgt, unter welcher beide liegen. — Konnte man also den erwähnten Versuch nur zwischen Wien und Paris machen, während dem ein Luftschiffer den nämlichen Weg, in der nämlichen Zeit, und allenfals in einer so grossen Entfernung von der Erde machte, um alle einzelne Kanonenschüsse hören zu können: so sollte es sich ganz handgreiflich zeigen, daß die Sonne nicht überall zu gleicher Zeit, sondern nur nach und nach aufgeht. — Man kann dies auch schon deutlich bemerken, wenn man mit einer vollkomen richtig gehenden Taschenuhr von London z. B. nach Petersburg, oder von Madrid nach Constantinopel reiset, und sich nach einem astronomisch-berechneten Kalender den täglichen Aufgang der Sonne in derjenigen Stadt merket, von welcher man ausgereiset ist, damit man beständig die Minute wissen möge, in der die Sonne in den Londner oder Madrider Gesichtskreis eintrit. So wie der eine oder andre Reisende in Petersburg oder Constantinopel anlangt; so wird er auch finden, daß ihm nun die Sonne um 2 Stunden früher aufgeht, als in London oder Madrid.

Wenn es nun aber an dem ist, daß die Morgenländer die aufgehende Sonne früher, die Abendländer später sehen: so kann die Erde unmög-

lich eine grosse ausgestreckte Ebene seyn: denn in diesem Fall müßte die Sonne, sobald sie in den Horizont tritt, ihr Licht auf einmal über die ganze Fläche der Erde ausgiessen, das heißt, in dem nämlichen Augenblick ihres Aufgehens aller Orten der Erde zugleich sichtbar seyn. Der Unterschied, der zwischen beiden äussersten Gränzpunkten dieser Erdfläche gegen Osten und Westen sich fände, und der allenfals zu bewirken scheinen konnte, daß jenem die aufgehende Sonne näher seye, folglich das Licht der Sonne auch bälder sehen müsse, als dieser; — dieser Unterschied, sage ich, könnt nichts beytragen, um das Gegentheil zu bewirken: denn das Licht bewegt sich so unglaublich schnell, daß es in einer Minute den Raum von etlichen Millionen Meilen, und also weit mehr, als die ganze Ausdehnung der Erde beträgt, ausfällt.

Hingegen eben dieses allmählige Auf- und Untergehn der Sonne für unterschiedene Erdgegenden, ist eine nothwendige Folge von der Kugelgestalt der Erde. Das Licht hat nicht die Eigenschaft, daß es sich krümme und auch solche Gegenstände beleuchte, die ihm nicht gerade gegen über stehn, oder daß es einen runden Körper über und über umfliesse: sondern es fällt überall in geraden Linien auf, prellt über andre Theile eines Körpers weg, die es in gerader Linie nicht erreichen kann. Mithin kann

eine

eine Kugel von einem und ebendemselbigen Lichte nie anders, als nur zur Hälfte, erleuchtet werden, die andre Hälfte aber liegt unterdessen im Schatten. Bliebe die Erdkugel immerhin von der Sonne unbeweglich stehn, so würde die nämliche Hälfte der Erde beständig Tag, die andre Nacht haben; die Sonne würde eigentlich für Niemanden weder auf- noch untergehn, und wer sie sähe, würde sie das ganze Jahr hindurch immer am nämlichen Orte erblicken. — Dreht sich hingegen, wie alle vernünftigere Welt es anerkennet, die Erde um ihren eignen Mittelpunkt, so wird sich mit jedem Augenblick die Gränze von Licht und Schatten verändern. Auf der einen Seite wird sich ein Strich der Erde allmählich der Sonne entziehen, auf der andern Seite aber eine andre Erdgegend aus der Nacht hervortretten. Jenen wird die Sonne untergehn; diesen wird sie aufgehn. Dieser Umschwung der Erde um ihre eigne Achse geht in der Richtung von Abend gegen Morgen vor sich; folglich ist es ganz natürlich, daß diejenigen Oerter der Erde, die in Vergleichung mit andern mehr gegen Morgen, und also der Gränze des Lichts näher liegen, früher als andre aus dem Schatten der Nacht den Sonnenstrahlen entgegenrücken.

Die Weltumsegler haben eine Erfahrung gemacht, die sich eines Theils nur aus der

runden Gestalt des Erdkörpers erklären läßt, so wie sie andrer Seits einen unwidersprechlichen Beweiß von der Kugelgestalt unsers Wohnplatzes enthält. — Es ist leicht zu erachten, daß man zu einer Reise um die Welt, sich mit allen Nothwendigkeiten zu versehen pflegt, und besonders astronomische Schriften und Werkzeuge, folglich auch Kalender mit sich nimmt, und sich alle Tage seiner Reise aufmerkt. Man konnte sichs aber demnach von Anfang nicht gleich erklären, warum jene Seefahrer, welche nach Westen segelten, bey ihrer Nachhausekunft einen Tag weniger, jene aber, welche beständig gegen Morgen schifften, einen Tag mehr zählten. Gesetzt, ein Weltumsegler verließ den Hafen, von welchem er ausfuhr, an einem Sonntag, so wird er, wenn er die Erdkugel nach der westlichen Richtung umschifft, bey seiner Zurückkunft in den nämlichen Seehaven, er mag nun zwey, drey, oder mehrere Jahre ausgeblieben seyn, auf seinem Schiffe erst Freytag haben, wenn man daselbst bereits Samstag hat. Segelte er aber beständig gegen Osten, so hat er bey seiner Heimkunft Samstag, wenn seine Zuhausgebliebene Landsleute erst Freytag haben. So räthselhaft dies auch zu seyn scheint, so begreiflich ist es, sobald man nur weiß, daß je weiter ein Ort auf unsrer Erde gegen Westen liegt, desto später ihm auch die Sonne aufgehe.

Hat sich nun der Seefahrer gegen 15 Grade von seiner Heimat entfernt, so geht ihm die Sonne eine ganze Stunde später auf seinem Schiffe auf, als in seinem Vaterland. Dieser Unterschied wächst mit der weitern Fortreise. Ist er bereits 180 Grade von Hause, so hat er erst Mittag, während dem dort schon die Mitternacht eingetreten ist. Und so kann es nicht fehlen, als daß in der Gegeneinanderhaltung beyder Tageszählungen auf dem Schiffe und festen Lande, sich ein Unterschied von einem Tag ergeben müsse. Würden die Tageszählungen mit einander übereinstimmen, so wäre dieß der natürlichste Beweiß, daß sie auf ihrer Reise nicht um die Erde herumgekommen wären, weil es der Natur der Sache widerspräche, wenn es sich nicht also verhielte.

Vielleicht ist es einigen Lesern noch nicht verständlich genug, wie sich aus dem allmähligen Aufgang der Sonne die runde Gestalt der Erde erweisen lasse. Diesen will ich die Sache durch ein Bild sinnlicher zu machen suchen. Die 3te Figur, soll unsre Erde als eine platte Scheibe, oder große Ebene darstellen, worauf man sich das ganze feste Land samt dem großen Weltmeer denken mag. Wenn sich nun die Sonne an der Morgenseite erhebt, so ist nicht ein einziger zureichender Grund vorhanden, warum man sie nicht in dem nämlichen Augen-

blicke ihres Aufsteigens bey a eben so gut, als bey b sehen sollte, indem sich ihre Strahlen schon in einer halben Sekunde weiter verbreiten, als der ganze Umkreiß der Erde auf einer platten Fläche betragen würde. Hohe Gebürge können es nicht hindern, daß die Sonne nicht überall hinscheine, weil ihre Höhe gegen die Entfernung der Sonne, wie ein Nichts verschwindet. — Stellt man sich aber nach Massgab der 4. Figur, die Erde als einen runden, um seinen eignen Mittelpunkt sich umdrehenden Körper vor, so ist allen Bedenklichkeiten auf einmal abgeholfen. Denn die Sonne scheint den Himmel in 24 Stunden von Osten nach Westen, oder von S. T. V. zu durchlaufen, und erleuchtet für jeden Augenblick die ihr zugewendete Halbkugel der Erde auf einmal. Steht nun die Sonne in S, so geht sie für den Punkt der Erde b auf, und für k unter, in T geht sie b auf, und für a unter, in V für e auf, und für J unter. Alle die Punkte folgen von Osten nach Westen aufeinander. Und so, wie sich die Erde in ihrer Achse, in eben dieser Richtung umdreht, so erscheint die Sonne ihren Bewohnern am Horizonte bald hoch, bald niedrig.

So einleuchtend nun die bisher angegebene Beweise sind, von der Kugelähnlichen Gestalt der Erde sich zu überzeugen, so kann ich doch

nicht einen andern auslassen, der von der Eingeschränktheit unsers Gesichtskreises hergenommen ist. — Bisweilen findet man in den ebensten Gegenden, wo kein Berg, kein Wald den Horizont verengert, erhebliche Hügel, auf welchen man eine erweiterte Aussicht nach allen Seiten vor sich hat; und dennoch erstreckt sich unser Blick nur auf einige Meilen in Umkreis, der sich da, wo die Erde aufhöret, oder gleichsam vor unsern Augen abgeschnitten zu seyn scheint, hinüber in den Himmel verlieret. Dieß nämliche bemerkt man noch weit deutlicher auf dem Meer. Wäre nun die Erde keine Kugel, sondern eine flache Ebene: dann müßte es allerdings in unsrer Gewalt stehn, in einer gebirglosen Gegend, oder auf der offnen See entweder mit gesunden Augen, oder doch wenigstens durch Hülfe eines Sehrohrs, eine gewaltig große Strecke zu übersehen. — So aber mögen wir mit Sehröhren, wenn sie auch so gut wären, daß man damit die Blattläuse auf den Bäumen im Monde unterscheiden könnte, unsern Gesichtskreis zu erweitern suchen, wie wir wollen: wir werden damit nicht mehr Land vor die Augen bringen, als wir ohne sie zu erreichen im Stande wären; nur daß wir allenfalls dunklere Gegenstande mit gewaffneten Augen deutlicher zu unterscheiden vermögend sind, ohne deßwegen neue zu entdecken. Dieß

hat

hat nun weiters keinen andern Grund, als daß die Erde eine Kugel ist: denn da entzieht sich ihre Oberfläche durch ihre allmählige Krümmung unvermerkt unsern Augen, und läßt uns nichts übrig, als über ihre äussersten Theile in die, hinter ihrem scheinbaren Ende ausgespannte Atmosphäre hinaus zu sehen, die wir den Himmel nennen. — Man lege, wie die 5. Figur es einigermaßen zeigt, eine Kugel auf einen platten Tisch, und man findet, daß jene diesen nur mit einem ganz kleinen Theile berührt, der sich ohngefähr zu der Größe der ganzen Kugel eben so verhält, als wie derjenige Theil der Erd- oder Meeroberfläche, den wir auf einmal übersehen können, sich zu dem ganzen Umfang des Erdballs verhalten mag. In beiden Fällen liegen gleiche Ursachen zu Grunde. Die Kugel auf dem Tische, liegt nur mit einem so kleinen Theile auf, weil die Krümmung der Kugelgestalt die entferntern Theile hindert, ebenfalls aufzuliegen. Von unserm Erdball aber übersehen wir nur um deßwillen einen so kleinen Theil, weil die bogenmählige Figur desselben die Oberfläche ringsum unser Auge stets weiter abwärts ziehet.

Mit dieser, wie ich glaube deutlichen, Darstellung glaube ich nun meine Leser in den Stand gesetzt zu haben, über die wahre Gestalt unsrer Erde ein gründliches Urtheil fällen zu können.

So bald man nur einmal überzeugend gewiß weiß, daß dieselbe einer Kugel gleiche, so hat man sich auch schon den Weg zu andern Kenntnissen davon gebahnt. — Man hat, wie wir gesehen haben, die Erdkugel schon mehrmalen umreiset, daraus folgt denn nun die entschiedene Wahrheit, daß sie um und um bewohnt, und nirgens befestigt ist, sondern frei im Weltall hängt, gestützt auf die Allmacht des grossen Schöpfers, auf dessen Winke ganze Sonnensysteme entstehen, und wieder verschwinden müssen. — Doch, ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne vorher noch einen Einwurf erörtert zu haben, den mir meine Leser wenigstens in Gedanken entgegen halten werden.

Wenn die Erde, sagt man, rund wie eine Kugel ist, und dennoch um und um bewohnt seyn soll: so sollten ja die Menschen, welche in gerader Richtung von uns auf der entgegengesetzten Seite dieser Kugel wohnen, in die Tiefen des Himmels hinausfallen, da sie die Füsse nothwendigerdingen gegen uns gekehret haben müssen. Dies bringt mich auf die Lehre von den Gegenfüßlern, die ich so kurz als möglich noch beleuchten will.

Obgleich die Kenntniß unsrer Erde in den frühern Zeiten bei weitem nicht so bestimmt war, als in unsern Tagen, so wissen wir dennoch aus den Nachrichten des Diogenes Laertius,

daß

daß der griechische Weltweise Pythagoras der erste gewesen sey, der eine runde, allenthalben bewohnete Erde annahm, und die Nothwendigkeit eingesehen habe, daß uns gegenüber ebenfalls Menschen wohnen müssen. Der berühmte römische Konsul, Cicero, sah die Natur der Gegenfüßler eben so richtig ein, als er den Begrif von ihnen deutlich auszudrücken im Stande war, wenn er von Leuten spricht, deren Fußsolen den unsrigen in gerader Richtung entgegenstehn. — Der weise Seneka läßt einmal seinen beissenden Scherz über die Verkehrtheit jener Nachtschwärmer aus, die die Nacht hindurch schmausen, hernach bis an den hellen Mittag schlafen, und auf diese Art den Tag zur Nacht, die Nacht aber zum Tage machten. Leute von diesem Schlag, sagte er, sind jenen Menschengeschöpfen ähnlich, welche von der Natur eine uns völlig entgegengesetzte Stellung erhalten haben: denn unsre Gegenfüßler haben Tag, wann wir Nacht haben, und Nacht, wann wir Tag haben.

So vernünftig die Urtheile dieser Männer sind, so lächerlich macht sich zum Beispiel der griechische Biograf Plutarch, welcher nicht nur die runde Gestalt der Erde läugnete, sondern auch noch glaubte, unsre Antipoden, wenn es deren wirklich geben könnte, müßten an dem untern Theil derselben wie Eidechsen, oder Ma-

den herumkriechen. — So würde ohngefähr ein altes Weib urtheilen, wenn sie zum erstenmal hören sollte, es gäbe Leute, die uns die Füsse zukehren. — Lacktanz, ein christlicher Schriftsteller aus dem vierten Jahrhundert, schreibt so lächerlich von dieser Sache, daß man seinen kleinfügigen Witz bedauern muß, so vielen Beifall er in andern Rücksichten auch immerhin verdient haben mag. " Wissen wohl diejenigen, schreibt er, was sie reden, welche Antipoden annehmen, die uns die Füsse zukehren sollen? Oder, wer ist so wunderlich zu glauben, daß es Menschen giebt, denen die Füsse höher stehen, als der Kopf? Bei denen Bäume und Früchte abwärts wachsen, Regen, Schnee und Hagel hingegen aufwärts auf die Erde fallen. — Wird man sich noch wundern, daß die hängenden Gärten unter die 7 Wunderwerke der Welt gezählet werden, da unsre Philosophen nun sogar hängende Felder, Meere, Städte, und Berge machen? " — In dem nächst darauf folgenden fünften Jahrhundert bezweifelte das grosse Kirchenlicht Augustin, dessen Werke die Benediktiner gesammelt, und in zwölf Foliobänden herausgegeben haben, die Wirklichkeit der Gegenfüßler gleichfalls. Allein im achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war es schon so weit gekommen, daß gegen diejenigen Verdammungsurtheile ausgesprochen wurden,

welche

welche das Daseyn der Antipoden glaubten oder vertheidigten. Dies war das Schicksal eines salzburgischen Bischofs, Namens Vergil. Bey der allgemeinen Unwissenheit seines Zeitalters war der Name der Gegenfüßler, so wie die meisten Begriffe und Kenntnisse der Alten, in Vergessenheit gerathen. Dieser Bischof, ein Freund philosophischer und mathematischer Kenntnisse, war durch fleißiges Lesen der Alten, und durch eignes Nachdenken darauf gebracht worden, daß er die Möglichkeit der Gegenfüßler nicht nur als eine begreifliche Sache annahm, sondern die Gründe seiner Ueberzeugung auch andern mittheilte. Der damalige Erzbischof von Maynz, Bonifaz, hielt ihm die erschröcklichen Folgen dieser seiner ketzerischen Meinung vor, drang auf Wiederruf, oder öffentliche Zurücknehmung seiner Meinung; und da sich der gute Vergil, dieses zu thun, weigerte, weil sich mathematisch anerkannte Sätze nicht so willkührlich bejahen und verneinen lassen; so berichtete Bonifaz diese kitzliche Sache an den damaligen Pabst Zacharias. — Wer es weiß, daß man in Rom von jeher geneigt war, die Geistesentwickelung der Deutschen zu hemmen, der wird es ganz begreiflich finden, wie der heilige Vater, angeflammt vom Geiste der Wahrheitsliebe und Untrüglichkeit, den Bischof Vergil bald schriftlich, bald mündlich, durch den bayrischen König

Utilo,

Utilo, und den Erzbischof Bonifaz, mit Bann und Absetzung bedrohen ließ. Denn man glaubte in seiner Lehre gefunden zu haben, daß es unter unsrer Erde eine ganz andre Welt, andre Menschen, eine andre Sonne, und einen andern Mond gebe, welches für eine Sache von den bedenklichsten Folgen für Religion und Kirche gehalten wurde. Wenn sich nun meine Leser von mir in den Stand setzen lassen, die Falschheit der Folgen, die man aus der Meinung von dem Daseyn der Antipoden zog, einzusehen, und die Wirklichkeit dieser, durch vielfältige Erfahrung erwiesenen Sache anzuerkennen: so werden sie es auch fühlen, daß es in vielen Dingen etwas geringes ist, sich klüger und weiser zu fühlen, als es bisweilen Pabst und Bischöffe waren.

Wenn ich meinen Beweis ganz kurz machen wollte, so könnte ich ohngefähr also dabey zu Werke gehen. Schon die Alten haben beträchtliche Reisen zur See und Lande unternommen; und wir kennen fast alle gegenwärtige Länder, und Meere der ganzen Kugeloberfläche der Erde, wovon einige nothwendig uns entgegen oder unter uns liegen müssen: auch sind die europäischen Seefahrer, die die Erde umsegelten, dort unsre Gegenfüßler gewesen, wenigstens hat sich der brave Kapitain Coock gerade an dem Ort befunden, dem die Stadt London und das Kö-

nigreich Grosbritanien, nach den genauesten Berechnungen gegenüber liegt. Daher ist die Möglichkeit, daß die Erdkugel um und um bewohnt sey, folglich auch Gegenfüßler habe, ohne alle Wiederrede durch ihre — Wirklichkeit bewiesen. Doch, ich will die Sache noch etwas anschauender machen!

Wissen Sie, meine Freunde! warum wir uns niemals fürchten in die undenkliche Höhe des Himmels hinauf zu fallen, da es uns doch schon schwindelt, wenn wir nur von einem hohen Thurme auf die Erde herab sehen, obgleich die Höhe desselben gegen die ungeheure Tiefe des Himmels für nichts zu achten ist? — Warum fällt wohl ein in die Höhe geworfener Stein allezeit gegen die Erde herab, und niemals gegen den Himmel hinauf? — Oben ist ja eben so wohl Niemand, der ihn aufhalten kann, als unter ihm? — Diese Fragen sind überaus schwer zu beantworten, und es läßt sich von der wahren Ursache dieser bewundernswürdigen Erfahrung, welche zwar allen Menschen gleich von Kindheit auf bekannt ist, aber von den wenigsten in Erwägung gezogen, und für etwas sonderbares angesehen wird, zur Zeit noch gar nichts zuverläßiges sagen. Man weiß weiter nichts, als daß alle Körper, die sich auf der Erde oder über derselben befinden, niemals von ihr hinweg, sondern allezeit gegen sie fallen,

wenn sie von nichts unterstützt, oder im Fall gehindert werden. Es scheint daher, als ob die Allmacht unserm Erdball ein gewisses Leben, oder einen Trieb eingepflanzet habe, wodurch er alle zu ihm gehörige Körper fest an sich hält, und zieht, damit sie sich von ihm nicht entfernen, oder davon fliegen können. Man pflegt diesen Trieb insgemein mit dem Namen der Schwere zu belegen, von deren Natur man aber freylich gar nichts sagen kann, sondern bloß soviel weiß, daß sie alle Körper gegen die Erde drückt. Daher kommt es nun, daß uns niemals schwindelt, wenn wir in die Höhe sehen. Wir sind durch die Erfahrung vollkommen überzeugt, daß uns die Schwere an den Erdball zurück hält, und nicht in die schauervolle Tiefe des Himmels fallen läßt. Da sie nun unsre Antipoden ebenfalls an die Erde bindet: so können diese ihre Füße gegen die Erde kehren, ohne umzufallen, oder in den Himmel hinab zu sinken. — Wir dörfen uns nicht einbilden, als ob unsre Antipoden verkehrt, und diejenigen Menschen, welche auf beyden Seiten der Erdkugel wohnen, gleichsam liegend ständen: sie stehen wirklich alle aufrecht, und haben den Himmel über ihrem Kopf, die Erde hingegen unter ihren Füßen, wie wir: das heißt, alle Menschen kehren ihre Füße, alle Häuser ihre Grundflächen, und jeder Baum seinen Stamm

gegen den gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Erde, dieweil die Schwere alles gegen denselben treibt. — Wenn zu unsern Füßen eine Grube durch die ganze Erde hindurch gegraben werden könnte: so würde ein hineingeworfener Stein nicht durch die andre Oefnung bei unsern Antipoden wieder heraus kommen, sondern, nach einigem Auf- und Niederfallen, endlich ruhig werden, und mitten in dieser Gruben, ganz frey, ohne alle Unterstützung hangen bleiben. Auf jener Seite der Erdkugel kann er deßwegen nicht hinaus fahren, weil ihn die Schwere zurück in die Mitte des Erdballs stößt; und herauf nach uns zu, kann er aus der nemlichen Ursache auch nicht kommen: kurz, er mag sich nach einer Gegend bewegen wollen, nach welcher er will, die Schwere wird ihm dieses doch allezeit unmöglich machen.

Wir würden von unsern Gegenfüßlern nicht mit so vieler Ungewißheit und Besorglichkeit sprechen, wenn wir nicht in den Gedanken stünden, wir allein wohnten oben auf der Erde, unsre Antipoden aber müßten unten wohnen. Wenn man sich nun freilich unsre Erde als eine Wölbung denkt, die eine obere und eine untere Seite hat, so kann man sich einer unrichtigen Vorstellung von unsern Gegenfüßlern kaum erwehren. Allein es hängt bey dieser Sache gar vieles von der Berichtigung einiger Begriffe ab,

die man besonders mit den Ausdrücken oben und unten gemeiniglich zu verbinden pflegt.

Jeder Bewohner der Erde, er mag sich, wo er immer will, befinden, glaubt, daß er oben auf dem Erdball wohne, weil er, man merke die Ursache, mit den Füßen auf der Erde aufrecht steht, und den Himmel über seinem Kopfe hat. Da nun aber unsre Erde ganz frey im Weltraum hängt, und überall vom Himmel umflossen ist: so gilt dieß, was wir bei uns für das Merkmal des obern Theils der Erde ausgeben, auch bei unsern Antipoden. Sie stehen, wie wir, mit den Füßen auf der Fläche der Erde; von dem Punkt, den sie mit ihren Füßen berühren, kann man in Gedanken eine Linie bis zum Himmel hinaus ziehen, welchen sie, da er über die ganze Ründung der Erde ausgespannt ist, über sich sehen, und also gleichfalls wie wir, nicht den mindesten Grund zu zweifeln haben, daß sie nicht oben auf der Erde wohnen sollten. — Gesetzt, unsre Antipoden haben es in der allgemeinen Erdbeschreibung so weit gebracht, daß sie auch über uns, als ihre Gegenfüßler, nachdenken können: würden wir ihre Kurzsichtigkeit nicht belachen, wenn sie entweder daran zweifelten, daß wir, so wie sie, aufrecht gehn, ohne Gefahr zu laufen, in die Tiefen des Himmels hinab zu stürzen? — Zwar fällt der Ort, wo Europens Antipoden sind,

größtentheils in das grosse Südmeer. Aber so, wie noch Niemand jemals dafür besorgt gewesen ist, daß dieses Meer, das die Stelle unsrer Antipoden vertritt, sich verschütten, oder ausgießen werde, oder daß die daselbst herumsegelnden Schiffe von der Meeresoberfläche wegfliegen möchten, wie ein gefüllter Luftballon von der Erde: eben so wenig haben die Erdumsegler, wenn sie sich mit ihren Flotten in jenen Gegenden befanden, besorgt, daß wir, als ihre Antipoden, indessen in die Luft hinaus geschleudert werden sollten.

Wenn man mir an einer Kugel, oder an einem Globus, der vor mir steht, den Theil, der dem Fußboden am nächsten steht, den untern, den entgegengesetzten entfernten Theil aber den obern nennt: so muß man sich durch dieses wirklich nicht angemessene Beispiel nicht irre machen lassen, weil dieses nur von solchen Kugeln gielt, die ausser mir, und ausser der Erdoberfläche sind, und wo ich das Obere und Untere in Beziehung auf mich, und auf die Erde selbst beurtheile, nicht aber von der Erdkugel, auf der ich selbst stehe. Da giebt es weder einen Boden, noch einen Beobachter, der von derselben unterschieden wäre, und der in Beziehung auf sich einen Theil ihrer Fläche in den Untern, und einen andern für den Obern erklärte. Ausser der Erde ist nichts, als Him-

mel, und weil dieser über einem Punkt derselben schwebt, wie über dem andern; alles aber, was auf der Erdoberfläche sich wo immer befindet; sich vermöge seiner Schwerkraft gegen den Mittelpunkt des Erdballs neigt; so ist auch auf der ganzen Erde alles oben, und nichts unten. Aehnliche Vorstellungen hegte schon Makrob, ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, der eine gelehrte Auslegung zu Ciceros Traum des Scipio schrieb, und von den Gegenfüßlern sich also ausdrückte: "Sie können nicht anders, als wie wir auch, auf dem Boden einhergehen, und über ihrem Kopf den Himmel sehen, weit entfernt, daß sie in denselben hinauffallen sollten, da doch gar nichts aufwärts fallen kann. — Es sieht einer Scherze gleich, wenn man erst noch mit Ernsthaftigkeits-Grimmassen behauptet, was jedes Kind schon weiß, daß wir unter uns die Erde, über uns aber den Himmel haben. Indessen muß es auch so bey unsern Antipoden seyn, ohne daß sie in den Himmel hinaus stürzen; und beinahe wollte ich wetten, daß es auch bei ihnen solche Schwachköpfe gebe, welche so etwas für uns befürchten, und nicht glauben wollen, daß wir da herumgehn, wo wir wirklich sind, sondern besorgen, man müsse fallen, wenn es jemand unter ihren Füssen aufrecht zu stehen versuchen wollte. Gleichwohl aber ist noch Niemand

unter uns so thöricht gewesen, zu fürchten, er möchte in die Tiefe des Himmels hinaus stürzen: folglich wird es auch bei ihnen nicht geschehen, daß Jemand aufwärts fallen wird."

Makrob spricht hier so deutlich von dieser Sache, daß ich in der That in die Einsicht meiner Leser ein beleidigendes Mistrauen setzen müßte, wenn ich ausser dem folgenden Beweise noch weiters etwas zur Begreiflichmachung der Wirklichkeit der Gegenfüßler beibringen wollte. Es ist bereits ausser allem Zweifel, daß sich die Erde mit allen Punkten ihrer Oberfläche alle 24 Stunden einmal um ihre Achse dreht. Folglich werden wir, auch binnen eben dieser Zeit in einem Zirkel herumgedreht, und wir befinden uns mithin wirklich jede Nacht, unter oder nahe an den Gränzen des Gesichtskreises, in dessen höchsten Punkte wir zu Mittag waren, und sind also in Ansehung unsrer mittägigen Lage gegen die Sonne nunmehr in der untern Hemisphäre des Himmels, obgleich im eigentlichsten Verstande der Begrif von unten und oben bei dem Himmel im Allgemeinen völlig hinwegfällt. Wir kommen demnach jedesmal um Mitternacht in eine unsern Antipoden ähnliche Stellung, ohne es gewahr zu werden, oder einen Schwindel zu fühlen, oder uns von einer Gefahr, von der Erde wegzufliegen, beunruhigen zu lassen. Folglich werden dann wohl

unsre

unsre Antipoden eben so wenig etwas von dem empfinden, was wir für sie befürchten. Denn die Kraft der Schwere, welche uns am Tage an die Erde fesselt, bindet uns an dieselbe auch des Nachts; alle Versuche, uns von der Erde zu entfernen, werden vergebens seyn: immerhin wird uns ein Fall wieder auf dieselbe zurückbringen. Kein Stäubchen kann der Erde entfliegen, weil auch dieses seine eigentliche Schwere hat, welche in dem Bestreben besteht, sich nicht von der Oberfläche der Erde zu entfernen. Mithin können wir uns versichert halten, daß dies uns so wenig als unsern Antipoden jemals wiederfahren werde.

Um die Lehre von den Gegenfüßlern ganz zu beendigen, muß ich noch einige Eigenschaften derselben namhaft machen, damit die Begriffe meiner Leser über diesen Gegenstand völlig heiter seyn mögen.

Der Umfang unsrer Erde wird, wie jeder Zirkel, in 360 Grade eingetheilt: da nun aber die Antipoden einander gerade entgegen wohnen, so müssen sie um 180 Grade, oder die Hälfte des Umfangs der Erdkugel, von einander entfernt seyn. Sie leben in entgegengesetzten Hemisphären, der eine nemlich in der südlichen, der andre aber auf der nördlichen Seite der Erde. Die, welche gerade unter dem Aequator wohnen, machen eine Ausnahme, weil dorten die

Antipoden eines Orts wieder in den Aequator fallen. — Die Antipoden liegen niemals zugleich in dem nämlichen Horizonte. Der eine hat seinen Ort im höchsten, die andre im tiefsten Punkte des Gesichtskreises, und der Horizont des einen fängt gerade dort an, wo der Horizont des andern aufhört. Man nennt die Breite eines Orts seine Entfernung von der Mittellinie nach Süden oder Norden, in Graden ausgedrückt. Die Antipoden haben nun zwar beständig einen gleichen Grad der Breite, doch mit dem Unterschied, daß der eine so viel Grad nordwärts, als der andere südwärts liegt. Die Gegenfüßler der südamerikanischen Stadt Buenos Aires, welche eine Breite von 34 Graden hat, fallen in die chinesische Halbinsel Korea, welche um eben so viel Grade von der Mittellinie nordwärts liegt.

Von den Antipoden ist ferner noch zu bemerken, daß sie entgegengesetzte Tags- und Jahrszeiten haben. Wenns bei uns Mittag ist, so haben unsre Gegenfüßler gerade Mitternacht; gehet uns die Sonne auf, so geht sie ihnen unter. Während dem wir Sommer haben, ists bey ihnen Winter, und umgekehrt. Der Tag ist aus der nemlichen Ursache bey uns am kürzesten, wenn er bei ihnen am längsten ist. — Man hat schon längstens bemerkt, daß die Kälte in der südlichen Hemisphäre weit heftiger ist,

ist, als in der nördlichen, welches dorten vermuthlich eine Folge der vielen Gewässer des Meers ist: allein, wenn dieses nicht wäre, so würden beide wegen gleicher Polhöhe und gleicher grosser Entfernung von der Sonne gleiche Sommerwärme und Winterkälte empfinden. Indessen zeigt sich die Verschiedenheit desto mehr, je weiter sie vom Aequator entfernt sind. — Endlich ist noch zu wissen, daß von Europa überhaupt, und von Deutschland besonders, die Antipoden in das grosse südliche Weltmeer fallen: demnach hat der größte Theil der Europäer im eigentlichsten Verstande nur dann Antipoden, wenn Schiffe auf diesem Meere gehen, weil man, wie es bereits mehr als einmal geschehen ist, wirklich unter uns hinweg um die ganze Erde herum fahren kann.

Dieß sind nun die Beweise, die ich für die Kugelgestalt der Erde habe anführen wollen. Unterdessen ist sie nicht für eine eben so vollkommen runde Kugel zu halten, als ob sie von einem Drechsler wäre gedrehet worden; denn obgleich die runde Gestalt derselben die bequemste zu seyn scheint, die der weise Schöpfer wählen konnte; so giebt es doch verschiedene Ursachen, nach welchen sie nothwendigerdingen ein wenig davon abweichen muß. — Weil ich aber meine Leser nicht zu lange an einen Gegenstand fesseln möchte, um weder ihre Gedult zu ermüden,

noch der Mannichfaltigkeit der Materien Eintrag zu thun: so hoffe ich in der Fortsetzung dieser Kal. Les. Gelegenheit zu finden, diese Abhandlung zu beschließen.

In dem nachstehenden Schreiben wird uns eine solche merkwürdige Natur-Ereigniß erzählt, die nicht allein den denkenden Naturforschern Stoff zum Nachdenken: sondern auch Naturliebhabenden Lesern eine sehr anziehende Leserey liefern wird. Die Nachricht selbst wird für viele Leser neu seyn: sie war es auch mir. A. d. S.

Schreiben des Dr. Anton Payzy, über die sonderbaren Entzündungen, so sich in dem Dorfe Eminovaz, im Poscheger Comitat in Sklavonien, ereignet haben.

Ungefähr vor vier Jahren war es, da im Herbste das Dorf Eminovaz, welches nur durch einen kleinen Wald von dem neuerbauten Dorfe Alaginczi entfernt ist, von jähling entstehenden Feuern in Gefahr gesetzt wurde. Das sonderbarste war, daß es nur jederzeit ein und denselben Bauerhof am meisten betraf, und mehr als

einmal in einem Tage sich äusserte. Als das Feuer das erstemal sich sehen ließ, war es früh um 5 Uhr, da es noch finster war; man nahm eine lebhafte Feuerflamme wahr, die sich an der Ecke des Hauses von unten hinauf schlang, und das von Stroh gedeckte Dach in Flammen setzte; da man aber zeitlich genug zu Hülfe kam, wurde es glücklich gedämpft. Kurz darauf zeigte sich ein anderes Feuer, das die Thürschwelle des Hauses ergriff, und sich sehr schnell ausbreitete; es ward aber ebenfalls durch geschwinde Hülfe gelöschet.

Einige Stunden darauf, nach Sonnen-Untergang, fieng aufs neue ein anderes kleines Wirthschafts-Gebäude ebendesselbigen Hofes zu brennen an, und in kurzer Zeit darauf, als schon dieses Feuer gelöscht war, brannte es in einem davon nicht weit entlegenen Zimmer. Da man aber schon durch die vorgegangene Feuersgefahr in Unruhe gesetzt war, und die sorgfältigste Obsicherung trug, allen neuen Ausbrüchen vorzukommen, so wurde auch diesesmal allen übeln Folgen, die ein so schnell ausbrechendes Feuer veranlassen konnte, vorgebeugt. Den andern Morgen, früh um 5 Uhr, sahe man abermals eine Feuerflamme an der Ecke des Hauses, an der Schwelle empor glimmen; man löschte es aber augenblicklich aus. Da von dieser Zeit, bis zu Anfange des Jänners,

vom

vom J. 1780. sich nichts mehr von Feuer sehen ließ, so glaubte man, daß bloß durch die gewöhnliche Unachtsamkeit das Feuer veranlaßt worden sey. Als aber an dem Drey-Königstage dieses Jahrs, da das Dach ganz mit Schnee bedeckt war, unvermuthet des Nachts Feuer in das Dach kam, und ehe man Hülfe leisten konnte, ganz abbrannte; so fieng man an, auf die Vermuthung zu kommen, daß das Feuer durch Mordbrenner angelegt seyn müßte; und dieses schien sich noch dadurch zu bestätigen, weil von diesem Tage an, bis zum 9ten im Herbstmonat, gar nichts vom Feuer zu bemerken war. An diesem Tage aber, ließ sich abermals eine Feuerflamme an der untern Ecke des Daches sehen, die so schnell um sich griff, daß, wenn man sie nicht gleich mit Wasser ausgelöschet hätte, solche das ganze Dach ergriffen hätte. Kurze Zeit darnach, nämlich den andern Tag, fieng eines Nachbars Haus zu brennen an, und das mit solcher Heftigkeit, daß es sowohl das schon so oft mit Feuer angegriffene Haus, als auch noch einen dritten Bauerhof im Dorfe, in Brand setzte, und in Asche verwandelte.

Von dieser Zeit an, wüthete das Feuer alle Augenblicke im ganzen Dorfe, und nicht nur allein Dächer und Gebäude, sondern auch besonders die Zäune, und allerley brennbare Vorräthe,

räthe, sahe man wechselsweise vom Feuer ergriffen, und mit solcher Geschwindigkeit verbrennen, daß man sie gar nicht retten konnte. Ja, man versicherte mich, daß ein im Hof liegender ungebrauchter Wassertrog, mitten unter den ihn umgebenden, und wirklich darauf sitzenden Leuten, augenblicklich in schnelle Flamme gesetzt ward, und ohne Rettung verbrannte.

Nun fiengen die erschreckten und äusserst bestürzten Einwohner an, die Sache für eine übernatürliche Begebenheit zu halten, und ein Theil schrieb es den Zauberkünsten der Ziegeuner, oder sonst einer übernatürlichen Einwirkung einer wunderbaren Macht zu, und da sie glaubten, daß dieser nicht leicht auszuweichen wäre, so flüchtete man sich mit allem, was man fortbringen konnte, unter freyen Himmel, um doch etwas retten zu können. Aber auch hier blieben diese armen Einwohner nicht vom Feuer verschont; denn, auf die wunderbarste Art auf der Welt fiengen auch hier ihre verschiedenen brennbaren Geräthschaften zu brennen an, und verbrannten unter den Händen der bestürzten Einwohner. Besonders aber ist der Fall ihnen wunderbar vorgekommen, daß aus einer gut versperrten und lange verschlossenen Kiste, in welcher Kleider verwahrt waren, auf einmal, der hervorgekommene Rauch Feuer verkündigte; und als man sie öffnete, so sahe

man,

man, daß die Leinwand, in welcher die Kleider eingewickelt waren, Feuer gefangen hatte, und brannte. Selbst den klügsten war dieser Fall wunderbar, wie in einem, vor allem Zugang so genau verwahrten Ort, ein Feuer entstehen könne, da gewöhnlicher Weise, durch Benehmung der Luft, ein schon wirklich brennendes immer am leichtesten gedämpft wird. Alle Einwohner sind darinnen einstimmig, daß der Ausbruch des Feuers jederzeit mit einer schnellen, und ausserordentlich heftig um sich greifenden Flamme geschehen sey, die man nur sehr schwer dämpfen konnte. Nun blieb den verarmten Einwohnern nichts übrig, als diesen vor sie so verderblichen Ort, so schnell als möglich, mit allem, was sie nur fortbringen konnten, zu verlassen. Die Obrigkeit ermangelte nicht, diesen armen Unterthanen alle nur mögliche Unterstützung zu verschaffen, und gab sich zugleich Mühe, die Ursache und den Grund dieser so sonderbaren Entzündungen zu erfahren. Verschiedene erfahrene Männer, die auch Gelehrte seyn wollten, riethen zwar verschiedenes; aber bey der Untersuchung konnte man gar nichts, was nur in etwas Licht verbreiten könnte, auffinden. Bald gab man einer entzündbaren Sumpfluft die Schuld, ungeachtet nichts, als ein paar Schöpfbrunnen vorhanden waren; einige glaubten ein elektrisches Feuer;

an-

andere die Entzündung von der Gährung verschiedener brennbarer Körper, so wie man es in Petersburg erst erfahren hat; noch andere ein unterirdisches Feuer, zur Erklärung zu brauchen. Ein großer Theil glaubten noch immer Verwahrlossung, oder feine Bosheit in der ganzen Begebenheit zu finden, obwohl jeder in Verlegenheit kommt, alle diese auf so sonderbare Art sich ereigneten Entzündungen zu erklären. Da man nun auf keinerley Weise die Sache aufklären konnte, so ward von der Obergespannschaft ein Bericht nach höchstem Oten eingesandt; von daher ergieng der Befehl an die Universität Ofen, daß 2 Naturforscher an den Ort sich begeben, die Sache auf das genaueste untersuchen, und den Bericht erstatten sollten. Es reißten dahero der Professor der Naturgeschichte, Herr Piller, und der Professor der Landwirthschaft, Herr Mitterbacher, nach Eminovatz, untersuchten alles auf das genaueste, liessen den Brunnen ausschöpfen, das Erdreich tief untersuchen, und konnten nichts destoweniger gar nichts auffinden, so zu solchem häufigen Brande hätte Gelegenheit geben können. Da das Gerücht gegangen, daß man aus der Erde zu verschiedenenmalen Feuerflammen aufgehen gesehen, so glaubten schon viele einen verborgenen Vulkan, oder einen brennbaren ausdünstenden Stoff in der Erde

zu finden, so wie die Feuer zu Pietra mala in Italien, das ewige Feuer am Feuerberge in Astrakan, so Dr. Lerche beschrieben, auch viele in Böhmen bey Falkenau und sehr oft in den Steinkohlen-Werken vorkommen.

Aber bey Untersuchung der ganzen Gegend des Erdreichs durch genannte beyde Professoren, so wie es auch ihre Berichte geben, hat man ausser der gewöhnlichen Damm-Erde, Thon in verschiedenen Lagen, zwischen welchen nur sehr selten einige kleine Stücke von Eisen-Bohnen-Erzt, und kleine Kieß-Nieren vorkommen, gar nichts entdecken können. Noch weniger hat man einige Zeichen von verborgenen Erdbränden, oder vulkanischen Produkten auffinden können. Dahero ist noch immer diese so sonderbare Ereigniß unerklärbar.

„— —" *** So sonderbar und unglaublich die Erzählung dieser noch bis jetzt nicht sehr bekandten Begebenheit auch scheint, so läßt sich doch gar nicht an der Wahrheit der Ereigniß zweifeln, da diese auf das neue, in der durch den Druck bekannit gemachten, und durch diese Begebenheit veranlaßten Reise der beyden Herren Prof. Piller und Mitterbacher, so 1784 zu Ofen gedruckt worden, besonders in der Zuschrift an den Grafen von Jankowich, Obergespann vom Poscheger Comitat, bestätiget, und die fruchtlose Untersuchung der Ursachen dieses Brands S. 54. angeführt wird. Wir

Wir finden in dem Journal der Gelehrten, auf das Jahr 1671, eine vollkommen ähnliche Ereigniß erzählet, die zugleich durch das Zeugniß der Obrigkeitlichen Personen, von der Generalität zu Rouen, bestätigt wird, und sich mit dem Dorf Boncourt, an dem Fluß d'Eure gelegen, zugetragen hat. Es entstand durch 4 Jahre zu verschiedenenmalen ein Feuer, von dessen Entstehung man keine Ursache angeben konnte. Es ergriff Häuser, Scheunen, Ställe, Mauern, u. d. gl. schlich sich selbst in das Innere der Häuser, und verbrannte die Geräthschaften. Es war sehr heftig, von bläulichter Farbe, und von einem üblen Geruch. Es war gleich einem spielenden Feuer, das hin und wieder an allen Gattungen Materien sich vergriff, und oft einen Körper verzehrte, der neben und zwischen andern brennbaren lag, ohne denselben Schaden zu thun. Gemeiniglich entstand dieser Brand zu Ende Augusts, oder Anfangs Septembet, mit einem Sünd-Wind, obwohl es auch zu Zeiten, da ein anderer bließ, sich zeigte; man konnte diesen Brand kurze Zeit voraus sehen, durch ein röthliches Gewölke. Die Felder trugen Früchte wie gewöhnlich; verschiedene Hütten in der Entfernung von etwann 50 Schritten, sind immer von diesem Brande befreyt geblieben. Eine weitläuftigere und umständlichere Nachricht stehet aus diesem Journal entlehnt,

in dem ersten Theil der Akademischen Sammlung fremder Aufsätze, Seite 262.

So bald Sie, Theuerste Leser, diese Geschichte werden gelesen haben: so werden Sie Sich gar nicht über ihre Auswahl und Einrückung wundern. Hier lesen wir Beyträge zur Geschichte von dem menschlichen Elende, aber auch Proben einer höhern Vorsehung. Doch ich brauche keine weitere Entschuldigungen zu machen. Lesen Sie nur Selbst! A. d. S.

Wunderbare Errettung einiger Schiffsleute.

Jerimias Okladinkof, ein Kaufmann von Mosen, einer in dem Archangelschen Distrikte belegenen Stadt, schickte 1743 ein Schiff, das mit 14 Mann besetzt war, auf den Walfischfang nach Spitzbergen ab.

Die ersten 8 Tage gieng ihre Schiffahrt sehr glücklich; am 9ten Tage aber änderte sich der Wind, und anstatt den Strich nach der westlichen Seite von Spitzbergen zu halten, wurden sie nach den östlichen Gegenden verschlagen, wo eine Insel ist, die bey den Russen Malebrunn heißt; von dieser war das Schiff etwa

noch

noch drey Werste entfernt, als sie sich von beiden Seiten mit Eis umgeben sahen. Bey so bedenklichen Umständen hielten sie untereinander Rath, und der Unterbootsmann, Alexi Hinkof, erinnerte sich, gehört zu haben, daß vor wenigen Jahren einige Einwohner aus Mosen, nicht weit vom Ufer eine Hütte auf dieser Insel erbauet, und den Winter daselbst zugebracht hätten. Dieses gab ihnen wieder Muth und Hofnung; und sie beschlossen also, sich in dieser Hütte so lange aufzuhalten, bis das Meer von Eis wieder frey seyn würde. Es wurden also ihrer vier erwählet, welche diesen Ort aufsuchen, oder sonst ein Mittel zur Rettung des Schiffvolks, welches nichts anders als seinen Untergang vor Augen sahe, ausfindig machen sollten. Es waren:

1) Der benamte Unterbootsmann.
2) Ein junger Mensch von seiner Verwandschaft.
3) Stephan Scharapof.
4) Theodor Waregin.

Die Insel, wohin sie sich begeben sollten, war wüst. Sie versahen sich also mit etwas nöthiger Geräthschaft, doch so, daß sie nicht zu schwer zu tragen hatten; sie nahmen nemlich eine Flinte, Pulver und Kugeln 12 Schuß, eine Axt, einen kleinen Kessel, ohngefehr 12 Pfund Mehl, ein Messer, ein Schießkästchen, eine mit Taback angefüllte Blase, und jeder eine

Pfeife mit sich. Sie mußten ihren Weg über die Eisschollen nehmen, die der Wind und die Wellen beständig in die Höhe hoben, und die also den Uebergang höchst beschwerlich und gefährlich machten. Endlich kamen sie glücklich ans Land, durchliefen die Insel, und entdeckten auch die Hütte, und zwar ohngefähr $1\frac{1}{2}$ englische Meile vom Ufer. Sie war 36 Fuß lang, 18 Fuß hoch, und beynahe eben so breit, und vor dem Eingange war eine Abtheilung von einer Breite von 12 Fuß. Diese Hütte war durch die Länge der Zeit ziemlich verfallen; indessen mußten sie doch die Nacht darinn zubringen. Mit Anbruch des Tages begaben sie sich sehr geschwind ans Ufer, um ihren Kameraden diese glückliche Entdeckung mitzutheilen, und was sie während ihres Aufenthalts auf der Insel etwa nöthig haben möchten, mit ausladen zu helfen. Allein, wie groß war ihre Verwunderung und ihr Schrecken, als sie nun an den Ort kamen, wo sie ans Land getreten waren, und das Meer mit Eis und Eisschollen bedeckt, von ihrem Schiffe aber nicht das geringste sahen. Es hatte sich nämlich in der vorhergehenden Nacht ein Sturm erhoben, das Eis zusammen getrieben, und vermuthlich alles zerschmettert, und in den Grund versenckt, so daß man weder von dem Schiffe, noch von den darauf befindlichen Menschen nachher jemals etwas erfahren hat.

Den,

Den, vor diesem Unfall zwar bewahrten, aber doch allemal höchst unglücklichen 4 Personen, blieb also in dieser Noth nichts weiter übrig, als nach ihrer Hütte zurück zu kehren, und daselbst der Gefahr, und dem mancherley Elende, das von allen Seiten her auf sie wartete, entgegen zu gehen, und das dazu ohne Hofnung, jemals ihr Vaterland wiederzusehn. Die Bretter in ihrer Wohnung waren von der Kälte ganz auseinander getrieben; daher sie, um den Schaden auszubessern, die Ritzen mit Moos verstopften, wovon sie hier Vorrath genug fanden. Die Arbeit wurde ihnen nicht schwer, da in Rußland jeder Bauer mit der Axt umgehen, und sich sein Haus selber bauen kann. Vor allen Dingen aber waren sie darauf bedacht, sich Lebensmittel zu verschaffen. Mit den 12 Schuß, die sie mitgenommen hatten, erlegten sie 12 Rennthiere, womit sie sich zwar eine Zeitlang nähren konnten, aber nicht auf die Länge. Die strenge Kälte, welche auch unter diesem Himmelsstriche nur einige Arten von Thieren leben läßt, hindert allen Wachsthum von Kräutern und Pflanzen. Man siehet da weder Bäume noch Buschwerk, und die armen Leute wußten nicht, wie sie es anfangen sollten, um sich vor der Kälte zu verwahren, und irgend durch andere brennbare Materie den Mangel des Holzes zu ersetzen. Unter diesen ängstlichen Bewe-

gungen giengen sie längst dem Ufer herum, und entdeckten endlich Stücke von einem geschei-terten Schiffe, wie auch Bäume, die ohne Zweifel der Wind an andern Orten aus der Erde gerissen, und die See hier ausgeworfen hatte. Dieses diente ihnen zur Feurung; wie sie denn auch angeschwemmte Bretter fanden, und in einem derselben einen grossen eisernen 5 bis 6 Zoll langen Haacken, desgleichen ver-schiedene Nägel und anderes Eisenwerk: zwar Kleinigkeiten, aber diesen Leuten lauter solche Sachen, die ihnen bey ihren jetzigen Umständen von grossem Werthe waren. Indessen hatten sie das vorräthige Pulver verschossen; ihre Le-bensmittel giengen zu Ende, und sie hätten in Ermangelung eines andern Mittels, Wild zu fällen, den Hunger und einen unvermeidlichen Tod erwarten müssen, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie aus dieser Noth errettet, und den Abgang ersetzt hätte. Mit dem gefundenen Eisen gruben sie eine lange starke Wurzel aus der Erde, welche in die Krümme gewachsen war, und ihr Messer diente ihnen dazu, der-selben vollends die Gestalt eines Bogens zu geben; nur fehlte es ihnen an einer Sehne und an Pfeilen; und da sie nicht wußten, auf welche Art sie sich dergleichen würden verschaffen kön-nen, so begnügten sie sich fürs erste, eine Art von Lanze zu verfertigen, um sich damit gegen

die

die weisen Bären zu vertheidigen, welche sehr grausam sind, und von denen sie mit beständigen Anfällen bedrohet wurden.

Hier aber ereignete sich eine neue Schwierigkeit, indem ihnen ein Hammer fehlte, ohne welchen sie die Lanzen nicht zurecht machen konnten. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, fielen sie darauf, den gefundenen Haacken zu einer Lanzenspitze zu bereiten. Sie machten ihn also im Feuer glühend, und das Loch, welches in der Mitte war, mit einem ihrer gefundenen grossen Nägel nach und nach weiter, so, daß sie eine Stange an diesen Spitzen anbringen konnten; ein grosser Stein diente ihnen zum Ambos, und ein Paar Rennthiergeweihe anstatt der Zange. Auf diese Art spitzten sie sich zwey spitzige Eisen, welche sie mit Riemen von Rennthierfellen an langen Stäben oder Aesten von Bäumen befestigten, welche die See ausgespült hatte. Mit diesen Waffen versehen und gerüstet, machten sie sich an einen weisen Bären, und nach langem, heftigen, und gefährlichen Kampfe tödeten sie endlich das Thier, welches ihnen zu einem frischen Nahrungsmittel diente, und von recht gutem, fast dem Rindfleische ähnlichem Geschmack war. Sie bemerkten auch, daß die Sehnen dieses Thieres geschmeidig waren, und sich von einander theilen ließen, so daß sie damit eine Saite für ihren Bogen zurecht machen

konnten. Hierauf schmiedeten sie kleine spitzigen Eisen, und befestigten dieselben mit einem dünnen selbst gemachten Stricke an den Pfeilen, und mit noch feinern, die gleichsam mit Bindfaden waren, machten sie an das andre Ende der Pfeile Federn, die sie von den gefundenen Seevögeln nahmen, und auf diese Art verschafften sie sich Schießgewehr, womit sie über drittehalbhundert Rennthiere und eine grosse Menge blauer und weiser Füchse erlegten. Das Fleisch von diesen Rennthieren mußte ihnen zur Speise, ihre Häute und Bälge aber zur Kleidung dienen. Auf der Bärenjagd waren sie nicht so glücklich; sie tödeten deren nur ungefehr 10, und jedesmal nicht ohne Lebensgefahr. Den ersten fielen sie, wie gedacht, selbst an; aber die übrigen wurden Vertheidigungsweise erlegt, weil sie von diesen Thieren angefallen wurden; wie denn einige derselben gewiß aus Hunger sogar auf die Hütte losgiengen, und voller Muth hineinzudringen suchten. Ein solcher immerwährender Krieg mit den weisen Bären war für die armen Leute ungemein beschwerlich, welche beständig auf ihrer Hut seyn und besorgen mußten, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden. Mitten auf der Insel fanden sie eine Art von Thonerde, aus der sie sich Lampen verfertigten: denn es war daselbst einige Monate hindurch fast immer Nacht, und dieses machte ihnen den

Auf-

Aufenthalt in dieser Wüste um so viel schrecklicher. Eine Lampe war ihnen also höchst nöthig; sie füllten selbige mit Rennthierfett, und gebrauchten Scarpie zum Dachte. Allein das Gefäß war nicht haltbar; von der Hitze des Dachtes schmolz es, und das warme Fett zog sich durch. Sie machten also die Lampen auf eine andere Art, machten sie an der Luft trocken, legten sie ins Feuer, und tauchten sie darauf in einen Keßel, worinn sie Wasser und Mehl gekocht, und daraus eine Art von Kitt gemacht hatten. Diese Erfindung glückte ihnen, und das Fett drang nicht mehr durch; doch zu mehrerer Sicherheit tränkten sie einige Fäden von Leinewand in ihrem Kitt oder Kleister, und umwanden damit die Lampen, welche auf diese Art völlig fest und gleichsam wie mit einer Glasur überzogen wurden. Auf eben diese Art verfertigten sie noch ein paar Lampen, wenn etwa die eine oder die andere zerbrechen sollte, und huben das noch übrige Mehl auf, um es zum Kitte für die Lampen zu gebrauchen, wenn sie künftig deren mehrere nöthig haben sollten.

Ihre Hütten verwahrten sie mit angeschwemmten Dackint, einer Art von Hanf, den man zur Ausbesserung der Schiffe gebraucht, und welcher ihnen zugleich dazu diente, Dachte davon zu machen, wozu sie, wenn ihnen die Materie fehlte, ihre Hemder und Schifferhosen nahmen,

und

und auf solche Art ihre Lampen beständig im Stande erhielten. Doch eräugnete sich ein neuer Mangel; sie verbrauchten nemlich auf diese Art ihre Kleidungsstücke, die ohnedem schon zerrissen, und ihre Schuhe, die abgetragen waren; und doch mußten sie bey dem herannahenden Winter etwas haben, um sich gegen die strenge Kälte zu verwahren. An Rennthierhäuten und Fuchsbälgen fehlte es ihnen zwar nicht, die Hauptschwierigkeit war nur, dieselbe zum nothdürftigen Gebrauche zuzubereiten: und dies setzte sie in keine geringe Verlegenheit. — Endlich stellten sie einen glücklichen Versuch mit Gärbung der Rennthierhäute an, legten sie etliche Tage lang in frisches Wasser, so daß die Haare sich davon loßmachen liessen, und rieben sie nachher so lange, bis sie trocken wurden, tränckten sie darauf mit Rennthierfett, und dadurch wurden sie geschmeidig und einigermassen brauchbar. Mit den Fellen, die ihnen zu Pelzen dienen sollten, verfuhren sie eben so, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht länger als einen Tag in kaltem Wasser liegen bleiben durften. Ein Stück Drath war ihre Nähnadel, und die dünnen Sehnen der Rennthiere vertraten die Stelle des Zwirns. So sinnreich machte sie hier die Noth, jene Lehrerin so mancher schönen Künste. Sie überwanden, um sich ihr Leben zu erhalten, unzählige Hindernisse und

Schwierigkeiten. Indessen blieb doch ihre Lage sehr traurig und elend; und wenn sie einmal einen Blick in die Zukunft thaten, so stellten sich ihren Augen nichts als niederschlagende Aussichten vor. Alexi Hinkof insonderheit war Ehemann und Vater; seine Frau und Kinder lagen ihm sehr am Herzen: alle aber dachten mit Schrecken an den Fall, wenn einer nach dem andern sterben, und der letzte von ihnen ein Raub der wilden Thiere werden würde. Diese ängstlichen Vorstellungen vermehrten und verdoppelten sich, als Theodor Waregin eine tödliche Auszehrung bekam: er litt heftige Schmerzen; und so sehr auch sein Zustand seinen getreuen Gefährten zu Herzen gieng, so war doch alle ihre angewandte Mühe und Sorgfalt vergebens. Er starb, ward von den drey übrigen, als ein in diesen Umständen doppelt lieber und schätzbarer Freund beweint, und darauf so tief als möglich in den Schnee vergraben, damit sein Leichnam den gefräßigen Bären nicht Preiß gegeben werden möchte. Endlich nach ausgestandener Mühe, Last und Beschwerde, machte Gott dem Elende dieser armen Leute ganz unerwartet ein glückliches und für sie erwünschtes Ende. Am 15 August 1749 erblickten sie von weitem ein Rußisches Schiff; alsobald zündeten sie auf den nächsten Hügeln Feuer an, und liessen auf einer langen Stange eine Rennthier-

haut

haut flattern. Das Schiff näherte sich hierauf nach und nach dem Ufer, sie wurden darin aufgenommen, versprachen dem Schiffspatron bey ihrer Zuhausekunft 80 Rubel, brachten hierauf ihre mühsam erworbene Reichthümer an Bord, nemlich 2000 Pfund Rennthierfett, ferner Fuchsbälge, Rennthier- und Bärenhäute, ihre Lanzen, Bogen, Pfeile, Nadel, Axt, Messer, und die übrigen mehrentheils sehr abgenutzten Habseligkeiten. Und so kamen sie den 28. September 1749 glücklich in Archangel an, nachdem sie 6 Jahr und 3 Monat in der traurigsten Wüste und Einöde zugebracht hatten.

Die Frau des Alexi Hinkof befand sich von ungefähr am Ufer, da das Schiff anlandete; sie erkannte sogleich ihren Mann, und lief ihm so eilfertig und so geschwind entgegen, daß sie darüber ins Meer fiel, und noch mit genauer Noth gerettet wurde. Das Schiff, welches diese Unglücklichen befreyet hatte, sollte seiner Bistimmung und Vorschrift gemäß, sich nach der westlichen Küste von Spitzbergen halten, war aber durch widrige Winde, zum grossen Glück dieser armen Leute, nach Osten verschlagen worden.

Diese Leute hatten so lange Zeit ohne Brod gelebt, daß sie sich auch gar nicht wieder daran gewöhnen konnten. Sie konnten auch keine starken Getränke mehr vertragen, und tranken also von der Zeit an fast nichts, als blosses Wasser.

Der

Der Oberauditeur bey der Admiralität in Archangel Kleinstädt, hat diese Leute, und zwar jeden besonders vernommen, und ihre Aussage in allen Stücken übereinstimmend gefunden. Auch der Professor le Roi zu Petersburg hat zwey von ihnen zu sich kommen lassen, nemlich den alten Alexi und den jungen Iwan Hinkof, deren Erzählung alles Obige vollkommen bestätiget hat.

Ein jeder vernünftiger Mensch erkennt und verehrt die Gesundheit, und Thätigkeit seines Körpers, als das größte Gnaden-Geschenk, das ihm die allgütige Hand des Menschenvaters, anvertrauen konnte: Ein jeder wird also auch eyfrigst darauf bedacht seyn, seine Gesundheit zu erhalten, und die schädlichen Hindernisse, die sie zerstöhren können, kennen zu lernen. Um nun meinen Geschwistern, von niedern Ständen, dazu einige Anweisung zu ertheilen, deswegen habe ich diese auf einander folgende, von verschiedenen Herrn Verfassern bekandt gemachte Abhandlungen gewählt. Bedarf nun wohl meine Auswahl noch eine Entschuldigung. A. d. S.

Gesundheits-Katechismus.

Der Mensch hat keine grössere physische Güter, als Leben und Gesundheit; und dennoch

ist

ist er meistentheils entweder zu unwissend zu dem, was zu deren Erhaltung nothwendig ist, oder zu nachläßig, als daß er die vorräthigen Mittel der Natur und Kunst gehörig brauchen sollte. Nur dann erst, wenn die Folgen der Ausschweiffung den Körper zerrüttet haben, und das zerstöhrte, verfallene und blasse Gesicht einen geheimen Feind vermuthen läßt, fängt man an, alle kleinen Veränderungen zu bemerken, den Arzt ängstlich um Hülfe anzuflehen, und eine Zeitlang den strengen Befehlen der Kunst zu gehorchen. Kaum ist die Gefahr vorüber, so betritt er die alte Bahn, und spottet der Aerzte und ihrer Kunst. Denn was vermag nicht eine alte Gewohnheit und Leidenschaft über das menschliche Herz? Der Arzt muß hier so wenig, als der Sittenlehrer müde werden, unangenehme zum Theil alte Wahrheiten mehrmals zu wiederholen, und, als Volkslehrer, allgemein faßliche Vorschriften zu geben, wie man leben soll, um gesund zu bleiben, und sogar, der schwächlichen Beschaffenheit des Körpers ohngeachtet, alt zu werden. Sie lassen sich auf wenige einschränken, und unter dem Vehikulum eines Gespräches am besten behalten. Hier ist es.

Frage. Wie muß man es anfangen, um gesund zu bleiben, und alt zu werden?

Antwort. Man muß nichts thun, was die Ge-

Geschäffte des Körpers stöhren, in Unordnung bringen oder wohl gar zerrütten kann.

Fr. Was sind die Geschäffte des Körpers?

Antw. Der Körper ist eine sehr künstliche Maschine, die aus mancherley Theilen zusammengesetzt ist, aus Knochen, die ihm die Stütze und Grundlage geben; aus fleischigten Massen, die Muskeln heissen, jene umkleiden, und einer Beweglichkeit fähig sind; aus Gefässen von verschiedener Größe und Richtung, die theils Blut, theils wässerige Feuchtigkeiten in sich enthalten, und den ganzen Körper durchströhmen; aus Nerven, die, als feine Gehirnfasern betrachtet, mehr oder weniger, nach Art der Gefässe, sich verbreiten, trennen und wieder vereinigen, und allenthalben, wo sie hinkommen, Empfindungskraft mittheilen; aus grössern und kleinen runden oder länglichen Körperchen, welche Drüsen genennet werden, und zur Absonderung oder Verdünnung und Vervollkommung gewisser Säfte dienen; endlich aus flechsigen Häuten, oder Bändern. Diese Einrichtung der Theile ist harmonisch. Jeder Theil wirkt für sich, und dennoch immer in Verbindung mit den übrigen zum Besten des Ganzen. Dies sind die Geschäffte des Körpers. Das Herz und Schlagadern verbreiten das Blut durch alle, auch die geringsten entfernten Theile, und die Blut- und Wasseradern brin-

gen dasselbe und die übrigen Feuchtigkeiten wieder zurück zum Herzen; das ist der so wichtige Kreislauf des Blutes. Die Lunge dehnet sich aus, um die Luft einzuziehen, und fällt wieder zusammen, um die unnütze und schädliche Luft zu vertreiben. Beydes geschiehet durch einen ganz besondern Bau. Der Magen und die Därme ziehen durch Beymischung des Speichels, der Galle, und einiger andern seifenartigen Feuchtigkeiten, vermöge ihrer wechselsweisen Zusammenziehung, den Nahrungssaft aus, und treiben diesen in eigne Gefässe, wodurch er in die Blutmasse gelangt, hingegen gröbere und unverdauliche Theile durch einen eigenen Ort fort. Die Leber sondert die Galle, die zwiefache Niere den Harn, der Hode bey dem männlichen Geschlechte den Saamen ab, und bei dem weiblichen Geschlechte entledigt sich die Natur des Ueberflusses von Geblüte zu gesetzten Zeiten aus der Mutter, so wie der Zeugungstrieb in gewissen Jahren geheime Verbindungen fordert. Die Muskeln verkürzen und verlängern sich, sobald der Wille oder eine andere Ursache auf die Fasern oder Nerven wirkt, und geben dem Körper das Vermögen, verschiedene, zum Theil schwer zu erklärende Bewegungen, die man Stehen, Gehen, Reiten ꝛc. genannt hat, zu machen.

Fr. Wie gerathen aber die Geschäfte in Unordnug?

Antw. Entweder von sich selbst, (und dies ist selten) oder durch mancherley Fehler der Menschen.

Fr. Und diese sind?

Antw. Uebermaaß oder Mangel, schlechte Auswahl oder Unordnung in Essen und Trinken, im Schlafen und Wachen, in Ruhe und Bewegung, in den natürlichen Ausleerungen, in den Leidenschaften und Gewohnheiten, plötzliche Abänderung oder Verunreinigung der Luft, kurz, alles, was von aussen auf unsern Körper wirkt, oder in denselben aufgenommen wird, kann durch den Mißbrauch schädlich werden.

Fr. Wie kann Essen schaden?

Antw. Wenn ich solche Speisen genieße, die an sich schwer zu verdauen oder sehr fett sind, z. B. das Fleisch von alten Thieren, und deren zähe Theile, z. B. Rindsknochen, Speck, viel rohen westphälischen oder andern Schinken, Fische aus stillstehenden und fauligten Wassern, Hülsenfrüchte, die sehr blähen, z. B. Erbsen Linsen, Bohnen, Kraut, Kartoffeln, Schwämme, fettes oder ungesäuertes Kuchenwerk. Eben so die Speisen, die aus einer vielfachen, oft widrigen Mischung bestehen, und durch die französische Kochkunst eingeführet sind, das erkünstelte Wildpret, und ähnliche Nahrungsmittel, die zum Theil gar nicht, zum

Theil sehr schlecht zugerichtet, manchmal auch zur Unzeit und in so grosser Menge genossen werden, daß der Magen dieselben nicht verarbeiten kann.

Fr. Wie viel muß man des Tages essen?

Antw. So oft der Hunger zum Genuß einladet. Doch hat der Wohlstand gewisse Stunden eingeführet; Gewonheit aber und körperliche Beschaffenheit, und Lebensart bestimmen, ob man sich mit einer oder mehreren Mahlzeiten begnügen solle. So essen Kinder und junge Leute mehr, als Erwachsene; und diese mehr, als die Greise; starke, arbeitsame und thätige Leute mehr, als Schwächliche, Sitzende, Gelehrte, Künstler, Frauenzimmer, und dann ist das Beste, ein jeder gebe auf sich Acht, was ihm behagt oder nicht behagt. Jenes genieesse er fernerhin in der gewohnten Menge, und auf die gewohnte Art, und dieses vermeide er sorgfältig.

Fr. Wie kann das Trinken nachtheilig werden?

Antw. Wenn ich mehr trinke, als der Durst oder der Verlust durch Schweiß und andere Ausleerungen fordert; wenn ich solche Getränke wähle, die durch allzugrosse Kälte oder Wärme, oder durch austrocknende und erhitzende Eigenschaft, oder auch durch Beimischung fremder Theilchen bedenklich sind.

Fr.

Fr. Welches ist das gesundeste Getränke?

Antw. Ein helles, leichtes, unschmackhaftes und unriechbares Quellwasser. Hingegen Fluß- Brunn- Sumpf- und kalchartiges, oder mit Vitriol geschwängertes Wasser, ist ohne Noth nicht zu brauchen, weil alle vorgeschlagene Verbesserungsmittel, Abkochen, Durchseigen, Abziehen, Beimischen einiger Liquerus, z. B. des Weins, Brantweins, Salzes, das Schädliche wohl verstecken, aber nicht wirklich verbessern können.

Fr. Ist kaltes oder warmes Getränke zuträglich?

Antw. Kaltes Getränke ist unserer Natur zuträglicher, als warmes und erhitzendes, weil jenes die durch Ausschweifungen erschlaften festen Theile stärkt, und die durch Siegwartsfieber und ähnliche Empfindeley in Unordnung gerathenen Nerven wieder besänftiget. Nur hüte man sich für dem kalten Getränke nach einer starken Erhitzung und heftigen Schweiß: Hier ist es so schädlich wie ein Gift, und an traurigen Beyspielen fehlet es einem Beobachter nicht.

Fr. Ist der Thee gesund?

Antw. Niemals, ausser in dem Falle, wenn man die, durch Erkältung unterdrückte Ausdünstung wieder herstellen will. Warmes Getränke verschlaft, und leider! sind unsre jetzigen Erdbürger durch die verkehrte Lebensart und Modesucht, schon ohnedem weibisch und weichlich

genug, sie dürfen es nicht erst durch diesen chinesischen Trank noch mehr werden. Thee ist nichts, als gefärbtes laues Wasser, und schadet, wie dergleichen Wasser.

Fr. Aber Kaffee?

Antw. Kann auch wegfallen, und wer sein Geld lieb hat, entschließt sich bei dem jetzigen hohen Preisse dieser entbehrlichen Waare, ohne Kaffee zu leben, wie die mannhaften Vorfahren, die ohne ihn lebten und alt wurden; Personen von einem empfindlichen Nervensystem, Vollblütigen und Schwächlichen, macht er mancherley Beschwerden; trägen und kalten Körpern ist er behaglich, und giebt nach Tische, mäßig getrunken, allenfals ein gutes Dauungsmittel ab.

Fr. Und Chocolade?

Antw. Ist ein nahrhaftes Getränke, das schwächlichen und hektischen Personen zuträglich seyn dürfte, wenn sie, ohne Gewürze und Wein, mit blossem Wasser zugerichtet wird. Milchchocolade erzeugt nicht selten Blähungen und Leibschneiden, und die Weinchocolade Erhitzung, Aufwallung des Bluts und Zittern.

Fr. Ist die Milch gesund?

Antw. Allerdings; allein Personen von schwacher Dauungskraft leiden Beschwerden davon. Süsse Molken ist besser, aber doch nicht ganz frey von der nemlichen Beschuldigung.

Fr. Aber das Bier?

Antw. Vortreflich, wenn es gehörig gekocht, gehopft, abgegohren und nicht sauer ist. Ausserdem ist es besser, Wasser zu trinken. Weisbier ist mehr kühlend, Braunbier mehr nährend, Bitterbier mehr stärkend.

Fr. Der Brantwein muß gewißlich gesund seyn, da ihn doch so viele Personen reichlich trinken?

Antw. Gar nicht. Er erhitzt und trocknet aus, macht Wallen im Blute, Zittern, Berauschung und Stockung in den Eingeweiden, und stöhret also die Geschäfte des Körpers bald oder spät. Mäßig genossen, und dann und wann, könnte er allenfals der Gewohnheit halber geduldet werden.

Fr. Nun so trinken wir Wein?

Antw. Ja, wenn man ihn bezahlen kann; nur muß er, als eine stärkende Arznei angesehen werden, die, klüglich gebraucht, vortrefliche Wirkung äusern, unklüglich und übermäßig gebraucht, schädlich werden muß. Kalten und alten Personen bekommt er wohl, weniger den Kindern, Jünglingen und hitzigen Personen, er sey dann, nach Art der Griechen und Römer, mit Wasser vermischt. Die süssen Weine, z. B. der spanische, der Ungarische ꝛc. ingleichem die gekochten oder nicht völlig abgegohrnen Weine, z. B. einige italienische, der Burgunder, der Champagner ꝛc. berauschen leicht, wenn

sie nicht mäßig genossen werden: sonst sind sie den Nerven, dem Magen, und der Ausdünstung behaglich. Eben dies gielt vom alten Rheinweine. Junge Weine und Most sollten gar nicht getrunken werden.

Fr. Wie kann Schlaf und Wachen schaden?

Antw. Unsere Maschine ist so eingerichtet, daß sie eine zeitlang allerhand Bewegungen unbeschwert machen kann, (und diesen Zeitpunkt heißt man Wachen) dann aber matt und unvermögend wird, dergleichen Seelen- und willkührliche Bewegungen länger auszuhalten, und nur die unwillkührlichen fortdauren läßt, dergleichen die Bewegung des Blutes, das Athemholen, die Dauung, Absonderung gewisser Feuchtigkeiten ꝛc. sind, und dieser mit einem Mangel von Bewustseyn verbundene Zustand heißt Schlaf. Der Mensch muß also wechselsweise schlafen und wachen, aber er kann in beiden zu viel oder zu wenig thun.

Fr. Wie so?

Antw. Man kann in den Morgenstunden schwere Arbeiten, welche Anstrengnng des Körpers oder der Seele fordern, verrichten, und die leichtern hernach vornehmen, wenn die Kräfte schon etwas vermindert oder stumpf geworden sind. Kehre ich diese Ordnung um, so bin ich in Gefahr, Nachtheil davon zu spühren. Daher ist das übermäßige Wachen, das Nacht-

wa-

wachen, das Nachtstudiren oder Nachtschmausen gar nicht der Gesundheit gemäß. Es schwächet den Körper und die Seele. Eben das gilt auch vom Schlafe.

Fr. Also auch der Schlaf?

Antw. Ein ruhiger Schlaf erquickt den müden Körper, befördert die gleiche Vertheilung des Blutes, die Absonderungen, die Ausdünstung und Ernährung der Theile, und stellet die verlohrne Munterkeit wieder her. Hingegen ein unruhiger, unzeitiger und allzulanger Schlaf schadet, erzeugt Vollblütigkeit und schlechte Säfte, erschlaft die festen Theile, vermindert die natürliche Wärme, stöhret die Ernährung, und ziehet Entkräftung, Trägheit, Düsternheit, Aufgedunsenheit und verschiedene langwierige Krankheiten nach sich.

Fr. Ist ein Mittagsschläfgen erlaubt?

Antw. Kindern, Schwächlichen und alten Personen, ist er zuträglich; denen, so sich einmal daran gewöhnet haben, zu erlauben; allen andern aber ganz zu untersagen: denn er stöhret die Dauung, und macht den Kopf wüste. Besser ist es, nach Tische einige Stunden gar nichts zu thun, und das Ende der Dauung gedultig abzuwarten, dagegen Abends zu rechter Zeit ins Bette zu gehen, und nach sechs bis sieben Stunden wieder aufzustehen.

Fr. Darf man nach dem Aderlassen schlafen?

Antw. Warum nicht? Die Erholung geschiehet im Schlafe am besten. Man hat den Schlaf nur aus der guten Absicht verbothen, weil die Aderbinde aufgehen, und der Mensch sich verbluten kann.

Fr. Wie muß man es anfangen, um ruhig schlafen zu können?

Antw. Man esse und trincke des Abends wenig, wähle sich ein geräumiges, stilles, trockenes und kühles Schlafzimmer, ein reines und weiches Bette, und, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, eine leichte oder etwas schwere Decke, lege sich mit etwas erhabenem Kopfe bald auf die eine, bald auf die andere Seite, vorzüglich auf die lincke, ohne Noth nicht auf den Rücken, entschlage sich alles Nachdenckens, aller Sorgen und Leidenschaften, und der ruhige Schlaf wird sich von selbsten einstellen.

Fr. Bey Erwähnung der Betten fällt mir die Englische Art, auf Matratzen zu schlafen, ein. Sollte die nicht besser seyn?

Antw. Die wenigsten Deutschen sind an diese harte Art gewöhnet, und möchten von der plötzlichen Aenderung leiden. Feder-Betten erwärmen im Sommer zu sehr, und sind im Winter bey unserm rauhen Himmelsstriche fast nothwendig geworden. Vielleicht liessen sich beide Arten so mit einander vereinigen, daß

man im Sommer auf Matratzen schliefe, und sich mit einer leichten Decke verwahrte, hingegen im Winter zwar die Matratze statt des Unterbettes beybehielt, aber ein Federkissen und eine Federdecke damit verbände.

Fr. Es wurde vorhin, deucht mir, etwas von der Ruhe und Bewegung gesagt?

Antw. Allerdings. Ohne eine geschickte Abwechselung der Bewegung und Ruhe, kann der Körper ohnmöglich in die Länge bestehen. Einige Arten der Bewegung fördern den ganzen Körper, andere nur einen Theil. Jene ermüden mehr, diese weniger. Eine gelinde, den Kräften angemessene, im Kühlen verrichtete und bis zur anfangenden Ermüdung fortgesetzte Bewegung ist zuträglich, die entgegengesetzte aber schädlich. Wer sich erhitzt hat, muß nicht sogleich kalt trincken, oder auf heftige Bewegung sogleich, sondern allmählig zur Ruhe übergehen, den Schweiß sorgfältig wieder abwischen, und dann die nasse Wäsche ändern. Bewegung nach einer langen Ruhe soll gemächlich, überhaupt aber zur schicklichen Zeit übernommen werden. Daher ist sie nach Tische nicht rathsam, eher vor Tische, und nach beendigter Dauung, in freier Luft und bey heitern Stunden des Tages. Wer nicht gehen kann, muß das Pferd, die Kutsche, die Schaukel, zu Hülfe nehmen.

Fr. Was ist bey der Ruhe zu beobachten?

Antw. Die Ruhe verschaft dem Körper neue Erholung, entfernt die Anspannung der Fasern, vermehret die Ab- und Aussonderungen, befördert das Zunehmen, so wie übermäßige Ruhe oder Trägheit das Gegentheil bewirkt. Schwächliche und arbeitsame bedürfen eine längere, stärkere oder sich mäßig bewegende Personen eine kürzere Zeit zur Ruhe.

Fr. Was heissen die Aerzte Ab- und Aussonderungen.

Antw. Einige Eingeweide sind so eingerichtet, daß endlich aus den kleinen Enden der Aedergen eine, jedem Theil angemessene, mehr oder weniger reine Feuchtigkeit von der Blutmasse abgeschieden, und dieselbe entweder zum Besten des Körpers verwandt, oder, als unnütze, durch eigene Gänge oder Oefnung fortgeschaft wird. Und diese Geschäfte heissen die Aerzte Ab- und Aussonderungen. Gerathen nun diese in Unordnung, so entstehen auch im Körper mancherley Beschwerden, und endlich wahre Krankheiten.

Fr. Wie ist das möglich?

Antw. In der ungestörten Eintracht aller körperlichen Verrichtungen bestehet die Gesundheit. Wenn daher z. B. der Harn nicht fortgehet, so sind die schlimmsten Zufälle zu befürchten: wenn die Galle nicht in die Därme, sondern in das Blut gehet, so erfolgt Gelbsucht,

oder doch wenigstens eine garstige Farbe, die Dauung leidet, in den Därmen sammlet sich Luft an, der harte Unrath bleibt zurück, und zeugt durch seine weisse Farbe den manglenden Beitritt der Galle: wenn die Ausdünstung, die an der äusern Haut vorzüglich, doch auch an der innern Fläche der Häute, geschiehet, plötzlich gehemmet wird, (und die heißt man gemeiniglich Erkältung) so äussert sich bey einigen Körpern ein heilsamer Durchfall, hingen bey andern Frost, Fieber, Schnupfen, Husten, Brustentzündung, und im Herbst Ruhren: ist der Leib nicht alle vierundzwanzig Stunden ein- oder zweimal offen, (denn die spätere Oefnung zeigt allemal eine grosse Trockenheit und Trägheit der Därme an) so tritt Verstopfnng ein, und diese ziehet mehrere üble Zufälle nach sich. Eben so gehet es mit dem Schleime in der Nase, in der Luftröhre und einigen andern häutigtn Gängen, mit dem Speichel und dem Saamen bey erwachsenen Mannspersonen. Die regelmäßige Absonderung und eine angemessene Fortschaffung der auszuleerenden Feuchtigkeiten, ist zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nöthig.

Fr. Ist der Schweiß den Gesunden eigen?

Antw. Eigentlich nicht, ausser zur Zeit einer starken Bewegung, zumal in der Sonne und an heissen Tagen. Freywilliger Schweiß bey der leichtesten Bewegung, verräth Schwäche des

Kör-

Körpers, nicht selten bevorstehende Krankheiten, und ist öfters die Folge eines allzuheissen Verhaltens oder der Ausschweifungen.

Fr. Aber das Schwitzen an Händen und Füssen?

Antw. Ist eine Unannehmlichkeit für die Schönen, aber mehrmals heilsam: denn dadurch gehen viele unnütze Theilchen weg, die, wenn sie zurück bleiben, mancherley Unheil stiften würden. Deshalb ist dasselbe niemals zu voreilig zu vertreiben. Man wasche ausser der Zeit der Erhitzung Hände und Füsse mit kaltem Wasser, und ändere fleißig die Wäsche, und diese Unbequemlichkeit wird sich nach und nach verlieren, wenigstens vermindern.

Fr. Was ist vom Nothschweisse der Gesunden zu halten?

Antw. Bey Vollblütigen, Schmausern, Müßiggängern und Alten hat er nichts zu bedeuten: die Natur entledigt sich gemeiniglich dadurch des schädlichen Ueberflusses, und er muß schlechterdings nicht vertrieben werden. Hingegen bey arbeitsamen, die schon ganz bey Tage schwitzen, bey schwächlichen, kränklichen, und hecktischen Personen ist er bedenklich. Die haben nichts überflüßiges, und werden dadurch noch mehr entkräftet. Doch ist der Morgenschweiß der beste, und gedultig abzuwarten.

Fr. Wie kann man der Verstopfung vorbeugen?

Antw. Durch Auswahl der Speise und Getränke

tränke. Alle trockene, harte und herbe Speisen, Hülsenfrüchte, schwer zu verdauendes Brodt, herbe, saure und rothe Weine, Mangel an Getränke, sitzendes Leben und Zusammendrucken des Unterleibes, müssen die Verstopfung, und die entgegengesetzte Nahrungsmittel eine durchfallartige Oefnung begünstigen. Wer auf sich Acht hat, wird bald finden, was ihm behagt oder nicht behagt; das letztere lassen, das erstere thun, und so den Händen der Aerzte entgehen.

Fr. Was ist vom Schnupf- und Rauchtaback zu behalten?

Antw. Als eine Arzney betrachtet, kann der mäßig genommene Schnupftaback die Schleimausleerung, und der Rauchtaback den Abgang eines dicken, zähen und schleimigten Speichels befördern. Uebermäßig gebraucht, müssen beide schädlich werden.

Fr. Und das Dauungspfeifgen?

Antw. Muß ganz wegfallen. Es benimmt dem Menschen den zur Dauung unumgänglich nöthigen Speichel, der sich durch kein Trinken ersetzen läßt.

Fr. Können die Leidenschaften der Gesundheit Abbruch thun?

Antw. Grossen Abbruch. Die Leidenschaften sind für unsern Körper, was der Sturmwind in der Natur ist. Ein mäßiger Gebrauch der angenehmen erschüttert die Maschine, bahnet

den

den Weg durch die kleinsten Gefäßchen, und verbreitet Feuer und Leben über den Menschen; dagegen lassen die unangenehmen mehrmals die schlimmsten Eindrücke zurück. Der Weise lernet bey Zeiten ihre Entstehungsart kennen, fliehet die Gelegenheit, welche sie, wie der Funken das Feuer, entzünden kann, und besinnet sich bald wieder, im Falle er übereilet wird. Ein Sklave der Leidenschaften ist moralisch und physisch unglücklich, weil er dadurch sein Verderben begünstigt.

Fr. In wie weit gehören Gewohnheiten in die Lebensordnung?

Antw. Gewohnheit ist, wie man im Sprüchwort sagt, die andere Natur. Der Körper lernt dadurch selbst das Schädliche leichter ertragen. Man hüte sich sorgfältig, alles nach einer vorgeschriebenen Regel zu thun. Sie läßt sich nicht immer befolgen, und dann fühlet der Körper den Schaden. So wie man nur nach und nach sich etwas angewöhnet hat, eben so muß man sich auch Fehler oder Unarten nach und nach abgewöhnen. Die jählinge Entwöhnung hat mehrmals die schlimmste Wirkung nach sich gezogen.

Fr. In wie fern kann die Luft auf die Gesundheit einen Einfluß haben?

Antw. Die Luft, so uns umgiebt, ist zum Leben unentbehrlich; aber selten ganz rein; manch-

manchmal warm oder kalt, trocken oder feuchte, veränderlich, stürmisch. Die Luft muß sich verändern, weil sie sonst gefährlich werden könnte. Und geschiehet dies nach und nach, so fühlet der Körper nichts davon; mehr, wenn der Uebergang in die entgegengesetzte Luftart schleunig ist. Die Winde, als eine bewegte Luft, können durch die Heftigkeit oder Gelindigkeit, mit welcher sie wehen, und durch die Eigenschaft der Luft, bald nützen, bald schaden. Eine Luft voll schädlicher Theilchen, dergleichen die Luft an den Hüttenwerken, stillestehenden Wassern, Sümpfen und Pfützen, an Orten, wo Leichname der Menschen und Thiere faulen, in unterirdischen und verschlossenen Hölen, in Grüften, verschütteten Brunnen und Kellern, wo gährende Getränke liegen, zu seyn pflegt, ist ansteckend und tödtend, wie die Pest. Eine allzuwarme Luft, die jungen Personen und Trinckern am wenigsten behagt, erschlaft, vermehret den Schweiß, verdicket das Blut, und macht den Körper fähig, in verschiedene schlimme Entzündungs- und Gallenfieber zu verfallen; hingegen kalte Luft, so das Gegentheil von der vorigen ist, schadet Alten und Schwächlichen am meisten, und ziehet besonders Entzündungen der Brust und des Halses, Katharre und Schlagflüsse, Erfrieren der Glieder ꝛc. nach sich. Die feuchte Luft, ist fast eben so, wie die warme,

schädlich, zumal wenn sich beyde Lufteigenschaften mit einander verbinden. Und dies gielt auch von der naßkalten Luft. Eine mäßig kalte und trockene Luft ist ohnstreitig der Gesundheit am zuträglichsten, und ein heiterer angenehmer Wintertag ein wahrer Wonnetag. Uebrigens lassen sich aus den, zu gewissen Jahrszeiten herrschenden Winden von verschiedener Art die gewöhnlichen Frühlings- Sommer- Herbst- und Winterkrankheiten erklären.

Fr. Gelten obige Lebensregeln allgemein?

Antw. Sie an sich, müsten sie bey jedem Menschen gleiche Wirkung äusern, wenn ein jeder dem andern in seiner körperlichen Beschaffenheit, Lebensart, Arbeit und Beschäftigung, Achtsamkeit oder Unachtsamkeit ꝛc. gleich wäre. leidet z. B. ein Starker weniger von einem begangenen Fehler in der Lebensordnung, als ein Schwächlicher; das Kind mehr, als der Erwachsene; das verzärtelte Frauenzimmer mehr, als der abgehärtete Mann. Dem einen hilft die Natur, d. i. die vorhandene Körperkraft schaft die schädliche Materie beyzeiten weg, und erregt Brechen, Durchfall, Schweiß, nach Ueberladung des Magens, oder nach Erkältung; hingegen der andere hat diese Wohlthat nicht zu erwarten, und muß also mehr auf sich Acht haben. Wer eine sitzende Lebensart hat, bedarf mehr Achtsamkeit, als ein anderer, der ein mit

Hand-

Handarbeit und Bewegung der Glieder verbundenes Gewerbe treibt. Je mehr Thätigkeit da ist, desto weniger sind die etwanigen Fehler zu befürchten. Je öfterer sie wiederholet werden, desto mehr gewöhnet sich die Natur an dieselben. So habe ich Greise von siebenzig Jahren gekannt, die bey dem unthätigsten Leben ihre Lieblingsspeisen, Schinken, geräuchert Fleisch, Erbsen, Kraut ꝛc. ohne Nachtheil ertrugen, und höchst wahrscheinlich würde die schleunige Abänderungen der Lebensordnung ihnen Schwäche der Dauungswerkzeuge, Unverdaulichkeit und Tod zugezogen haben. Doch ist es besser, sich zeitig an eine gewisse Ordnung zu gewöhnen, ohne sklavisch zu seyn.

Fr. Wenn nun also Geschlecht, Alter, Lebensart und andere Dinge eine Abänderung in den Lebensregeln fordern, darf ich mir wohl die besondere Anwendung ausbitten?

Antw. Von Herzen gern. Durch eben diese Anwendung wird die Lebensordnung erst, was sie eigentlich seyn soll. — Mittel zur Erhaltung der Gesundheit. Ohne diese nähere Bestimmung kann sie öfters misverstanden, öfters verspottet und verkannt werden.

Fr. Wie müssen also die Kinder erzogen werden? Wie die Frauenzimmer in verschiedenen Umständen leben?

Antw. Sie sind zu hitzig, und wollen zugleich alles auf einmal wissen. Die Sache ist zu wichtig, und läßt sich ohnmöglich auf einmal abthun. Genug vor diesmal. Wir sprechen einander wieder, und dann sollen sie alles umständlich erfahren. Leben Sie wohl.

Gedanken, Grundsätze und Vorschriften, welche die menschliche Erhaltung und Stärke betreffen.

Diese Abhandlung ist, nach Angabe des Registers, von einem andern Herrn Verfasser, wie die vorhergehende. A. d. S.

Gesundheit und Stärke sind die besten Naturgüter der Menschheit, weil das Gefühl des Wohlseyns wesentlich von der Gesundheit, und weil das Maaß und die Art der Thätigkeit wesentlich von der Kraft und der Stärke abhängt.

Will man sich jene großen Güter verschaffen: so muß man sich auf eine vernünftige Art beständig bemühen sie zu erwerben und zu erhalten. Weil ein Kind das zu thun nicht versteht: so müssen es die Aeltern zum Besten des Kindes thun. Uebrigens muß jeder Mensch an die Erfüllung dieser Selbstpflicht immer selbst denken.

In

In der Zeit der Gesundheit, muß der Mensch eben so sorgfältig für deren Erhaltung, als in der Zeit der Krankheit für deren Herstellung sorgen. Wer in der Krankheit nur für seine Erhaltung sorgt, handelt als ein Mensch, der sein Hauß nur alsdenn retten will, wenn es schon brennt und übrigens nicht auf Feuer und Licht sieht.

Wenn für des Menschen Erhaltung alles geschähe, was geschehen könnte: so würde das gewöhnliche Lebensziel leicht bis an hundert Jahre hinangehen.

Sorge, Mensch, mit Ueberlegung und geruhiger Fassung sorgfältig für deine Erhaltung und Gesundheit, ohne ängstlich zu seyn. Eine heitere Gemüthsverfassung, und eine sorgfältige Vermeidung aller heftigen Gemüthsbewegungen giebt vorzüglich Gesundheit und Stärke.

Da das, was von einer Sache herrührt, so beschaffen ist, wie das, wovon es herrührt, in dem Augenblick des Hervorbringens, und des bildenden Geschäfftes beschaffen ist, und wirkt: so muß ein Mensch in der Zeit, da er einem Menschen sein Daseyn giebt, in einem möglichst vollkommenen Zustand der Seele und des Leibes seyn. Wer in einem solchen Zeitpunkt an Leib und Seele zerrüttet ist, macht leicht einen werdenden Menschen auf eine ganze Lebenszeit unglücklich. —

Der Gebrauch eines Wärmkorbes oder des Feuers, ist bey der Reinigung der Kinder durch die damit verknüpften Dünste, und durch die dadurch erregte Erhitzung sehr schädlich.

Die Bestreichung eines eben gebohrnen oder noch zarten Kindes mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwams, streckt dessen Nerven und verschaft den Kräften des Körpers eine heilsame Uebung und Fertigkeit, durch die natürliche Wärme des Körpers äußrer Kälte zu widerstehen. Ein Kind muß oft gereinigt und trocken gelegt werden, und die schon gebrauchten bloß getrockneten und nicht wieder gewaschenen Tücher sind dabey möglichst zu vermeiden, weil die darinn steckenden Unreinigkeiten sonst dem Kinde, so bald die Tücher wieder naß werden, sehr schaden.

Die Einathmung einer reinen Luft, ist ein eben so wichtiges Erhaltungsmittel, als der Genuß gesunder Speisen und eines guten Getränckes.

Die ausgehauchte Luft ist nicht besser, als die Exkremente von den genossenen Nahrungsmitteln. Die von ausgeathmeter Luft verunreinigte Stubenluft muß also oft durch die Fenster ausgelassen und dafür die äussere freye Luft, wieder eingelassen werden.

Man muß die Stubenwärme den Körper, nach allen Seiten hin, auf eine gleiche Art, um-

umfliessen lassen, und keinen Theil des Körpers nahe ans Feuer bringen. Man komme also dem Ofen nie nahe!

Die Stubenwärme sey nur so stark, als sie durchaus seyn muß um den Körper gegen Frieren zu schützen. Was die Kräfte des Körpers zu dessen Erwärmung ausrichten können, darin muß man jenen Kräften nicht zu Hülfe kommen. Diese legen sich sonst auf die faule Seite, und nehmen aus Mangel der Uebung, ab!

Wenn ein Theil des Körpers zusammengedrückt wird: so können in den kleinen Röhren desselben Blut und Säfte nicht fortfliessen. Durch Stockungen des Bluts und der Säfte, müssen Verstopfungen, Verhärtungen, oder gewaltsame Durchbrüche, der die Säfte einschliessenden Gefässe veranlaßt werden. Vorzüglich bewahre man die Lunge, die ein so wichtiger Theil des Körpers ist, und durch deren Bewegung wie durch einen Blasebalg die Maschine des Körpers im Gange erhalten wird, vor allem Druck. Dieser Druck erfolgt, wenn man die Brust zusammendrückt, oder wenn selbst die Brustknochen sich einwärts biegen, und die Lunge sich nicht ungehindert ausdehnen kann. Kinder müssen also nie mit der Brust auf etwas liegen, oder sich gegen ein Leitband, oder einen Gängelwagen anlehnen, oder krumm sitzen. Aus eben dem Grunde muß auch der Unterleib nicht

zusammengedrückt werden, weil sonst in der Milz, der Leber und den Gedärmen die freye Bewegung der Säfte, und der fortzuschaffenden Exkremente gehindert wird, und daher Verhärtungen und Verstopfungen entstehen.

Das feste Wickeln der Kinder in Windeln, ist für das Kind unangenehm und schädlich, und selbst gefährlich. Unangenehm und schädlich ist es, weil ein Kind dann den Körper nicht frey bewegen, seine Kräfte gar nicht üben, und sich keine Art der Unterhaltung verschaffen kann. Gefährlich ist es, weil die zarten knorpelartigen Knochen, sehr leicht verbogen und verkrüppelt werden.

Man gewinnt, wenn man ein Kind unterhalten und zur Ruhe und in den Schlaf bringen will, wenig oder nichts durch Wiegen. Soll es gewiegt werden: so wiege man nie stark. Durch starkes Wiegen veranlaßt man Betäubung, Zugluft und Umwerfen der Wiege.

Die Mutter wache während der Schwangerschaft und während des Stillens sorgfältig über sich, und hüte sich vor allen Unordnungen der Seele und des Leibes. Sie muß immer bedenken, daß ein unschuldiges Kind die bösen Folgen ihrer Unordnungen mit tragen müsse. Ein Kind werde nicht leicht über dreyviertel Jahr gestillt. Man gewöhne es auch bald Speisen außer der Muttermilch zu genieſſen.

Beydes geschehe, damit der Körper sich allmählig zur Nahrung der Speisen gewöhne, damit die Mutter nicht zu viele Kräfte einbüße, damit das Entwöhnen der Mutter nicht schwer werde, indem sie es dem Kinde schwer werden sieht, und damit endlich das Kind desto leichter, bald durch andere Nahrungsmittel erhalten werden könne, wenn die Mutter durch Krankheiten oder andere Zufälle im Stillen unterbrochen wird.

Der Mensch muß so viele Nahrungsmittel geniessen, als zur Erhaltung und Wachsthum nothwendig sind. Jeder Ueberfluß fällt dem Körper zur Last, legt der Verdauungskraft eine zu schwere Arbeit als sie fassen können, und veranlaßt gefährliche Durchbrüche und Entzündungen.

An der nöthigen Nahrung muß es aber auch dem Körper nicht fehlen. Sonst können die Kräfte sich nicht erhalten. Auch kann der Wachsthum bey einem noch wachsenden Menschen nicht gehörig von statten gehen. Denn durch ein starkes jugendliches Feuer und durch einen mässigen Gebrauch der Nahrungsmittel werden die Gefässe des Körpers auseinandergetrieben.

Man bekömmt das gehörige Maaß von Nahrungsmitteln, wenn nach deren Genuß man nichts mehr von Hunger und Durst leidet und sich zugleich wohl und leicht fühlt. Die Art

der Speisen ist nicht so leicht zu fürchten, als deren Menge.

Alle heisse und starke Getränke sind, bis nach Vollendung der Wachszeit, zu meiden. Zu dem starken Maaß des jugendlichen Feuers braucht nichts hinzugethan zu werden. Auch in männlichen Jahren sorgt man besser für seine Kräfte und Erhaltung, wenn man den Körper zur Beschützung der körperlichen Wärme beym ordentlichen Genuß der Nahrungsmittel thun läßt, was er kann, als wenn man ihm durch heisse und starke Getränke zu Hülfe kommt. Heisse und starke Getränke sind nur in Nothfällen, da die Kälte gar zu stark in den Körper dringt, auf eine kurze Zeit zuträglich. Wenn sie also nutzen: so thun sie es so wie heftige Affecten, die beym Mangel der natürlichen Kräfte diese nahe bis zur Ueberspannung erhöhen, wenn eine solche Erhöhung im Nothfalle nöthig ist.

Man lasse ein Kind gegen die Zeit, da es gehen kann, im Sommer anfänglich auf dem Grase und sonst auf dem Stubenboden sitzen. Es fängt denn an zu kriechen, und lernt auf eine unschädliche Art sich zu erheben und zu fallen. Ein Fallhut ist dann gar nicht nöthig.

Ein Kind muß nie lange auf einem Stuhl sitzen, oder wohl gar darauf eingeschlossen werden. Ueberhaupt wechsele der Mensch, so viel

er

er kann, mit Sitzen, Stehen und Gehen ab, und bringe den Körper immer in eine andere Lage, damit auch unbedeutende Zusammenpressungen gewisser körperlichen Theile nicht lange dauern.

Man übe die Kräfte der menschlichen Natur in Absicht auf Seele und Leib so, daß die Arbeit mit deren natürlichem Maaß übereinstimme, und daß man ihnen ganz allmählig mehr zumuthe. Geschieht dies mit weisser Vorsicht: so wird der Mensch allmählig so stark, als er werden kann.

Wer den Kräften Arbeiten zumuthet, dazu sie nicht hinreichen, der verkrüppelt sie, und wird nie stark. Ein gelehrter Knabe wird, wenn ihm von der Natur nicht ein Wundermaaß von Kräften verliehen wird, nie ein hervorragender gründlich gelehrter Mann. Auch wird der Körper nie stark, dessen Kräfte durch zu schwere Arbeiten früh gebrochen werden.

Man nehme das gehörige Maaß des Schlafs, worinn eine Hauptreparation an den Kräften und besonders an Nerven vorgenommen wird, mit sorgfältiger Rücksicht auf die Zeit, welche die Natur zu jener Reparation braucht. Schläft der Mensch zu lange: so macht er die Natur in jenem Geschäft träge und faul. Schläft er nicht lang genug: so stört er sie in einem sehr wichtigen Geschäfte.

Man schläft lange genug, wenn man in der Zeit des Wachens sich munter erhalten kann. Schliefe einer 8 Stunden, der mit 6 auskommen könnte: so müßte er allmählig die Zeit verkürzen, und mit jeder Verkürzung einige Wochen anhalten, bis er zum Maaß von 6 Stunden herunter käme. Er wird dann finden, daß mit seiner Existenz mehr Wohlseyn verknüpft ist, wenn er nur 6 Stunden, als wenn er 8 schläft. Wer 40 Jahre hindurch täglich 2 Stunden von der Schlafzeit erobert, der gewinnt in der Zeit 5 Jahre des wachenden und thätigen Lebens. Welch ein herrlicher Gewinnst, liebe Leser, für uns und für die Welt!

Uebrigens sind die Menschen ungleich in Ansehung ihrer Bedürfnisse. Der eine braucht mehr Schlaf und mehrere Nahrungsmittel als der andere. Jeder muß auf sich merken, und so das nöthige Maaß ausfindig machen.

Noch ein sehr wichtiger Rath, und dann jetzt hiervon nichts mehr. Jeder fürchte sich für den frühzeitigen Regungen des Geschlechtstriebes, und zu der Zeit, wenn sie in erwachsenen Jahren statt finden können, vor allem Uebermaaße in Befriedigung jenes Triebes, wie vor dem ärgsten Uebel. Durch nichts werden die Kräfte der Seele und des Körpers mehr geschwächt und zerstört, und die ganze menschliche Natur in ihrer Grundfesten gefährlicher er-

schüttert, als dadurch. Durch nichts bringt man auch gefährlichere Uebel und Schwächen auf die Nachkommenschaft, als durch Unordnungen der Unzucht. Damit du, armer Mensch, von dieser Seite nicht in Gefahr kommest: so meide alle Menschen, die unzüchtig reden und handeln, und meide alle unzüchtige Romane. Solche Menschen und solche Romane sind fürchterliche Betrüger. Sie mahlen einen Himmel, wo in der Natur eine Hölle ist.

Von der Gesundheit der Menschen.

Das Register zeigt uns die von der vorstehenden Abhandlung verschiedene Quelle an.
A. d. S.

Vielleicht mag es manchem von schädlichen Vorurtheilen eingenommenen Landmanne auffallend seyn, daß er in diesem Kalender kein Aderlaßmännlein antrift, welches die auswärtige Kalender mit sich zu führen pflegen, und nach weßen Vorschrift so mancher Unverständige oft sein beßtes Blut Preiß giebt, und sich eine tödende Kranckheit zuziehet. Dieses Aderlaßmännlein hat ganz zuversichtlich nehmliche unselige Wirckungen, als das Herumlaufen der Marckschreier und Quacksalber, welche auf Kosten der leichtglaubigen Einfalt, ihre verzweifelte Arzenei-

neimittel in öffentlicher Bude, und mit falschen Zeugnissen in den Händen absetzen. (Man kan mein unmaßgebliches Urtheil, im 2ten Bändchen der K. L. Seite 485, von diesen gefährlichen Menschen nachlesen. A. d. S.

Diese Aderlaßmännlein machen den Leichtglaubigen weiß, zu welcher Zeit es gut, mittelmäßig, bös, ja tödlich seye zur Ader zu laßen, und erzählen allerley Kranckheiten daher, welche entstehen sollten, wenn man an dies- oder jenem Tage nach dem Licht zur Ader läßt.

Da es nun aber eine allgemein anerkannte Wahrheit ist, daß die Nützlich- oder Schädlichkeit der Aderlaß keineswegs nach den Jahreszeiten, dies- oder jenem Tag, den Sonnenzeichen, dem alt oder neuen Lichte, sondern einzig und allein nach den Umständen des Körpers bemessen werden muß, auch selbst das unnöthige wiederholte Aderlaßen der menschlichen Gesundheit sehr nachtheilig ist, die Märke des Umlaufs schwächet, die Ausdünstung in Unordnung bringt, und die Verdauungskräfte zerstöret; so hat man nicht allein es sich zur Pflicht gerechnet, den Landmann von der Schädlichkeit des sogenannten Aderlaßmännlein zu belehren, sondern man theilet demselben auch die jetzigen Grundsätze mit, welche der gemeinnützige Leibarzt Tißot in seiner Anleitung für den gemeinen Mann vom Aderlaßen an die Hand giebt. —

Hierin

Hierin sagt er, daß der Ueberfluß des Geblüts und die Neigung desselbigen zur Entzündung die beiden einzigen Ursachen seyen, die eine Aderlaß nothwendig machten. Den Ueberfluß des Geblüts, fährt er fort, zeigen folgende Merckmale:

1) Wenn man viel ißt, wenn man saftige Speisen, und hauptsächlich viel Fleisch genieset, wenn man nahrhafte Weine trinckt, wenn man zu gleicher Zeit gut verdauet, wenn man sich wenig Bewegung macht, viel schläft, und keine häufige Ausleerungen hat, so muß man glauben, daß alle diese Ursachen sich selten bei dem Landmanne finden, wenn man die verminderte Bewegung in einigen Winterwochen ausnimmt, welche in der That etwas dazu beitragen kann, mehr Blut als gewöhnlich zu erzeugen. Er lebt zum öfterstен nur von Brod, von Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche, und von Wasser; Sachen die nur wenig ernähren, indem ein Pfund Brod bey einem und ebendemselben Menschen vielleicht nicht mehr Blut, als 2 Loth Fleisch erzeugt, obgleich ein allgemeines Vorurtheil den Satz umkehrt. 2) Eine völlige Verstopfung oder lange Verhaltung eines gewohnten Blutflusses. 3) Ein voller und starker Puls; sehr stark in die Augen fallende Blutadern bey einer Person, die nicht mager und nicht erhitzt ist. 4) Eine ziemliche rothe Farbe. 5) Eine

aus-

ausserordentliche Schwere im Körper, ein ungewöhnlich, harter, langer und unruhiger Schlaf; eine ungewohnte Ermüdung nach einer Bewegung oder Arbeit; ein wenig Beklemmung beym Gehen. 6) Herzklopfen bisweilen mit einer gänzlichen Niedergeschlagenheit, und sogar einer leichten Ohnmacht begleitet, hauptsächlich wenn man sich an heissen Orten aufhält, oder sich viele Bewegungen gemacht hat. 7) Schwindel, insonderheit wenn man den Kopf niederbückt, und auf einmal wieder in die Höhe hebt, und nach dem Schlafe. 8) Häufige Kopfschmerzen, denen der Kranke vorher nicht unterworfen gewesen, und die von der Unordnung der Verdauung von Hitze, die ziemlich allgemein über den ganzen Leib verbreitet ist. 10) Eine Art von beissendem Jucken über den ganzen Leib, so bald man sich ein wenig erhitzt hat. 11) Häufige Blutstürzen, die mit einer Erleichterung verbunden sind.

Man muß aber ja nicht aus einem einzigen dieser Zufälle allein urtheilen, es müssen mehrere zusammen kommen, damit man sicher sey, daß sie nicht von einer sehr verschiedenen Ursache, die der Vollblütigkeit ganz entgegen, herrühren.

Wenn man aus diesen Zufällen sicher schliessen kannn, daß diese Vollblütigkeit wirklich da ist, so nimmt man mit vielem Erfolge einen

Ader-

Aderlaß, auch wohl 2 vor. Es ist gleichgültig, an welchem Theile es geschehe. Wo es aber seyn kann, ist es immer räthlicher sich vor der Aderlasse mit einem geschickten Arzte zu benehmen.

Glücksspiele einiger fremden Völker.

Da die Leser auch dieser K. L. verschieden sind: so muß man Ihnen auch Lieferungen von mancherley Inhalt machen, und der folgende Artickel wird gewiß einem Jeden willkommen seyn. A. d. S.

Den Mauren, in Afrika, sind alle Glücksspiele nach dem Koran verboten, allein sie spielen doch heimlich, sonderlich l'Hombre, das ihre Vorfahren aus Spanien herüber brachten. Schach ist ihnen erlaubt, und ihr vornehmstes Spiel. Einige sind wahre Meister darinn. Sie spielen es nie um Geld, wer aber verliert, der muß sich gefallen lassen, daß ihm der Ueberwinder eine Feder oder etwas Stroh auf den Turban stecke; den König nennen sie Eschech, die Königin Lella, den Thurm Errock, den Springer Elfers, und die Bauern Elhari. Diese Figuren aber haben keine Aehnlichkeit mit irgend einem Geschöpf, sondern nur gewisse Unterscheidungszeichen, welche Fremde erst kennen lernen

 mus-

müssen. Die Spiele der Kinder scheinen in der ganzen Welt einerley zu seyn. In Siam und in ganz Indien, haben die Kinder ihre Spiele mit denen in Europa gemein, ohne daß man weiß, wie sie zu ihnen gekommen sind. Am Euphrat sahe Niebuhr die Kinder mit fünf kleinen Steinen spielen, von welchen sie einen in die Höhe warfen, und wieder auffiengen, nachdem sie vorher einen, zwey, drey, oder die vier übrigen von der Erde aufgehoben hatten. In Persien schlug die Jugend den Ball. Das Spiel, Gerade oder Ungerade, ist bey den Türken und Arabern, und das Bret- und Damspiel gleichfalls bey den Morgenländern gewöhnlich. Das Schachspiel ist bey ihnen so beliebt, daß man Leute ganze Tage lang dabey sitzen sieht. Ihre Steine sind alle sehr simpel. Anstatt des mit kostbaren Holze eingelegten Brets der Europäer, bedienen sie sich eines Tuchs, auf welchem die Vierecke von buntem Tuch genähet sind, und in welchem auch die Schachsteine, nach geendigtem Spiele verwahret werden. Das in Niedersachsen bekannte Spiel, Trip, trap, trul, (Mühle) findet man ebenfalls bey den Arabern. Man spielt es gemeiniglich mit Scherben, von 2 verschiedenen Farben. Ein arabisches Spiel, mit viereckigten kleinen Knochen, aus den Gliedern der Schaaf- und Ziegenknochen, das nach gewissen Regeln gespielt wird, was eine jede

der vier Seiten, welche oben kommt, gelten soll, hat wahrscheinlich Anlaß zu Erfindung der Würfel gegeben.

Europäische Karten trift man nirgends bey Mohamedanern an. Zu Bombay sah Niebuhr einige alte arabische Kaufleute, mit chinesischen Karten spielen, die sehr dick und unbequem sind. Vier Personen spielten, und jede erhielt zu ihrem Antheil so viel, daß sie solche kaum in beyden Händen halten könnte. Dem Verbot des Korans gemäß, sollen die Mohamedaner nie um Geld spielen; doch thun es einige insgeheim, aber um eine solche Kleinigkeit, daß einer in einem ganzen Tage kaum einen Thaler verlieren kann.

So mäßig spielen die Chineser und die Negern von Whidah an der Sklavenküste, nicht. Die Chineser sind so heftig aufs Spielen erpicht, daß sie sich oft aufhängen, wenn sie verlohren haben, und die Negern setzen sich, wenn Haab und Guth, Weiber und Kinder verlohren sind, selbst aufs Spiel, und der Gewinner verkauft sie alsdenn als Sklaven. Diese Negern haben drey Arten von Spielen. Das erste heißt Attropoe, und wird mit sechs Bujis gespielt. Bujis sind weißliche Muscheln, länglich wie Oliven, und von verschiedener Größe, ohngefehr wie eine Wallnuß; sie kommen von den Maldivischen Inseln, und vertreten in die-

sen Ländern die Stelle des gemünzten Geldes. Es versammlen sich 12 oder 15 Negern, und setzen sich in Kreis, um eine auf die Erde gebreitete Matte. Ein jeder hält drey Bujis mit seinem Zeichen in der Hand. Nachdem sie nun gesetzt, um was sie spielen wollen, was nie unter vier Livres oder einen deutschen Thaler beträgt, so legen sie das Geld auf die Matte. Einer von den Spielern nimmt seines Nachbars drey Bujis, schüttelt sie mit seinen eigenen in der Hand herum, und wirft sie alle sechse auf die Matte. Liegen seine drey an der Seite seines Gegners den Seinigen gegenüber, so gewinnt er den Wurf; ist es aber nur einer, so verliert er. Sind es zwey, so gilt der Wurf nichts, und sie fangen von vorne an, setzen aber doppelt. Ist der zweyte Wurf eben so, so tripliren sie den Satz, und dies geht so fort, bis einer von den Spielern gewinnt. Der Gewinner hält so lange an, wider Jemand rund herum zu spielen, bis er selbst verliert, und alsdann muß er warten, bis die Reihe wieder an ihn kommt. Das zweyte Glücksspiel geschieht fast auf dieselbe Art, nur mit vier Bujis. Das dritte Spiel wird mit runden Steinen oder Palmenkörnern, von der Grösse eines Eyes gespielt, die, wie die Bujis gezeichnet sind. Die Zahl der Spieler kann von 3. 6. 9. oder 12. seyn. Ein jeder legt seinen Satz vor

sich.

sich. Drey fangen das Spiel zugleich an, und drehen ihre Bälle oder Steine auf der Matte herum, ohngefähr so, wie die Kinder in Frankreich ihr Toton spielen. Treibt einer dieser Bälle, beym Drehen, die beyden andern von der Matte, so gewinnt der Spieler ihre beyden Sätze; stößt er aber nur einen hinab, so bekommt er auch nur den Satz desjenigen, dem der Ball gehört. Bleiben alle auf der Matte, so wird von neuem angefangen, und der Satz verdoppelt. Der Gewinner spielt mit zwey andern so lange bis er selbst verliert. Dies Spiel erfordert große Geschicklichkeit.

Das Lieblingsspiel der Wilden in Nordamerika, ist das Schüsselspiel. Man versichert, daß sie oft die Ruhe und den Verstand darüber verlieren. Das Spiel wird nur unter zwey Personen gespielt. Ein jeder nimmt 6 oder 8 Knöchelgen, mit 6 ungleichen Seiten, von denen die beyden vornehmsten gemahlt sind, die eine schwartz, die andere weißgelblich. Man läßt sie in die Luft springen, indem man mit einer runden und hohlen Schüssel, worinn sie sind, und die man erst einigemalen herumgedrehet hat, auf die Erde, oder den Tisch schlägt. Hat man keine Schüssel, so wirft man sie mit der Hand in die Luft. Zeigen sie nach ihrem herunterfallen alle einerley Farbe, so gewinnt derjenige, welcher sie geworfen hat, fünf Augen.

Die ganze Parthie ist 40 Augen, und die gewonnenen Augen werden wieder abgezogen, wenn der Gegenspieler auf seiner Seite welche gewinnt. Fünf Knöchelgen von einer gleichen Farbe, geben das erstemal nur ein Auge. Oftmals spielt ein Dorf wider das andere. Eine jede Parthey erwählt ihren Marqueur: er geht aber ab, wenn er will. Bey jedem Wurfe, sonderlich dem entscheidenden, entsteht ein grosses Geschrey. Spieler und Zuschauer sind in der heftigsten Bewegung. Sie machen tausenderley Verdrehungen und Verrenkungen; sie reden mit den Knöchelgen, fluchen auf die Schutzgeister der gegenseitigen Parthey und verwünschen sie. Aendert sich das Glück nicht bald, so können die Verlierenden die Parthie bis auf den andern Tag aussetzen. Es kostet ihnen nur einen kleinen Schmaus für die Zuschauer. Ein jeder ruft unterdessen seinen Schutzgeist an, und verschwendet den Taback zu seiner Ehre. Grosse Parthien dauern gemeiniglich 5 bis 6 Tage, und die Nacht unterbricht sie oftmals nicht. Diese Spielparthien werden zuweilen auf Bitte eines Kranken, oder auf Verordnung des Arztes gemacht. Es brauchet nur einer oder der andere einen Traum zu haben. Alsdann versammlen sich die Verwandten viele Nächte lang, um zu probiren und die glücklichste Hand unter sich zu wählen. Man zieht seinen Schutzgeist zu Rathe, man

fastet, man enthält sich des Umgangs mit Frauenzimmern, nur um einen glücklichen Traum zu erhalten. Den andern Morgen erzählt man, was man die Nacht gesehen, und derjenige, von dem man glaubt, daß ihm sein Schutzgeist günstig sey, wird dem Spieler am nächsten gestellt. Ein anderes Spiel dieser Wilden ist das Halmspiel. Es sind kleine Binsen von der Dicke eines Kornhalms, und 2 Zoll lang. Man nimmt davon eine gewisse Anzahl, die immer ungleich, und gemeiniglich 201 ist. Man vermengt sie, unter Anrufung der Schutzgeister, untereinander und bedient sich eines spitzigen Knochens, um sie in kleine Haufen, jeden von 10, abzusondern. Ein jeder nimmt seinen Haufen, auf gut Glück, und derjenige Haufen, worinn 11 sind, gewinnt eine gewisse Anzahl Augen. Zuweilen gewinnt auch die Zahl 9 die Parthie.

Was die Nachrichten und Beschreibungen, die uns Menschen, welche empfindsame Reisen, im eigentlichen Verstande angestellt, geliefert haben, für Sonderbarkeiten enthalten, davon wird der folgende Artickel zeugen. Ich hoffe nicht, daß Jemand glauben wird, deswegen weil ich diese Nachricht habe einrücken lassen, so billigte ich diese Gewohnheit selbst! Eben so wenig thue ich

dieſes durchs Erzehlen, als wie eine ächte biedere deutſche Politiſche Zeitung durch ihre bloſe Erzehlung des Verluſts von Kayſerlichen Soldaten gegen die Türkiſche Heere, für türkiſch erklärt werden kann. A. d. S.

Sonderbare Gaſtfreyheit eines ſyriſchen Volks.

Anderthalb Tagreiſen von Aleppo, wohnt in einem Flecken, Namens Martawan, ein kleines Völkchen, das ſich durch einige Sonderlingheiten auszeichnet. Man nimmt, wenigſtens äuſſerlich, nicht die geringſte gottesdienſtliche Handlungen und Gebräuche bey ihnen wahr. Sie haben weder Prieſter, noch Moskeen, noch Feyertage; der Gott der andern Menſchen, ſagen ſie, kann uns kein Verbrechen aus unſrer Unwiſſenheit machen, da ſie uns von den Ausſchweifungen abhält, die man ſich anderwärts in ſeinem Namen erlaubt. Sie ſind fleißig, und geben ſich blos mit dem Landbau ab. Der reiche Einwohner von Aleppo, dem ſie einen gewiſſen Pracht bezahlen, hat ſich nie über ihre Nachläßigkeit zu beklagen gehabt. Er ernennet ihren Peſewing Pacha, eine Art von Amtmann oder Schultheiß, und die einzige Perſon, die über die politiſche Verfaſſung von Martawan wacht.

Dieſe

Diese Würde ist nicht blos Ehrenstelle, sondern auch so einträglich, daß sie oft um 10 Beutel, oder 3000 deutsche Thaler, verkauft wird. Die Verrichtungen dieses Amtes bestehen mit darinn, die Reisenden zu empfangen, und ihnen eine Herberge bey den Frauenzimmern anzuweisen, die ihnen am besten gefallen. Es sind immer die hübschesten von den letzten, welche sich der Erfüllung der Pflichten der Gastfreyheit gegen Fremde, unterziehen, und sie thun dieses auf eine Art, daß sie keine, von ihren Wünschen unbefriedigt lassen. Indessen die Männer auf dem Felde sind, machen die Weiber die Honneurs vom Hause, und beeifern sich, den vollen Dank ihrer Gäste einzuerndten. Die Ankunft eines Reisenden wird für die, deren gastfreye Wohnung er wählt, ein Fest. Jede beleidigende Zurückhaltung bleibt von dem Augenblicke an verbannet. Die geheimsten Schätze der Liebe, die lebhaftesten Freuden der Wollust, werden an ihn verschwendet. Der Fremde hört auf es zu seyn, so bald er die Schwelle des Hauses betreten hat. Er wird wie ein Freund empfangen, den man seit vielen Jahren erwartet. Er trift in der Person der Wirthin, die zärtlichste Geliebte an, und vergißt bald in ihren Armen, sein Vaterland, seine Familie, und seine genauesten Verbindungen; die Stunde seiner Abreise kommt immer zu geschwind: man sucht sie so

weit als möglich zu verschieben, und es gehören die wichtigsten und dringensten Geschäfte dazu, um dem Reisenden so viel Kraft und Muth einzuflössen, sich aus den verführerischen Umarmungen der gastfreyen Schönheit loszureissen; denn die Frauenzimmer von Martawan, sind eben so reitzend als liebkosend. Ein solches Betragen würde aber nicht sehr rühmlich für sie seyn, wenn es Sittenlosigkeit und Gefallen an Ausschweifungen zum Grund hätte. Allein sie handeln so, mit Einwilligung ihrer Männer, und nach den Vorschriften einer Verordnung, über deren Befolgung der Pesewing-Pascha desto eiferiger wacht, da sein Haupteinkommen, in den Abgaben besteht, die er von dem Empfang jedes Fremden erhebt. Diese Sitte ist freylich ziemlich sonderbar; allein sie hat eine gesetzliche Kraft gewonnen, und ist zur Pflicht geworden. Ihr Ursprung ist unbekandt, und alle Muthmassungen, darüber bleiben dunkel. So viel ist gewiß, daß es keinen Ort auf dem ganzen bewohnten Erdboden giebt, wo epikurische Reisende eine günstigere Aufnahme finden können, als hier. Die Damen von Martawan gehen wie alle Frauenzimmer in der Levante gekleidet, und unterscheiden sich bloß durch den Kopfputz, der ihnen eigen ist. Sie tragen einen Helm, von ciselirtem Silber mit angereihten Goldstücken geziert. Dieser Putz hat einige

Gleichheit mit den Hauben à la Cauchoise, aber unendlich mehr Grazie und Eleganz.

Nachstehender Artickel wird manches liefern, was ächten Jagdliebhabern und Hirschgerechten Jägern unbekandt seyn wird. A. d. S.

Die Gemsenjagd.

Die Gemsenjagd ist nützlich, aber auch zugleich eine der beschwerlichsten und gefährlichsten und von ganz besondrer Art. Ein Jäger der sich vorzüglich auf die Gemsenjagd legt, wird in der Schweitz ein Gemsensteiger genannt. Hunde nützen dem Jäger bey dieser Jagd nichts. Er selbst muß öfters von einer steilen Felsenspitze zur andern hinüber springen. Seine Ausrüstung besteht mehrentheils in einem schlechten Kittel, Schießgewehr, Pulver, und Kugeln, und einen Ränzel, worinn etwas dürres Brodt und Fleisch, oder Käse ist, und ein paar Schuheisen, die er an die Schuh anlegen, und womit er über die jähen abhängigen Felsen klettern kann. Seine Wirthshäuser sind die Häuser der Sennen, in welchen er Milch, und Milchspeisen zu seiner Nahrung findet; und daselbst nimmt er auch seine Nachtherberge mehrentheils auf

bloſſer Erde. Oft geſchieht es, daß er des Morgens auf die Jagd geht, und entweder gar nicht wieder nach Hauſe kommt, oder ganz zerfallen weggetragen wird. Oft ſtürzt er ſich in ſolche ungeheure Tiefe hinunter, daß man ihn nie wieder findet. Zuweilen werden die Thiere von dem Jäger an einem Orte, der kaum einen halben Schuh breit iſt, wo vorn eine hohe Felſenwand, hinten aber ein unabſehbarer Abgrund, in die Enge getrieben. Sehen die Gemſen, daß ſie vor ſich nicht weiter kommen können, hinter ſich aber ihren Feind haben, ſo drängen ſie ſich voll Verzweiflung und in ſchnellem Sprunge, zwiſchen dem Felſen und dem Jäger hin, und ſtürzen dieſen in Abgrund. In dieſem gefährlichen Zuſtand legt ſich der Jäger, entweder der Länge nach zu Boden, damit die Gemſen über ihn weg ohne Anſtoß ſpringen können, oder er ſtehet aufrecht ſo nahe an der Wand, als möglich, damit das Thier, wenn es keinen Raum zwiſchen dem Jäger und zwiſchen der Wand merkt, neben ihm vorbey ſpringe. Hier pflegt er dennoch den Vortheil zu ergreifen, daß er dem vorüberſpringende Thiere einen Stoß giebt, daß es ſich ſtürzen muß; wenn aber die Gemſe zwiſchen dem Jäger und dem Felſen einen kleinen Raum merkt, ſo drängt ſie ſich herein, und ſtürzt ihn herunter. Manchmal verſteigt ſich der Jäger ſo weit, daß er weder vor, noch

hin-

hinter sich weiter kommen kann, und sein Leben durch einen gewagten Sprung zu retten genöthigt ist, bey dem er keinen grössern Ansatz hat, als ein eine halbe oder ganze Hand hervorragendes Felsenstück. In dieser äussersten Gefahr, wirft er sein Geschütz von sich, ziehet die Schuhe, denen er wegen der Schlüpferigkeit nich trauen darf, aus, schneidet sich mit einem Messer in die Fersen, oder in den Ballen des Fusses, damit das hervorrinnende Blut an den felsigten Vorschuß statt eines Leimes dienen könne, welcher den Fuß an dem Felsen, ohne Gefahr des Ausglitschens fest anhält. So setzt er mannhaft an, und wagt den Sprung. Im Canton Glaris in der Schweitz, ist die Gemsenjagd nur unter gewissen Umständen erlaubt. Wenn sich die Gemsen von den höchsten Gebirgen in die Thäler nach der Weide, oder zu den für sie angelegten Salzlecken herab begeben, so stellen sich die Burschjäger, denen ihre Wechsel und Gänge bekannt sind, mit möglichster Vorsicht an solche Orte an, wo sie ihnen beykommen können. Einige übersteigen zuweilen die Gemsen, und suchen sie ihren Cameraden zum Schuß zu bringen. Weil aber diese Thiere eine sehr feine Witterung und ein scharfes Gehör haben, so müssen sich die Jäger hinter Gebüschen und Klüften verbergen, oder sich auch wohl eine Bedeckung von Sträuchen machen,

um nicht zu leicht ausgewittert zu werden. Kommen sie glücklicher Weise zum Schuß, oder können sie denselben mit dem sogenannten Tillmesser von der Wand herabwerfen, so bleibt die Haut gemeiniglich ganz unbrauchbar, den Schweiß, oder das Blut trinken die Jäger noch warm für den Schwindel.

Die Flinte oder das Gewehr, dessen sich die Gemsenjäger zu dieser Jagd bedienen, ist von einer soderbaren Art: Was diese Art Gewehre von andern unterscheidet, bestehet darinn, daß sie zwey Schlösser hintereinander haben, und nur einen Lauf, in welchen man zwey Schüsse einen auf den andern ladet. Der Lauf ist gezogen, und die Kugel wird mit Gewalt hineingetrieben, so daß die Kugel des ersten oder untersten Schusses blos auf dem Pulver liegt, und der zweyten Ladung statt des Bodenstückes dienet. Der erste Schuß kann nicht heraus, ehe der 2te oder forderste weg ist, oder wenigstens nicht eher, als bis der Hahn, der am weitesten von dem Kolbe entfernt ist, abgedruckt worden, welches eine sehr dienliche Vorsicht ist, um üble Zufälle zu verhüten. Wenn aber das Zündpulver der vordersten Pfanne abblitzt, so wagen es kühne Schützen auch wohl, mit dem hintersten Schuß beyde Schüsse hinauszutreiben. Die Läufe sind sehr stark, und ganz geschickt, die Gewalt des untersten Pulvers

gegen beyde Kugeln auszuhalten; das Pulver in der Mitte zwischen den beyden Kugeln entzündet sich alsdann nicht.

Die Gemsenjäger tragen beständig Ferngläser bey sich. Sobald sie auf eine solche Anhöhe gelangen, von der sie die höchsten Weideplätze übersehen können, so sehen sie sich allenthalben auf denselben mit ihren Ferngläsern um, und wenn sie Gemsen gewahr werden, suchen sie durch Umwege auf den Felsen zu gelangen, an deßen Fuß ein solcher Weideplatz ist. Die Gemse, die, indem sie graset, den Kopf niederhält, bemerkt nicht, was über ihr vorgeht, und wird alsdann vom Schuße überrascht, denn der Schütze fehlt nicht leicht. Zuweilen bemercken sie doch einiges Geräusch, und alsdann entfliehen sie mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit. Hierdurch aber läßt sich der Jäger nicht abschrecken; er beobachtet den Weg, den sie nehmen, und sucht sie an gewiße Oerter zu treiben, die man Gemsenklemmen (Contraintes de Chamois) nennt, wo den armen Thieren kein andrer Weg übrig bleibt, als sich in die Tiefe hinabzustürtzen. oder den Jäger zu erwarten.

Welchem Natur-Liebhaber, welchen Oekonomen sollte nicht die folgende Leserey angenehm seyn? Es wäre zu wünschen, daß man auch

das Unkraut, seine Natur, Entstehung, Entwicklung, und Fortpflanzung aufmersamer und gemeinnütziger studieren wollte! A. d. S.

Wunderbare Art, wie sich der wilde Haber fortpflanzt.

Was kann doch dabey wunderbares seyn: sprach ein Amtmann, der eine große Oekonomie hatte. Das sehe ich leider alle Tage auf meinem Acker. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihn ausrotten sollte?

Das ist es eben, mein Freund! antwortete ich, worinn die wunderbare Art der Fortpflanzung des wilden Habers bestehet, daß wir nicht wißen, wie er dahin kömmt, wo wir ihn gar nicht hin haben wollen.

Der Wind muß ihn hinwehen, versetzte er. Sonst weiß ich es nicht. Wenn ich ein Stück Acker noch so rein gemacht habe; wenn ich gewiß weiß, daß unter der Saat auch nicht ein Körnchen von wildem Haber gewesen ist; so ist er doch da, und gehet in Menge mit dem Korne auf.

Ist denn das eben nicht wunderbar, fragte ich, daß wir das nicht wissen, wie es zugehet? Ey so sagen sie doch, hieß es Ich habe so lange Oekonomie getrieben, und es nicht herauskriegen können.

Es gehet ihnen nicht allein so. Ich wette, daß unter allen Ackerleuten wenige sind, die es wissen, wie es zugehet.

Der wilde Haber schleicht sich auf alle Ackerstücke. Er ist ein rechter Schmarotzer unter den Kräutern. Unter dem Korn findet er sich ein, und raubt ihm die Nahrung.

Auszurotten ist er nicht. Denn er pflanzt sich selbst fort. Er braucht keine Wartung. Er darf nicht gesäet werden, er säet sich selbst.

Das wunderbarste ist nur das, wie er von einem Acker auf den andern kommt. Er kriecht dahin, wie ein Wurm, wenn es auch noch so weit ist.

Ich habe es oft mit Verwunderung angesehen, wenn die Aernte vorbey war, wie das Zeug auf den Aeckern herumkroch. Oefters betrog es mich, daß ich dachte, es wären Insekten, und wollte sie fangen.

Kriechen? sagte der Amtmann. Der wilde Haber sollte von einem Stück zum andern kriechen? das kann ich mir nicht vorstellen.

Sie sollen es gleich sehen. Lassen sie nur einige wilde Haberkörner vom Felde hereinkommen: aber die Schwänze müssen noch daran seyn.

Hier auf dem Tische soll er vor ihren Augen seine Künste machen.

Sie wurden gebracht. Nun legte er ſie hin auf den Tiſch. Sie lagen ganz ſtille, und rührten ſich nicht.

Geduld! ſprach ich. So liegen ſie auch in der Stoppel herum. Nun ſteckte ich jedes ins Waſſer, und legte es wieder dahin. Geben ſie Achtung, was paßiren wird.

Nun zuckt es ſchon. Wie es ſich krümmt! Sehen ſie, es richtet ſich auf, und ſteht auf beyden Spitzen. Nun ſtreckt ſichs gerade. Das war ein Schritt.

Und ſo geht es immer weiter, ſo lange es naß iſt. Da iſts ſchon über die Hälfte des Tiſches hin, bald bey ihnen. Durch die Näſſe werden ſeine innern Fäden und Gefäſſe gereizt, daß ſie ſich verlängern, und wieder zuſammen ziehen. Durch dieſe Bewegung kriecht das wilde Haberkorn von einem Acker zum andern.

Wenn es geregnet hat, ſo ſieht man ſie kriechen.

Iſt das nicht eine wunderbare Bewegunskraft, die Gott in dies Unkraut gelegt hat, ſich ſelbſt fortzuhelfen?

Auch im Unkraut iſt ſeine Weisheit ſo groß, als in dem beſten Waitzen.

Folgender Artickel wird den ſo paßionirten Liebhabern der Hahnen und Hühner die aus vorſchlagender Liebhaberey zu denſelben, wichtige

Geschäfte manchmal versäumen, und ganze Stunden in der Gesellschaft ihrer Hühner zubringen können, erwünscht seyn! Es giebt allerhand Suchten, auch die Hahnen und Hühnersucht. A. d. S.

Hahnengefechte.

In ganz Indien findet man kein Land, dessen Einwohner begieriger auf das Schauspiel des Kampfs der Hähne sind, als in Sumatra, einer der größten Insel Asiens. Selten sieht man dort einen Mann reisen, der nicht einen Hahn unter dem Arm hätte, und oft trift man deren 50 beysammen an, wenn in einem der benachbarten Dörfer ein Bimbang, oder Volksversammlung gehalten wird. Wer Ansprüche auf einigen Muth macht, muß dies Zeichen desselben besitzen. Sie gehn bey diesen Kämpfen sehr hohe Wette ein, zumahl wenn ihr Hahn einigemal glücklich gewesen ist, und sich ein abergläubisches Vertrauen dadurch, auf seine Unüberwindlichkeit erworben hat. Hundert Spanische Thaler sind eine sehr gewöhnliche Wette, und man hat Beyspiele erlebt, daß ein Vater seine Kinder oder seine Frau, und ein Sohn seine Mutter und Schwestern auf den Ausgang eines Gefechtes sezten, sie verlohren und in Verzweiflung geriethen. Bey solchen Gelegenheiten entstehen,

denn oft Streitigkeiten welche traurige Folgen haben. Nach ihren Gebräuchen werden 4 Schiedsrichter ernannt, welche alle während der Gefechte entstehende Streitigkeiten entscheiden, und von deren Ausspruch keine Appellation Statt findet, außer die Appellation an das Schwerd. Wer verliehret und nicht bezahlen kann, muß sich mit Schande entfernen, und darf sich bey keinem Galangang wieder zeigen. Dieses Wort bezeichnet den ebenen Platz, oder die erhabene Bühne, worauf die Gefechte gehalten werden, und welcher mit Schranken umgeben ist, die Zuschauer abzuhalten, indem nur allein die Eigenthümer und Hähne auf den Platz gelassen werden. Wer eine hohe Meinung von seinem Hahne hat, läßt ihn nicht unter einer gewissen Snmme Thaler fechten, welche er auf dem Boden aufzählet: sein ärmerer Gegner kann vielleicht nur die Hälfte dagegen setzen; alsdenn machen die Umstehenden die Summe voll, und theilen sich nach Verhältniß in den Gewinn, wenn sie glücklich sind. Ein gewisser Vater verlangte von seinem Sohne auf dem Todbette, einen gewissen Hahn für eine Summe fechten zu lassen, die so groß als sein ganzes Vermögen war, blos weil er sich einbildete, daß er betuah oder unverletzlich sey. Man läßt nie Hähne von einerley Farbe mit einander fechten, sondern einen grauen und gelben, einen gelben und einen

rothen u. s. f. vielleicht rühret dieses ursprünglich aus einer Vorsicht her, Streitigkeiten oder Betrügereyen zu verhüten. Die Malayischen Hähne werden von Kennern, die sie versucht haben, sehr hochgeschätzt. Sie werden mit vieler Sorgfalt erzogen und gefüttert, und müssen sich oft in Gegenwart anderer üben, damit sie nicht scheu werden. Dem Eigenthümer ist es hier (den Englischen Gebräuchen zuwider,) erlaubt, seinen Hahn während des Gefechtes aufzuheben, ihm eine Feder aus dem Auge zu streichen, oder ihm den Schnabel von dem Blute zureinigen. Wenn ein Hahn getödet wird oder davon läuft, so muß der Sieger noch Kräfte und Muth genug übrig haben, dreymal nach demselben zu hauen, wenn er ihm zu dem Ende vorgehalten wird, sonst wird es für ein unentscheidendes Gefecht gehalten, und zuweilen weis ein erfahrner Eigenthümer den Kopf seines überwundenen Hahnes in eine so ungewöhnliche Lage zu drehen, daß der andere dafür erschrickt, und den gedachten Beweis seines Sieges nicht ablegen kann. Die Hähne werden hier nicht berupft, sondern fechten in ihren völligen Federn. Der künstliche Sporn, mit welchem sie in Sumatra versehen werden, gleicht der Klinge eines Säbels, und thut mehr Schaden, als der europäische Sporn. Er hat keine Röhre, sondern wird an den Schenkel gebunden, und

nach der Stelle, die er bekommt, wird die Gleichheit des Gefechtes bestimmt. So wie in England bey den Pferderennen das Gewicht nach Zollen gericht wird, so wird auch hier bey den Hahnengefechte ein Hahn, welcher grösser und stärcker ist, als sein Gegner, diesem dadurch gleichgemacht, daß man ihm den Sporn um so viel Grade höher bindet, als sein natürlicher Sporn ist, wodurch man ihn denn nöthiget, mit einer Art von Nachtheil zu fechten. Es geschiehet selten, daß beyde Hähne das Gefecht überleben. In den nördlichen Gegenden der Insel, wo man sich das Goldstaubes statt des Goldes bedienet, wird dessen bey dem Wiegen und Uebergeben, so viel verschüttet, daß bey manchen Hahnengefechten, wo der Zulauf groß ist, der Kehricht dem Eigenthümer des Bodens jährlich 1000 Spanische Thaler einbringen soll. Sein gewöhnlicher Vortheil ist 2 Fanams (5 Stüber) für jedes Gefecht. An einigen Orten läßt man Wachteln statt der Hähne fechten. Diese streiten mit vieler Wuth, und suchen einander bey der Zunge zu erhaschen. Zu Achim läßt man auch Sonnenvögel (Muri) fechten, welche einer kleinen Aelster gleichen, aber eine angenehme, obgleich unvollkommene Stimme haben.

Wer sich mit mir eine Ehre daraus macht, ein Teutscher zu seyn, wird gewiß mit Vergnügen die nachstehende Geschichte von den Handwerkern bey unsern Vorfahren lesen, und dadurch in den Stand gesetzt werden ganz anders von unsern lieben Vorfahren zu urtheilen. Dank sey es dem Herrn Verfasser, daß Er auf eine so unterhaltende und gemeinnützige Art uns hat unterrichten wollen. Welche glückliche Vorzüge geniessen wir nicht von unsern grauen Vorfahren? A. d. S.

Geschichte der Handwerker und Zünfte in Teutschland, und ihres blauen Mondtages.

Bis ins 10te Jahrhundert wußte noch Niemand in Teutschland von Handwerckern, als einer Gattung freyer Bürger im Staat, oder dachte sich ihrer Beschäftigung, als gangbare Nahrung freyer Leute.

Wie wenig überhaupt noch vor Carl dem Großen einheimische Kunstproducte und Handwercker unsern Urvätern bekannt waren, ist aus dem Handelsverkehr zu ersehen, das damals bereits in Teutschland begonnen hatte. Der

Teutsche tauschte z. B. Waffen, Bänder, und überhaupt alle Artikel, die in Handwercksarbeit bestunden, vom Ausländer ein, ohne dagegen etwas anders feil zu bieten, als Pelzwerck und Thierhäute, Gänsefedern und Menschenhaar, Vieh und Menschen selbst, die als Sklaven verkauft wurdeu.

Karls Regierung, dessen grosser Geist in mehreren Dingen tausend schlafende Kräfte weckte, und unter seinen Völckern eine neue Welt schuf, machte auch durch Fortschritte des Kunstfleisses Epoche. Und hätte sein biederes Herz eine geläutertere Andacht gehegt, so wie sie seines grossen Verstandes werth war, so würde die junge Industrie, die nur seit kurzem erst aus ihrem Keime war, zu einem noch bessern Wachsthume gediehen seyn, und nicht durch nachtheiligen Vorschub der Frömmigkeit von ihm zugleich wieder gelitten haben.

Eine seiner Verordnungen, die noch vor seiner Kaiserwürde gegeben ist (801), macht bereits den größten Theil aller Handwerksarten nahmhaft, die zu unsrer Zeit erlernet werden. *)

Es

*) Karl befiehlt nemlich den Auffehern seiner Mayerhöfe oder Flecken, gute Künstler in ihrem Dienste zu haben, als "Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Drechsler

Es vereinigten sich aber mehrere Ursachen, die den Fortgang dieser Kunst und Handarbeit hindern, und ihrer Ausbildung im Wege stehen mußten. Um davon nur ein paar zu nennen, so brachte es zuförderst die Nationalerziehung mit sich, daß der Freygebohrne nichts schätzte, als Waffen, Jagdhorn und Brevier; Künste aber und Handwerks-Beschäftigungen schienen unter seinem Stande, und blieben, so wie der Ackerbau, geringen Händen überlassen. War er bemittelt; so kam er ohnedem nicht in Versuchung, seinem Vorurtheile zu entsagen, und sich mit gedachten Arbeiten abzugeben: und fehlte es ihm an Brod; so trat er in Herren- und anderer Freybürger Dienste, oder durfte nur frommer Müßiggänger werden, und sein Tisch war täglich bereitet. Dazu hatte selbst Karl das Seinige beygetragen.

Keine Andacht nemlich war dem Geschmacke der damaligen frey- oder edelgebohrnen Müßiggänger willkommener, als Wallfahrten, die zum

---

ler, Wagner, Schildmacher, Vogelsteller, (d. i. solche, die die Stoßvögel abrichteten,) Seifensieder, Brauer, die Bier, Aepfel- und Birnmost, und was sonst zum Trinken tauglich ist, zubereiten können, Becker, Netzmacher, die gute Netze zum Jagen zu machen im Stande sind, und nebst diesen noch andere, die zu lang wäre, herzuzählen.„

Unglück durch öffentliche Anstalten der Gastfreyheit allzusehr begünstiget wurden. Schon vor Karln hatte diese Andacht so überhandgenommen, und sich verdächtig gemacht, daß sich die Wallfahrer zuletzt mit einem Zeugnisse von ihrem Bischoffe versehen liessen, daß sie nicht des Müssiggangs wegen, sondern aus Andacht ihre Reise vorhätten. In der Folge nahm dieses Unwesen nicht nur nicht ab, sondern riß noch mehr ein, und Karl selbst hatte an dieser Art von Andacht Geschmack. Er ließ sich, gleich andern Wallfahrern, eine Pilgertasche machen, die er bey seinen Reisen nach Rom anlegte, und nachher auch mit ins Grab bekam. Im Jahr 802 befahl er, daß Niemand einem Wallfahrer oder Reisenden überhaupt, Obdach und Herberge versage, und wer ihm etwas mehreres geben wolle, dem werde es Gott belohnen. Das Jahr darauf kam eine neue Verordnung, daß man ihn, den Wallfahrer oder Reisenden, solle nehmen lassen, was zu seiner Nahrung diene, ausgenommen das Gras auf den Wiesen, und das Getraide auf dem Acker. Ausserdem waren in jedem Kloster, und in Städten neben den Domkirchen, Hospitäler angelegt, wo man überall dergleichen Frömmlingen gütlich that. Kein Vogel also unter dem Himmel fand sorgenloser seine Nahrung, als wer sich zum Wallfahren entschloß. Eginhard selbst sagt in Karls Leben, diese

diese Leute hätten sich, wegen allzugrosser Gunstbezeugungen gegen sie, so stark vermehrt, daß sie zuletzt dem Reich und dem Hofe zur Last geworden: Karl aber habe den Ruf der Freygebigkeit diesem Ungemach vorgezogen.

Ein dritter Umstand endlich, der die Betriebsamkeit, und so mit die Aufnahme der Kunstarbeiten hinderte, war der zu geringe Anbau von Teutschland, das überall voller Wälder und zu leer von Städten war. Man lebte zu abgesondert und in zu geringen gesellschaftlichen Verkehr, war eingeschränckt in seinen Bedürfnissen, hatte kein Geld, und wenig Reitz zu wechselseitigem Gewinn, vielmehr brachte es das Herkommen mit sich, daß jede Familie ihre Nothwendigkeiten meist selbst bereitete, und so wohl Weiber- als Männerhände hatten Theil daran.

Wie es überhaupt Sitte verschiedener Völcker noch ist, und bereits im grauesten Alterthume war, daß Männer von weiblichen Händen gekleidet wurden, so geschah es ehedem auch von Teutschen Frauen und Mädchen. Leinene Zeuge zu bereiten, ist, so weit alte Nachrichten reichen, die erste Kunstarbeit in Teutschland; unsre Vorfahren hatten sie von Gallieren gelernet, uud verstanden sich bereits zu Tacitus Zeiten darauf: denn schon damals saß die Teutsche Frau am Weberstuhl und fertigte Linnen, um sich und den Mann zu kleiden. In der Folge ka-

men noch Wolle und seidene Stoffe hinzu; aber auch diese wurden, bis ins Mittelalter herab, von weiblichen Händen verarbeitet, und werden noch unter Otto dem 2ten (974 - 983) von Männerarbeit als weibliches Kunstwerk unterschieden.

Selbst Prinzessinnen schämten sich nicht, am Spinnrocken und Weberstuhle zu sitzen, oder mit Schneidergeräde umzugehen. Zum Beyspiele dient die Kaiserstochter Luitgard, und Kaiserin Kunigunde. Und wie sehr bey Erziehung seiner Tochter Karl der Grosse Spinnen und Weben zum Gegenstande seiner Sorge machte, ist aus Eginhard bekannt.

Das Frauenzimmer arbeitete, und hatte überhaupt seinen Aufenthalt, in abgesonderter Wohnung, Genitium oder Frauenhaus genannt, das von Mannspersonen, wegen leicht begreiflicher Sorge, nur selten besucht werden durfte. Noch im Mittelalter fanden sich dergleichen für die leibeigenen Mägde der Stifter, und waren vorzüglich auf Fränkischen Mayerhöfen gewöhnlich.

In den ältesten Zeiten war ein solches Frauenhaus unterirrdisch, nachher stark verwahrt und mit einem Grrben befestiget, um, wie versichert wird, die Bewohnerinnen gegen Nothzucht zu schützen. Ueberhaupt sagt man unsern löblichen Vorfahren in dieser Art von Züchtigung eine eigene Bereitwilligkeit nach, wozu sie

uns

uns wenigstens einige gute Vermuthungen in ihren Gesetzen hinterlassen haben, die einige Jahrhunderte hindurch voll von Verordnungen über diesen Gegenstand sind. Im alten Alemannischen Recht wird ein vorderes Frauenhaus von einem hintern unterschieden: belobtem Artickel von Nothzucht zufolge, ist jenes wahrscheinlich für Mütter und Töchter, und dieses der Aufenhalt gemeiner Sclavinnen gewesen? denn dort wurden gewaltthätige Umarmungen mit sechs, und hier mit drey Schillingen Strafe gebüßt.

Was nicht von weiblichen Händen, pflegte verfertiget zu werden, waren Schuhe, Waffenrüstung und Schmiedearbeit, überhaupt, Bauwesen, Geräthschaft und alle Bedürfnisse von härterer Arbeit. Diese wurden meist unmittelbar von Leibeigenen besorgt, die dem freyen Güterbesitzer auf dem Lande, zum Theil auch in Städten, dienstbar waren. Nur selten, obgleich nicht unerhört, war es, daß hier und da der freygeborne Mann selbst eine Kunst verstund, und eigene Hand anlegte; aber nie leicht um Lohn für andere. Mit Metallarbeiten gaben sich besonders auch Mönche ab, jedoch nur zum Gebrauch ihres Klosters. Es wurden auch Sclavenmärkte gehalten, wo gleichfalls Menschen, die Handwerke trieben, käuflich waren. Wer kaufen wollte, fragte die Feilstehenden,

was für eine Kunst ein jeder verstünde, und half nach Befinden seinem Bedürnisse ab. Dies war noch im 9ten Jahrhundert ziemlich gangbarer Gebrauch. Wie aber durch Einfluß des Christenthums der Sklavenhandel überhaupt immer eingeschränkter wurde; so schufen andere stille Revolutionen ins besondere, mit dem Gang der Gewerbe, zugleich immer mehr und mehr das Schicksal der Handwerker um.

Die Urkunden des 10ten und 11ten Jahrhunderts machen, in Absicht der Städter, einen Unterschied zwischen Bürgern und Einwohnern. Zu jenen gehörten solche, die von ursprünglich freyen, oder gefreyten Familien abstammten, deren letztere im dritten Gliede das Bürgerrecht erhalten hatten. Nicht-Bürger und blosse Einwohner aber, waren theils Gefreyte, die noch nicht im dritten Gliede frey, und des Bürgerrechts theilhaftig waren; theils eigene Leute, die sich mit Handwerksarbeiten beschäftigten. Nur die erste Gattung von Städtern war waffenfähig, und nehrte sich vom Acker- und Weinbau, oder den Zinsen von ihren Landgütern, ohne sich weder mit Kaufmannschaft, die von Gefreyten der zweyten Art getrieben wurde, noch mit Handwerkern abgeben zu dürfen. Wie nun theils das alte Herkommen, theils auch manche von Heinrich dem Ersten gemachte Einrichtung, die ihren Bezug auf Krieg und Waf-

fen

fen hatte, die freyen Güterbesitzer, und beson-
ders Lehnleute, als eigentlichen Militärstand,
immer vester zusammenschloß; so leiteten anderer
Seits die Umstände den Geist der geringern
Städter immer mehr auf Betriebsamkeit und
Gewerbe. Durch die unabläßigen Kriege und
Händel der damaligen Zeit, woben die waffen-
fähigen Bürger Dienste leisten mußten, schmol-
zen diese Jahr für Jahr zusammen, da indeß
die unbewafneten in friedlicher Ruhe sich mehr-
ten, und durch ihre Industrie in der Stille zu
Wohlstand und Begüterung gelangten. Dies
wurde auch Reitz für andere. Was immer der
Leibeigenschaft auf dem Lande und unter den
Bauern entgehen konnte, oder von der geringern
Klasse der Freygebohrnen war, drängte sich in
die Städte, und machte durch Fleiß und Em-
sigkeit selbst den Adel sich zinsbar. Reichthum
und Macht wirkten auch hier auf gewöhnliche
Weise, und hoben den gewerbetreibenden Stand
endlich, noch ohne Hülfe eines Gesetzes, von
selbst aus seiner Verachtung empor.

Am ersten wuchs in der Fähigkeit, Waffen
zu tragen, die Kaufmannschaft dem alten Frey-
bürger oder Ritterstande nach. In Ansehung
der Handwerker aber blieb noch die alte Schei-
dewand, bis Heinrich der 5te (1106-1125,)
auch diese für freye Bürger und wehrhaft erklärte.
Diese kaiserliche Verfügung gieng zwar Anfangs

nur

nur Speyer an; allein andere Städte wußten sich bald gleiche Vortheile zu verschaffen, oder erhielten sie auch sonst, ohne auf den Kaiser zu warten.

Und dies war denn zugleich ein wesentlicher Schritt zu nachherigen Gilden, Innungen und Zünften; vor deren Erscheinung bereits, ausser der Schneidergeräthschaft, auch Wollenweberey angefangen hatte, in Männerhände überzugehen, und eine der wichtigsten Ursachen zur Aufnahme der Städte zu werden.

Die erste Veranlassung der Zünfte liegt noch in Vergessenheit. Sie sind einem grossen Theile nach, Copie der Magistrate in Städten, und städtischer Regierung. Die älteste, bis jetzt bekannte, Erwähnung einer Gilde in Teutschland, ist die der Gewandschneider, oder Tuch- und Zeughändler in Magdeburg, die 1153 der Erzbischof Wichmann mit besonderen Freyheiten versah. Diesem Beyspiele folgten sodann die Männer vom Riehm und der Pfrieme, die fast um gleiche Zeit das Recht erhielten, sich einen Zunftmeister zu wählen. Und so giebts der Beyspiele noch viele von andern Städten aus eben diesem Jahrhunderte. Aeltere aber sind sowohl von Italien als England bekannt.

Die Erlangung des Zunftrechts zog Ehre, Ansehn und Rang für die Handwerker in Teutschen Städten nach sich. Sie entlehnten

den

den Titel der Musen, und wurden Magister „ oder Meister, und ihre Ehehälften „ Magisterinnen „ genannt. Ihre Vorsteher hiessen „ Erzmagister „ (Archimagistri), oder Obermeister und Altmänner. Sie bekamen in der Folge ein besonderes Siegel, hatten eigene Gewohnheiten und Gesetze, bestimmte Innungsstuben und Versammlungstage. Ein Unächtgeborner konnte so wenig ein Handwerker werden, als derjenige ein Zunftgenoße blieb, der eines Verbrechens schuldig ward: „ damit ihre Zünfte so rein seyen, als wenn sie eine Taube gelesen hätte. „

Wer viel hat, verlangt mehr: sie griffen nach dem Ruder der Städte; das die Obermeister hier und da ausschließlich, anderswo wenigstens theilweise zu führen begehrten. Es begann also ein Streit, in welchem auf anderthalb Jahrhunderte fort, bald Obermeister und Altmänner umgebracht, bald Bürgermeister- und Rathsherrn-Blut vergossen, bisweilen auch ganze Reihen von Altmännern wie Krammets-Vögel aufgehenkt, (10 zu Braunschweig im Jahr 1220,) oder auf öffentlichem Marckte gebraten worden (10 ditto zu Magdeburg 1301).

Diese Zerrüttungen zogen Verfall aller Künste und Handwerker nach sich, und stöhrten auf gleiche Weise das Glück der Einwohner und die Aufnahme der Städte. Nirgend war der Kampf

stärken, als in Reichsstädten. Die Magistrate waren unablässig bemühet, unter kaiserlichen Schutze den Zünften ein Ende zu machen; und in eben der Maaße suchten wieder Handwerker ihrer Seits, unter den Fittigen des Adlers ihre Zünfte zu sichern. Dieß wurde eine neue Quelle des Streits. Ein Kaiser war den Magistraten, der andere den Zünften günstig: es erfolgten daher oft widerrufende Verordnungen, die zuletzt immer die Faust des Stärkern mit authentischen Erklärungen versah.

So wurde mit abwechselndem Siege bis in die Mitte des 14 Jahrhunderts gefochten; wo endlich der Ausgang doch glücklich für die Sache der Zünfte entschied. Denn nicht nur Markgraf Ludwig von Brandenburg verordnete (1345), daß in den Rath zu Stendal jedes Jahr sieben Gildebrüder gewählt werden sollten; sondern es erhielten die Handwerker auch in andern, besonders in Reichsstädten beträchtliche Rechte am städtischen Regiment. Wovon jedoch seit dem 16 Jahrhundert, ausser obgedachten Reichsstädten, nicht viel mehr, als Schatten noch übrig ist.

Was bey ihrem bisherigen Streit den Zünften Nachdruck gab, war der grosse Wohlstand der Handwerker, dessen Quelle in der Hansa entsprang. Die Kaufleute jenes berühmten Bundes versahen fast ganz Europa mit teutschen

Ma-

Manufacturen; und von den Reichthümern die sie dafür zurückbrachten, strömte sodann jedesmal ein Theil in ganz Teutschland umher über die Handwerker aus. Einzelne Bürger, und sogar Schuster, eines der ärmsten Metiers zu unserer Zeit, waren im Stande, selbst Kaiser mit ihrem Seckel zu unterstützen: denn Kaiser Sigismund verachtete nicht die 3000 Mark Groschen, die ihm einst ein Schuster lieh.

Dem Ansehen der Handwerker und ihrer Begüterung, entsprach auch ihre Lebensart. Noch jetzt giebt es Zünfte, deren Gesellen Degen tragen; und dies wurde hauptsächlich im 15 Jahrhundert Mode.

Um sich an Fest- und Gala-Tagen zu putzen, gehörte, bey einigen Gesellen, ein Schwerd an die Seite, oder, nach Beschaffenheit des Handwerks, ein langes Messer. Ihre Meister traten einher in sammetnen Jupen, an den Ermeln mit Silber besetzt. Die Hoffarth der Frauen aber, laut damaliger Kleidergesetze, bestand in langen Mänteln, in Kleidern mit Schleppen, die auf die Erde hiengen, in Pelzen und grossen Sturmhauben. Um dieser Eitelkeit zu steuren, wurden alle hoffärtige Matronen durch Landesherrliche Befehle entboten, ihre Kleider mit Schleppen auf das Rathhaus abzuliefern, wo man in christlicher Milde gesonnen

nen sey, ihnen die Schweife abzuschneiden, und an die Armen zu vertheilen.

Mit dem Flor der Hansa hielt das Glück der Handwerker gleichen Schritt: so lange also jene stund, blühete auch das Ansehen der letztern fort, in deren Zünfte sich oft, wie noch jetzt in England, die vornehmsten Personen einschreiben liessen. Als sie aber im 16 Jahrhundert fiel, begruben ihre Trümmern zugleich auch Reichthum und Ehre der Zünfte, und Handwerker sanken in ihre heutigen Verhältnisse herab. Wozu auch ehemalige Eifersucht der Fürsten gegen die Macht der Städte das Ihrige beygetragen hat.

So hörten also die alten Klagen über Herrschsucht und Hoffarth auf; aber andere Beschwerden wurden nun dagegen laut, die der Meister nemlich, über Ungestüm und Misbräuche ihrer Gesellen.

Keiner darunter aber hat sich, selbst in Gesetzen und Jahrbüchern des Reichs berüchtigter gemacht, als der sogenannte blaue Mondtag. Seine Spur verliert sich im Anfange des 16 Jahrhunderts. Etwas davon zeigt sich bereits in der Policeyordnung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg vom Jahr 1515.

Man könnte den üblichen Müßiggang der Handwerker am Mondtage, aus dem canonischen postfesto herleiten, und hätte dann nicht

übel gemuthmasset, wenn man nun weiter glaubt, daß das Beywort „blau" seinen zureichenden Grund in den kräftigen Fäusten und Stöcken haben, die an diesem Tage gemeiniglich in Uebung sind. Wenigstens pflegt in diesem Sinne so mancher Kumpan einen blauen Montag an sich zu tragen. Da es indessen auch einen blauen Dienstag giebt; so ist vielleicht richtiger und gilt überhaupt, was eine ungedruckte Thüringische Chronick des 16 Jahrhunderts, vom Ursprunge des blauen Mondtags ins besondere in Thüringen erzählt.

In den Fasten nemlich wurden die meisten teutschen Kirchen, nach Nationalsitte des sechszehnten Jahrhunderts, blau ausgeschmückt; und um eben diese Zeit fiengen die Handwerker an, die Fasten-Mondtage durch Unterlassung aller Arbeit zu feyern. Dies thaten nicht nur die Meister, sondern ertheilten gleiche Erlaubniß auch ihren Gesellen und Knechten. Diese genossen ihrer Muse, nach Sitte der Zeit, bey Trunk und Speise, und unter dem ermunternden Zuruf, daß „heute blauer Freßmondtag„ sey. Eine Nationalsitte, die zur Fastnachts-Lustbarkeit seyn sollte, dehnte sich bald auf alle Wochen, auch ausser der Fastenzeit, aus; und ihre Meister waren dabey desto nachgiebiger, weil ihnen gleichfalls ein zweyter Ruhetag behagte.

Damit war also der blaue Mondtag fertig. Sein Misbrauch artete immer stärker, und bald in die gröbsten Ausschweifungen, in Tumulte, und Todtschläge aus, und blieb, ungeachtet der strengsten Verordnungen, die hier und da gegen ihn ergiengen, gleichwohl so ungestört im Gange, daß er endlich, nebst andern Misbräuchen, ein Gegenstand der Berathschlagung selbst für die Kaiser und Reich geworden ist.

Die Veranlassung gab das löbliche Corps der Schuhknechte zu Augsburg 1726. Diese hatten mit ihren Kumpanen in Würzburg, denen es bereits 1724 auch schon unter dem Hute gespuckt hatte, einen aufrührischen Briefwechsel geführt, und das zu dieser Absicht aus der Lade entwendete Handwerkssiegel ihren Altgesellen anvertrauet. Der Magistrat untersagte ihnen dergleichen Correspendenz; sie aber erklärten dieses Verbot für einen Eingriff in ihre Rechte. Ehe dies noch beygelegt war, kam hinzu, daß einige, die durch Schlägereyen beym Magistrate in Geldstrafe verfallen waren, einen neuen Unfug aufbrachten. Der unmasgebliche Rath nemlich, den sie mit ihrem Beutel gepflogen hatten, führte sie auf den Gedanken, sich nach Subsiden umzusehen. Ihnen leuchtete also ein, es sey billig, daß Schuldige und Unschuldige gleichen Antheil entrichteten. Wer andrer Meinung war, und nicht sogleich mit Freuden seine Kreu-

tzer darbot, erhielt den sinnreichen Unterschei-
dungsnahmen eines Spöttischen, alle Uebrige
aber wurden Brave benennet. Mit dieser Be-
nennung verbanden sie zugleich eine ehrenvolle
Ceremonie, die Spöttischen zu beuteln. Wer
ein Spöttischer war, und sich sehen ließ, den
suchte man, so viel immer der gute Wille ver-
mochte, auf folgende Weise zu amüsiren. Er
wurde bey den Ohren und Haaren gefaßt, und
gezogen, so lange jene nur werden wollten;
zur Abwechslung sodann gerauft, geschüttelt
und gestossen, auch einigemahl herumgedrehet ꝛc.
und das alles mit einer Feinheit, die der Leser
selbst errathen wird; wir wollen nur mit dem
kleinen Maasstabe noch zu Hülfe kommen, daß
mancher Gebeutelte alles Bewustseyn, mehrere
aber alles Gehör verlohren. Der Spöttische
mußte, wenn man nicht immer zu beuteln fort-
fahren sollte, alle Mishandlung in Geduld er-
tragen, und zuletzt, wenn es der braven Com-
pagnie aufzuhören beliebte, für das Empfangene
bestens danken, und laut versichern „es sey ihm
Recht geschehen.„

Um diesen vortreflichen Gebrauch auch in
andern Städten einzuführen, unterhielten sie
einen Briefwechsel mit einigen Herren ihrer Art
in München, der aber verrathen wurde. Nach
mehreren Händeln, die nun zwischen ihnen und
dem Magistrate vorfielen, der ihrem Unwesen

steuern wollte, verliessen endlich in einem allgemeinen Aufruhr 107 die Stadt, und schrieben von Friedberg aus, wo sie sich hinbegeben hatten, an ihre Mitbrüder nach Leipzig, Dresden, Berlin ꝛc. wie folget: Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsre alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß keiner nachher Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehet er hin, und arbeitet in Augsburg; so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren.

Dieser Aufstand machte in ganz Teutschland Aufsehen. Die Misbräuche der Handwerker waren für die innre Ruhe der Städte und ihre Policey zu wichtig, als daß sie nicht endlich auf dem allgemeinen Reichstag hätten zur Sprache kommen sollen. Dieß geschah; und der Erfolg davon war ein Reichsgesetz von 1731, Kraft dessen nicht nur andere Mißbräuche, sondern auch der so nachtheilige blaue Mondtag abgestellt seyn sollte. In wenigen Reichslanden aber, außer den Brandenburgischen, war man auf die Befolgung dieses Gesetzes bedacht; in vielen kam es nicht einmal zu öffentlicher Bekanntmachung. Von Kaiser Franz wurde es zwar (1764) erneuert, und über die Abstellung des blauen Mandtags insbesondere kam einige Jahre darauf (1771-72) selbst ein

neuer Reichstagsschluß zu Stande. Gleichwohl ist es noch immer beym Alten, und jeder Mondtag, fast überall, bis auf die heutige Stunde, noch blau. Selbst in den Oesterreichischen Erblanden hat man mehr durch andere Mittel, als Kraft erwähnter Reichs-Verordnung, den Müßiggang des Mondtags abzubringen gesucht *).

Sie, geehrteste Leser der vorhergehenden Bändchen dieser Kalender-Lesereyen, werden es wissen, daß ich in verschiedenen eingeruckten Artikeln, Sie von den Sitten unserer Morgenländischen Geschwister habe zu unterhalten gesucht. Auch dieser Artikel hat auf meine schon gelieferte Abhandlungen einige Beziehung. Belieben Sie ihn also so aufzunehmen, wie Sie die vorhergehende aufgenommen haben! A. d. S.

Schilderung und Policey der Harams, oder Frauenzimmer-Gemächer der Morgenländer.

Mohammeds letzte Worte waren: Haltet über eure Religion und eure Weiber! Diese Worte

*) Man sehe hierüber, wie über mehreres in

dienen seinen Nachfolgern zur Entschuldigung der strengen Aufsicht, welche sie über ihre Weiber führen. Haram, will so viel sagen, als heiliger Ort, weil er für jede andere Mannsperson, als den Herrn, heilig ist. In Persien werden die Frauenzimmer noch sorgfältiger verwahrt, als in dem übrigen Orient. Bey dem trocknen und heissen Clima, sind die Leidenschaften der Liebe hier ungleich stärker und heftiger als in andern Ländern. Die Eifersucht erstreckt sich da sogar bis nach dem Tode; denn, wenn ein Frauenzimmer begraben wird, so schlägt man ein Zelt um die Gruft auf, damit die Anwesenden den Körper, beym Einsenken, nicht gewahr werden können. Die männlichen Anverwandten eines Frauenzimmers, selbst ihre Brüder, bekommen sie selten zu sehen. Es hält also ausserordentlich schwer, etwas von dem zu erfahren, was in den Harams, oder Frauenzimmer-Gemächern vorgeht, die man als eine unbekannte Welt, sonderlich die der Grossen und Vornehmen, betrachten kann. Alles was man davon weiß, hat man blos aus dem Munde der Weibspersonen, die als Hebmütter und Verkäuferinnen, einen Zutritt in diese verschlossene

---

in obstehendem Aufsatz, eine sehr gute Abhandlung des Herrn Prof. Hausern in seinen Staatsmaterialen 1783, 3tes St.

sene Palläste haben; oder der Ammen (weil nie eine Dame vom Serail ihr Kind selbst stillt) oder aus den Erzählungen einiger Verschnittenen, und solcher Frauenzimmer, die, zur Strafe, von der Höhe einer Lieblings-Sultanin, an Leute vom gemeinsten und niedrigsten Stande verheurathet werden. Die Harams sind mit hohen, oft doppelten und dreyfachen Mauern umgeben. Im Innern herrscht Luxus und Pracht im höchsten Grade: denn es ist der Ort, wo der Herr vom Hause, den größten und liebsten Theil seines Lebens, verlebt. In dem Haram des Königs von Persien, werden eben die Bedienungen und Aemter von Frauenzimmern verwaltet, welche ausserhalb des Harams die Würden der Krone und das Gefolge des Königs ausmachen: Oberstallmeister, Kammerherr, Hauptmann der Leibwache ꝛc. Sogar die geistlichen Verrichtungen werden von Frauenzimmern besorgt z. B. das öffentliche Gebet, die Unterweisungen in den Pflichten der Religion, u. s. w. Man kann leicht denken, daß man dazu nicht die Jüngsten und Frischangekommenen wählt. Man trift alle Handwerker, als Schneider, Schuster ꝛc. unter ihnen an, und selbst die Arzneykunde und Apothekerkunst wird von allen bejahrten Damen getrieben. Es giebt da Mosqueen und Kirchhöfe, und alles was eine kleine Stadt ausmacht; kurz ein kö-

niglicher Persischer Haram ist im Großen, was das größte Nonnenkloster im Kleinsten ist. Die Damen des Haramś haben vier Arten von Titel oder Rang; 1) Begum, welches das Feminimum von Beg, so viel als Prinzeßin, und der Titel der Frauenzimmer ist, die im Haram gebohren worden; 2) Kanum, „Herzogin,“ welcher von Kan abstammt und den Favoritinnen, und den Damen gegeben wird, die Kinder vom Könige haben; 3) Katum, so viel als Dame, und 4) blosse Sklavin. Der Haram des Königs von Persien besteht aus verschiedenen Gebäuden und Pallästen, welche nicht die mindeste Gemeinschaft mit einander haben. Wenn ein König stirbt, so werden seine Favoritinnen und Weiber, in ein besonderes Quartier auf ihre übrige Lebenszeit, unter scharfer Wache, eingesperrt. Die Nachricht von dem Tode eines Königs, stürzt deswegen sein Serail in die heftigste Verzweiflung, weil mit ihm alle Hofnung verloschen ist, je wieder in Freyheit zu kommen. Als Chardin in Persien war, lebten noch 18 auf diese Art eingekerkerte Damen von dem Haram des Grosvaters, des damaligen Königs. Jedes Quartier vom Haram hat seinen besondern Aufseher, und das ganze Serail steht unter einem Verschnittenen, der gemeiniglich ein alter, ungestalteter Sklave ist, unter dessen eigensinnigen Befehlen diese jungen

Schön,

Schönheiten in der peinlichsten Knechtschaft leben. Er ist aber wegen seines Amtes, das ihm einen steten und vertrauten Zutritt zum Sultan gestattet, sehr geehrt und gefürchtet, selbst ausser dem Haram; und eine Empfehlung von ihm hat so viel Gewicht, als eine vom ersten Wisir. Uebrigens übertrift die Ordnung, die Stille und der Gehorsam, die in einem Haram herrschen, alle Vorstellung. Die Wache des Serails besteht aus 3 Corps. Das erste machen die weissen Verschnittenen aus, sie bewohnen den äussersten Bezirk, und kommen nie den Damen unter die Augen, und dies aus dem eifersichtigen Grunde, damit die Damen aus dem feinen oder lebhaften Teint eines oder des andern, keinen vergleichenden Schluß auf den Teint ihres Herrn und Gebieters, und vielleicht zu seinem Nachtheil, folgern können. Die schwarzen Verschnittenen haben die zweyte Wache: nur die alten und abgelebten dürfen sich den Frauenzimmern nähern, die jüngern werden zu Verschickungen, Arbeiten und andern Diensten gebraucht. Die dritte Wache besteht aus Frauenzimmern, wovon immer 6 und 6 sich alle Tag und Nacht ablösen, und unter dem Befehl einer Alten stehn. Die schwarzen Verschnittenen kommen aus Abyßinien und Aethiopien, oder von der malabarischen Küste: ein Verschnittener der unter 16 Jahr alt ist,

wird um 1000 bis 2000 Francken verkauft, sonderlich, wenn er eine gute Erziehung genossen hat. Die Grossen haben selten deren über 6 oder 8 in ihren Diensten. Der König von Persien aber, über 3000. Ein Verschnittener darf nicht in das Zimmer einer Dame kommen, wenn sie allein ist. Da das Glück der Verschnittenen lediglich von der Laune ihres Gebieters abhängt, und sie als Fremdlinge, ganz ohne Connexion sind, so geht nichts über ihre Treue gegen ihren Herrn. Sie sind über dies sehr verschlagen, und sogar klüger als andere Männer, aber auch grausam, rachsüchtig, niederträchtig und feig. Der Haram des Königs von Persien, besteht aus gekauften Georgierinnen, Circassierinnen ꝛc. und den schönsten Töchtern der Vornehmen und Großen, weil jede Familie wünscht eine Verwandte um den Monarchen zu haben, die ihre Fürsprecherin werden könne. Sobald ein Mädchen ins Serail aufgenommen wird, bekommt der nächste Verwandte ein Geschenk und eine Pension: die geringste ist von 250 Francken, die stärkste von 3000. Diese Pension wird vermehrt, wenn das Mädchen die Liebe des Monarchen gewinnet; dann ist sie eine wachsende Quelle von Größe und Reichthum für ihre Familie. Der königliche Haram ist ein ewiges Gefängniß, das man nie, als durch ein glückliches Ohngefehr verläßt. Von sieben Mädchen

darf

darf sich kaum eine darauf Rechnung machen. Diejenigen, welche schwanger geworden sind, müssen bis an ihr Ende darinne bleiben; deswegen fürchten die meisten dieser armen Eingekerkerten mehr die Gunstbezeugungen des Königs, als daß sie sich darnach sehnen. Sie gerathen in Verzweiflung wenn sie sich in dem Stande der Schwangerschaft befinden, und erlauben sich die abscheulichsten Mittel, um sie zu verbergen, oder ihren Folgen vorzukommen. Abas II. König von Persien, ließ eine der schönsten seiner Lieblings-Sultaninnen lebendig verbrennen, weil sie ihre Niederkunft zu verheimlichen suchte. Er ließ sie an ein Kamin binden, mit Holz umgeben, und dieses in seiner Gegenwart anzünden. Der Zweck oder das Glück, wonach alle diese Damen streben, ist, ausser dem Haram, verheurathet zu werden. Sie suchen alles mögliche vor, um sich, zu dieser Absicht, bey der Mutter des Königs, welche gewissermassen die vornehmste Gebieterin seines Harams ist, oder der Mutter seines ältesten Sohnes oder dem Könige selbst, einzuschmeicheln. Oft pflegt der König einige von diesen schönen Gefangenen, seinen Günstlingen, als eine vorzügliche Gnadensbezeugung zu schenken; eine solche verschenkte Sultanin wird alsdenn seine rechtmäßige Gemahlin, und die Herrin seines Hauses. Auch verheurathet man welche

von

von diesen Mädchen, um das Serail davon zu entledigen, wenn ihre Anzahl zu groß ist, oder man giebt sie an Leute vom niedrigsten Pöbel, um sie für irgend ein Vergehen büssen zu lassen. Alle diese Damen wohnen besonders, oder höchstens 2 in einem Zimmer, eine alte und eine junge, ohne daß sie sich einander anders, als mit Erlaubniß, besuchen dürfen. Sie haben jede, ihr Ausgesetztes an Geld, Stoffen und Speisen, und eine gewisse Anzahl von Bedienten, die gemeiniglich aus 4 bis 5 Sklavinnen, und 2 Verschnittenen bestehen, die jünger als 10 oder älter als 50 Jahr sind. Neid, Eyfersucht, Langweile, die Quaal heftiger unbefriedigter Leidenschaften, und wiedernatürlicher Laster, sind die Gefährten dieser Schönen. Sie sind alle Rivallinnen und Feindinnen von einander, und nehmen oft ihre Zuflucht zu vermeintlichen Talismanen und Zaubermitteln, um den Sieg über die Nebenbuhlerinnen davon zu tragen, oder ihren Gebieter zu fesseln. Besonders stehen die Juden in allen morgenländischen Serails in dem Ruf, vortrefliche Liebestränke verfertigen zu können, und gemeiniglich wendet man sich an sie. Die Strafen der Damen des Harams bestehen in Erniedrigungen, indem man sie zu den niedrigsten und schimpflichsten Verrichtungen herabwürdigt, oder in Ruthenstreichen, Prügeln ꝛc. Die groben Verbrecherin-

rinnen werden lebendig begraben oder verbrannt! Die Damen vom Haram des Königs, geben nie Besuche ausserhalb des Pallastes, dieses ist überhaupt der Gebrauch bey den vornehmen persischen und türkischen Damen; sie lassen die andern zu sich rufen. Eine Schwester besucht die andere, eine Nichte ihre Tante, bey ausserordentlichen Gelegenheiten, als Hochzeiten, Wochenbetten, grossen Festen, aber sonst nie. Dergleichen Besuche dauren 7 bis 8 Tage, und die Besuchende bringt ihr ganzes Gefolge, von Verschnittenen, Sklavinnen und Aufseherinnen mit sich. Wenn Damen von Stande ihren Haram verlassen, welches gewöhnlich des Nachts geschieht, so reiten eine Anzahl gewaffneter Reiter hundert Schritte vor- und hinter her, die Curuk! Curuk! rufen, welches so viel bedeutet, als daß jedermann sich entfernen soll. Dieser Zuruf ist in Persien furchtbar, und man läßt es sich nicht zweymal sagen, jedermann flieht, als ob er einen losgerissenen Löwen auf den Fersen hätte. Zwischen diesen Reitern und den Damen, reiten Verschnittene mit grossen Stöcken, womit sie, nach dem Verhältnisse des Rangs der Damen die sie begleiten, mehr oder minder stark zuschlagen. Allein es ist selten, daß grosse Damen vor Mitternacht ausgehen. Der Curuk des Königlichen Harams, ist der gefürchtetste: jede Mannsperson über 7 Jahr alt, die sich auf

dem Wege odrr nur in einer Entfernung betreten läßt, wo man die Kameele der Damen noch mit den Augen entdecken kann, wird ohne Schonung mit dem Tode bestraft. Die Garden des Königs marschiren eine Stunde vorher und thun einige Musketenschüsse, welche die Losung sind, so die Annäherung der Königlichen Harams verkündigen. Diese Musketenschüsse wiederholen sie auf dem ganzen Weg, als so viel Signale. Ihnen folgen die weissen Verschnittenen, welche die Hinrichtungen an den ertappten Mannspersonen vollziehen. Man hat verschiedene traurige Beyspiele davon. Unter Abas II. wurde einer von den Leuten, welche die Zelte für das Serail aufschlugen, vom Schlaf überrascht. Die Verschnittenen fanden ihn schlafend, rollten ihn in das Zelt worauf er lag, und begruben ihn lebendig. Zur Zeit Sophys I. paßte ein Greis, der wegen der Ungerechtigkeit eines Richters Recht verlangte, die Zeit ab, wo der König mit seinen Damen vorbey zog, um seine Bitte zu überreichen. Er glaubte, daß sein hohes Alter ihn entschuldigen würde; allein Sophys erschoß ihn selbst mit 2 Pfeilen. Geht der Zug durch ein Dorf, so muß das ganze Dorf vom männlichen Geschlecht verlassen werden; geht er durch die Stadt, so trift das Verbot die Strassen, die er paßirt, und die Nebengassen, und man umgiebt sie,

noch

noch überdies mit dem Canaat, oder den hohen Zeltenwänden, die wie Mauren sind. Die schönen Armenianerinnen und Jüdinnen, pflegen sich oft, in ihrem größten Staat, unter mancherley Vorwand, an den Weg zu stellen, um von dem König gesehen zu werden, und vielleicht seine Liebe zu entzünden. Da diesen Schönheiten dies oft geglückt hatte, so rief ihnen einst eine Dame des Serails überlaut zu: " Ihr unverschämten Koketten, ist es euch nicht genug, daß ihr jede euren Mann habt, wolt ihr uns Vierhunderten auch noch den einzigen Unsrigen rauben ?" — Als Mylady Montague zu Constantinopel war, hatte sie Gelegenheit bey verschiedenen vornehmen türkischen Damen, Besuche im Haram abzulegen. Wir wollen diesen Aufsatz, mit der Beschreibung eines dieser Besuche, bey der Gemahlin des Groß-Kihaya schliessen, die gewiß eins der reizendsten Gemälde ist, welche wir unsern Lesern von den innern Annehmlichkeiten dieser Sitze der morgenländischen Glückseligkeit, aufstellen können. " Zwey schwarze Verschnittene, sagt die Lady, empfiengen mich am Eingang, und führten mich durch eine lange Gallerie, zwischen 2 Reihen junger schöner Mädchen, deren eingeflochtenes Haar, bis zu ihren Füssen hing, und die alle, in schöne, lichte Damaste mit Silber durchwebt gekleidet waren. Nun trat ich in ein grosses,

rund gebautes Zimmer, oder vielmehr Pavillon, mit vergoldeten Fenstern, von denen die meisten offen stunden, weil die dicht angepflanzten Bäume einen anmuthigen Schatten warfen, der die Hitze und den Glanz der Sonne milderte. Die Jasminen und Geisblätter, die sich an ihren Stämmen hinaufschlangen, gossen liebliche Gerüche umher, deren Anmuth ein marmornes Brunnenbecken erhöhte, dessen Wasser im Hintergrunde des Zimmers, mit leisplätschernden Rauschen herabfiel. Die Decke war mit allen Arten von Blumen bemahlt, die aus verschiedenen goldenen, herabhängenden Körben zu stürzen schienen. Auf einem Sofa, der drey Stufen erhöht, und mit feinen persischen Tapeten bedeckt war, saß die Gemahlin des Kihaya, auf Polstern von weissem gestickten Atlas: zu ihren Füssen befanden sich ihre beyden zwölfjährigen Töchter, lieblich wie Engel; allein man sah sie kaum neben der schönen Fatime, dies ist ihr Name, so sehr verdunkelte ihre Schönheit alles, was in England oder Deutschland liebenswürdig genannt wird. Ihre schönen Sklavinnen standen 20 an der Zahl unten am Sofa in Reihen, und erinnerten mich an die Vorstellung der Nymphen der Alten. Ich glaube nicht, daß in der ganzen Natur eine solche Scene der Schönheit möglich wäre. Viere derselben begannen ohnverzüglich einige sanfte

Arien auf einem Instrumente, das ein Mittel von Laute und Zither ist, und akkompagnirten mit ihren Stimmen, indeß die andern äusserst wollüstige Tänze tanzten. Sobald der Tanz vorbey war, traten vier andre reitzende Sklavinnen ins Zimmer, mit silbernen Rauchfässern in der Hand, und erfüllten die Luft mit Gerüchen von Ambra, Aloeholz, und andern Düften. Hernach bedienten sie mich kniend, mit Kaffee, in feinen japanischen Porzellan, und in silbernen vergoldeten Unterschaalen. Als ich Abschied nahm, brachten zwey Mädchen einen silbernen Korb voll gestickter Schnupftücher. Fatime bat, ich möchte das reichste für mich auslesen, und gab die übrigen meiner Dolmetscherin und Bedienten. Ich entfernte mich, und wähnte unter den Houris, und in Mohammeds Paradies gewesen zu seyn.

Nicht allein deswegen, weil die folgende Lebensbeschreibung in einem beliebten Kalender uns geliefert wird: sondern auch deswegen, weil sie angenehm und lehrreich zu lesen ist, liefere ich sie hiermit. A. d. S.

Heusinger.

Die Pflicht, stillen wohlthätigen Verdiensten den gebührenden Dank zu zollen, und eine

sanfte Erinnerung an sie auf die Nachkommen fortzupflanzen, fordert uns auf, unsern Landsleuten die Lebensbeschreibung eines Mannes mitzutheilen, der zwar nie in einem großen Kreis wirksam war, aber in dem kleinen Kreis, der ihn umgab, so wohlthätig würkte, daß er der Menschheit mehr Ehre macht, als mancher, den die Mitwelt anstaunt und die Nachwelt vergöttert. Heusinger war ein Original von einem würdigen Landgeistlichen. Wohlthätigkeit und Bescheidenheit waren die Hauptzüge seines Characters. Er lehnte zwey specielle Anträge, die ihm von höheren Ort zu Predigerstellen an der Darmstädter Hof- und Stadtkirche gemacht wurden, ab, und fand sich sehr gedemüthigt, als er die Nachricht erhielt, daß man bey Erledigung des Senorats zu Frankfurth durch Fresenius Todt ein Aug auf ihn gehabt hätte. Seine Frömmigkeit war erbaulich, ohne Kopfhängerey, nicht die Hülle eines schwachen unwissenden Geistes, er besaß vielmehr reelle Wissenschaften, weshalb man ihn auch in seinen jüngern Jahren an das Darmstädter Gymnasium ziehen wollte. Er war ohngeachtet seiner Kränklichkeit ein guter Gesellschafter und gastfrey ohne Verschwendung. Die Treue in seinem Amt wie seine Gemeinnützigkeit für jedermann war selten. Er war Freund und Vater seiner Gemeinde. Sein Hauß war die beruhi-

gende Stätte aller, die Rath, Trost und Hülfe suchten. Er war selbst fremden Religionsverwandten an seinem, und benachbarten Orten, verehrungswerth. Dem Strohm des Bösen setzte er sich mit Muth und Klugheit entgegen; er hat Ruchlose so gebessert, daß der Ort Grosszimmern während seiner Amtsführung viel von seinem ehemaligen üblen Ruf, in Ansehung des exercirten Faustrechts ꝛc. verlohr. Ob er gleich bey seinen Lebzeiten manchen unverdienten Tadel erfahren mußte, so ist doch sein Andenken bey allen Rechtschaffenen, die ihn kannten, heilig. Viele, die genau mit ihm umgiengen, pflegten zu sagen: In Heusingers Gegenwart seye es unmöglich einen bösen Gedanken zu haben; ja einige von seiner Gemeinde haben ihn gewissermaßen canonisirt und sprechen: wenn wir Heusingers Namen nennen, so ziehen wir unsre Mützen aus Ehrfurcht ab. Seine Leibesbeschaffenheit war von Jugend auf schwach, und in seinen männlichen Jahren hatte er beständig mit der Hypochondrie zu kämpfen; erhielt aber dabey immer eine bewunderungswürdige Heiterkeit der Seele, und hatte auch hierin, wie in Ansehung seines Characters, die größte Aehnlichkeit mit dem liebenswürdigen Gellert. Diese Heiterkeit gab seiner Bildung etwas Angenehmes, welches keine körperliche Schmerzen ganz auszulöschen vermochten, aber nie

nie verschönerte sich sein Gesicht mehr, als wenn er die Früchte seiner wohlthätigen Bemühungen bemerkte. Er war nicht gefühllos für die Freuden einer wohlgetroffenen Ehe, dem ohngeachtet konnte er sich nicht entschliessen sich zu verheurathen, weil er es vor unbillig hielte, ein würdiges Frauenzimmer bey seiner Kränklichkeit leiden zu lassen.

Dieser verehrungswerthe Mann war 1721 den 13 April zu Dahlheim in der Grafschaft Falckenstein gebohren. Sein Vater war daselbst Præceptor Litteratus. Er verlohr nebst 2 unerzogenen Geschwistern seinen Vater sehr frühe. Seine Mutter verheurathete sich nachher an einen geschickten Orgelmacher, Namens Bonn, zu Leeheim. Dadurch wurden ihre sehr dürftige Umstände in etwas gebessert. Der junge Heusinger sollte, weil es die Umstände nicht anders zu erlauben schienen, ein Handwerk lernen, wozu er sich auch, wiewohl mit Abneigung, und voll größrer Begierde zum Studieren, entschloß. Endlich nöthigte ihn seine Kränklichkeit, die angefangene Schreinerey aufzuheben. Der ehemalige Pfarrer Lombardi zu Leeheim nahm sich des lehrbegierigen jungen Menschen an, unterrichtete ihn, und brachte ihn mit leichter Mühe so weit, daß er 1735 in das Darmstädter Pädagog aufgenommen werden konnte, welches er 1741 mit Ruhm

verließ, und mit der Universität Gießen verwechselte. Hier erfuhr er seltene Proben einer sorgenden Vorsehung, welche ihn zu anhaltendem Eifer im Studieren immer mehr ermunterte. Er mußte sich daselbst größtentheils durch Informiren erhalten. Nach einem academischen Aufenthalt von 5 ½ Jahr, nahm er die Stelle eines Hauslehrers in einem angesehenen Hause zu Arolsen an. Nach einem 3 jährigen Aufenthalt daselbst, erhielt er einen doppelten Ruf. Der eine gieng zu einer Lehrstelle an das hiesige Pädagog, der andere zu einer Hofmeisterstelle bey einem jungen Herrn von Rottenhof, Stiefsohn des Freyherrn von Mosers. Er nahm, wegen seinen schwachen Gesundheitsumständen den letzteren an, ob er gleich überwiegende Neigung zu einer Lehrstelle an einem Gymnasio hatte. Drey Jahre brachte er in dem von Moserischen Hause zu Frankfurt zu, und erfuhr daselbst für seine Verdienste seltne Achtung und Belohnung, die er zu allen Zeiten dankbar anerkannte. Hier entschloß er sich das ihm angetragene Präceptorat zu Trebur anzunehmen, um von da aus seine, zum zweytenmal verwittwete dürftige Mutter versorgen zu können. Sechs und ein halb Jahr bekleidete er dieses Amt mit einer Ehre, deren sich wenige Schullehrer auf dem Lande erfreuen können. Er behandelte seine Schüler als seine

eigene Kinder und führte sie bey schönen Tagen mit sich spatziren, dadurch wurde sein Unterricht spielend und den Kindern so zur Lust, daß sie sich meistens weinend von ihrem Lehrer trennten. Seine im Stillen erworbene ausgebreitete Verdienste blieben den Fürstl. Collegien nicht verborgen. Verschiedene Anträge zu Predigerstellen erhielt er in Trebur, die er meistens ohne Rücksicht auf äussere Vortheile ausschlug, weil ihm das Wohl der ihm übergebenen Jugend zu sehr anlage. Endlich nöthigte ihn doch seine Schwächlichkeit, die Vocation zur Pfarrey zu Schönborn in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen anzunehmen. Er war bereits zu dieser Stelle in Darmstadt ordinirt und im Begriff dahin abzureisen, als er unvermuthet einen Ministerial-Befehl erhielt, mit seiner Abreise einzuhalten, indem man etwas anders mit ihm vorhabe. Es war die Pfarrstelle zu Groszimmern inzwischen erledigt worden, und man mußte sie aus mehreren Ursachen, schnell wieder besetzen. Sie erforderte vorzüglich einen äusserst exemplarischen sanften und klugen Mann, welchen man in Heusingers Person zu finden glaubte. Er wurde also am 2ten Febr. 1760. kaum 3 Tage nach seiner beschlossenen Abreise nach Schönborn in die Pfarrey und Pfarrwohnung zu Groszimmern eingesetzt, und fieng schon am folgenden Tag sein

Amt

Amt mit einer Predigt über die Worte: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi, welches er auch unter vielen Wiederwärtigkeiten redlich that, an; denn er hatte auch hier nicht allein mit cörperlichen Leiden, er hatte auch zuweilen mit wahrem Mangel zu kämpfen, da in den letzten Jahren des vorletzten Kriegs seine Besoldung verschiedenemal ausblieb. Das Bild seiner 17 jährigen Amtsführung, haben wir schon oben entworfen; nur noch ein Beyspiel von wahrer Pastoral-Klugheit. Es drangen zu gleicher Zeit 3 Juden-Kinder in ihn, um sie im Christenthume zu unterrichten. Frey von Leichtglaubigkeit und Proselytensucht, prüfte er ihre Neigung sorgfältig bis in die Jahre des Nachdenkens; wies sie auch, mißtrauisch gegen ihre Absichten, etlichemal ab. Bey wiederholenden anhaltenden Anflehen aber, da die Eltern selbst nicht mehr dem Trieb der Kinder zu widerstehen getrauten, unterzog er sich diesem beschwerlichen Geschäft der Erziehung und Belehrung dieser Kinder auf das vortreflichste. Er nahm sie in sein Haus und an seinen Tisch; die beyden Knaben wurden nach ihrer Taufe Schuhmacher. Der eine ist nunmehr Meister in Mörfelden, der andere in Groszimmern selbst. Die junge Jüdin wurde erst von seinem Nachfolger getauft, und dient gegenwärtig hier in Darmstadt. Wegen seiner zunehmenden

Kränk-

Kränklichkeit wurden ihm in den letzten Jahren seines Lebens 2 Kandidaten hintereinander, als Gehülfe beygegeben. Aber immer war er noch so nützlich, als ihm seine Kräfte erlaubten. Konnte er gleich selbst nicht öffentlich reden; so unterließ er doch nicht den öffentlichen Gottesdienst auf eine exemplarische Weise zu besuchen, und sprach mit seinen Gehülfen belehrend über ihre öffentliche Vorträge. Ja er war so unermüdet für das Wohl seiner Gemeinde zu arbeiten, daß er die letzten Confirmanden viele Monate im Bette liegend unterrichtete, ob er gleich oft viele Minuten lang aus Mattigkeit innehalten mußte. Ein heftiger Blutsturz, der ihn im letzten halben Jahr öfters danieder warf, endigte sein vortrefliches Leben den 30ten April 1777.

Ich glaube, daß es mir keine Gattung von Lesern verübeln wird, wenn ich, da wir in den nächsten Zeiten des Anblicks eines, aus unermeßlicher Entfernung, und aus, für uns bis jetzt noch nie gesehenen Gegenden, zurück kommenden Kometen gewärtig sind, aus verschiedenen Kalendern die Nachrichten hier liefere. Es sind die Resultate von den gelehrtesten Betrachtungen und Berechnungen, und diese werden durch den genauen Erfolg noch um ein grosses erhöhet werden. A. d. S.

Von

Von den Kometen.

Wenn es nicht an dem wäre, daß wir im nächstfolgenden Jahre die Zurückkunft jenes Kometen zu erwarten hätten, der sich schon in den Jahren 1531 und 1661 sehen ließ: so würde ich wirklich Anstand genommen haben, zu einem ohnehin etwas ernsthaftern Artickel von der Gestalt unserer Erde noch einen Aufsatz beyzufügen, der für manchen meiner Leser vielleicht eben nicht der erwünschteste ist. Allein, wenn ich auf der einen Seite bedenke, daß sich unsere Begriffe von der Allmacht und Weisheit unsers Weltschöpfers in eben dem Maase erweitern, je ausgebreiteter und gründlicher die Kenntnisse sind, die wir uns von seinen erhabenen Werken zu erwerben suchen, und daß es noch jetzt gewisse abergläubige Leute giebt, welche die Erscheinung eines Kometen für Vorboten grosser Unglücksfälle ansehen, ob uns gleich schon vor zweyhundert Jahren der gelehrte Däne, Tycho Brahe, mit der Natur der Kometen näher bekannt machte, und uns die Gesetze kennen lehrte, nach welchen sie sich in dem Weltall herum bewegen: so glaube ich dennoch, daß eine kurze Belehrung von diesen wirklich sonderbaren Sternen nicht unangenehm seyn werde, je grösser die Aufmerksamkeit ist, mit welcher wir sie betrachten, wenn sie wirklich am Firmamente in ihren

abend-

abendtheuerlichen Galakleidern sich vor uns sehen lassen. Gestützt auf das Ansehen des weisen Aristoteles, der ohngefähr 300 Jahre vor Christi Geburt zu Athen in Griechenland die Philosophie lehrte, und alles, was veränderlich war, für irdisch hielt, behauptete man ehemals durchgängig, daß die Kometen blosse Luftzeichen wären, die in unserer Atmosphäre wie etwa der Blitz oder andere dergleichen leuchtende Erscheinungen, erzeugt würden: denn man sagte, die Kometen sind vergänglich, daher müssen sie sich in unserer Atmosphäre befinden, und können nicht zu dem Himmel gehören, weil alle himmlische Dinge unveränderlich sind. — Der schon erwähnte Tycho de Brahe hat diese irrige Meynung gründlich widerlegt, und den Kometen ihren Stand am Himmel angewiesen. Denn sie sind wirkliche Weltkörper, die zu dem Reiche unserer Sonne gehören, und den Erdball selbst nicht selten an Grösse übertreffen. Sie schwingen sich in der That, wie die Planeten, in bestimmter Zeit um die Sonne, ob ihnen gleich die Hand des Schöpfers keine kreisförmige Wege, sondern überaus lange, länglicht runde Bahnen vorgezeichnet hat, worinn sie unaufhörlich um den grossen Feuerball der Sonne herumwandern.

Vermöge der anziehenden Kraft würden die Kometen, und alle andre Weltkörper unsers

Pla-

Planetensistems, gerade auf die Sonne hinabstürzen, so wie ein in die Höhe geworfener Stein wegen seiner Schwere zurück auf die Erde getrieben wird, wofern ihnen der Urheber der Natur nicht Anfangs, als er sie schuf, zugleich einen Stoß auf die Seite gegeben hätte, welcher noch immer unter dem Namen der Schwungkraft, unvermindert fortwirkt, und nebst der gedachten Schwere gegen die Sonne schuld ist, daß sie sich alle in elliptischen Bahnen, so lange herumschwingen müssen, bis es der Allmacht gefällt, die eine oder andere dieser beiden Kräfte zu hemmen, und die grosse Maschine der Welt zu zerstören.

Aber, wie gesagt, die Bahnen der Kometen sind weit länger und schmäler, als die Bahnen der Planeten, und bald von oben herab, bald von unten herauf, bald schräg von der Seite durch die Bahnen der letztern hindurch geschoben. Daher durchkreutzen diese wunderbare Weltkörper die Zwischenräume der Planetenbahnen nach allen nur möglichen Richtungen, indem sie, z. B. nicht selten in der Nachbarschaft der Erde vorbeifliegen, und sich sofort tief zur Sonne hinabsenken, woselbst sie sich mit der verdoppelten Geschwindigkeit nahe hinter ihr wegschwingen, sodann aber sich wieder aus den dasigen Gegenden entfernen, indem sie auf die andere Seite ihrer Bahnen an den Ort zurückkeh-

kehren, wo sie hergekommen sind, bis sie aus unsern beobachtenden Augen in so grossen Entfernungen verschwinden, und in unbekannte Gegenden weit über die ungeheure Bahn des Saturns und Urans hinaus gehen, um abermals zurückzukehren, und diesen Umlauf, der bey den meisten über 100 Jahre dauret, aufs Neue anzutretten. — Weil sie sich zuweit von der Sonne und uns entfernen, als daß man sie durchs Fernrohr die ganze Zeit ihres Umlaufs sehen könnte: so lassen sich freylich weder ihre Bahnen, noch Umlaufszeiten genau bestimmen, und man muß zufrieden seyn, ihre Rückkunft blos auf ein ohngefehr voraus sagen zu können. Indessen hat der grosse Engländische Astronom, Halley, aus verschiedenen Beobachtungen den kühnen Schluß gezogen, daß jener Komet, der im Jahr 1682 erschienen war, im Jahr 1758, oder spätstens im Jahr 1759, wieder sichtbar werden müßte, nachdem er gefunden, daß die Zeit seines Umlaufs um die Sonne etwa 76 Jahr betragen könne. Klairaut, ein Franzose, hat hernach sogar den Monat bestimmt, in welchem dieser Komet wieder erscheinen werde. Diese Voraussagung hat bis auf einen Unterschied von 14 Tagen im Jahr 1759 glücklich eingetroffen. Daher ließ Lichtenberg, unser achtzehntes Jahrhundert, das er redend einführt, unter andern sagen: "Ich sahe einen Kometen

wie=

wieder zurückkommen, nachdem der Urlaub zu Ende war, den ihm mein Halley gesetzt hatte.“ Seit dem J. nach Christi Geburt 837 hat man fünf und sechzig verschiedene Kometen beobachtet, deren Laufbahnen auf solche Art genau berechnet, und von welchen einige schon verschiedenemalen da gewesen und gesehen worden sind. — Aber vielleicht giebts Kometen, welche Jahrtausende zu ihrem Umlauf nöthig haben: vielleicht trift es oft zu, daß sie aus dem tiefen Himmel neben der Sonne hinein kommen, und sich vor ihr vorbeyschwingen, um auf der andern Seite in die höchsten Gegenden wieder hinauszulaufen, ohne von uns gesehen zu werden, weil dieses alsdenn der helle Glanz des Tageslichts verhindert.

Wie groß muß nicht die Menge dieser Gattung von Weltkörpern seyn, da deren bloß in 900 Jahren so viele sichtbare gewesen sind? Wie viel mögen wohl schon vorher da gewesen, und wie viele, ungesehen von den Bewohnern der Erde, um die Sonne herum gelaufen seyn! — Wenn sie aus ihren ungemessenen Entfernungen herab zu der Sonne eilen, da schleppen sie ihren blassen Schweif allzeit schräge hinter sich her, indem sie ihn auf ihrem Rückwege in einer schiefen Lage vielmehr voraus schicken: denn die Schweife befinden sich stets in einer, von der Sonne weggewandten Richtung. Je näher ein Komet zu

der Sonne kömmt, desto grösser erscheint sein Kopf, und desto länger wird sein Schweif, indem man ihn alsdann insgemein gleich nach Sonnen Untergang tief am Abendhorizonte, oder kurz vor dem Aufgang am östlichen Gesichtskreise wahrnimmt. Es sind aber diese Weltkörper von überaus lockerer Art. Ihr Kopf besteht, allem Anschein nach, aus einem unförmlichen Klumpen höchst feiner Atomen, die gar nicht feste beisammen hängen, und so flüchtig sind, daß sie an der Oberfläche des gedachten unordentlichen Balls von dem Sonnenlichte in eine heftige innerliche Bewegung gesetzt werden, da sie sich dann sofort in Gestalt einer lockern, aber sehr sichtbaren Atmosphäre um die innern Theile, die man den Kern nennt, ausdehnen, und, wegen ihrer überaus leichten Natur, von den Sonnenstralen oft viele Millionen Meilen weit gerade durch den Himmel fortgesetzt werden, da sie uns dann in der Gestalt eines langen Schweifs erscheinen: ja der Schweif oder Bort des Kometen von 1769 war in der Mitte Septembers so gar auf dreyßig Millionen Meilen lang. Unterdessen verlieren diese Weltkörper wahrscheinlich dennoch nichts von ihrer Materie: vielmehr ist zu vermuthen, daß sie ihre, durch den weiten Himmel zerstreuten Atomen auf dem Rückwege größtentheils wieder an sich ziehen, und mitnehmen, massen in grossen Entfernun-

gen die Sonnenstrahlen nicht stark genug auf sie wirken, um dieses zu verhindern.

Brennende Körper sind also die Kometen nicht, wovon uns auch schon ihr blosser Anblick durch das Fernrohr hinlänglich überzeugt: aber von der Sonne allein können sie ihr Licht auch nicht borgen, denn darzu sind sie zu locker; sie müssen es grösstentheils hindurchfahren lassen, wie etwa unsre Luft, und wenig zurückwerfen. Gleichwohl glänzt ihr Kern überaus helle, ja so hell als ein Planet, und dieses nicht nur an seiner vordern, gegen die Sonne gekehrten, Seite, sondern auch an seiner hintern, die von keinen Sonnenstrahlen erleuchtet werden kann. Ueberdieß müßte auch der Kern, oder Kopf, einen sichtbaren Schatten hinter sich werfen, wenn er sein Licht blos der Sonne zu danken hätte, wovon doch die Fernröhre gar keine Spur zeigen. Sie zeigen vielmehr das Gegentheil, indem man sehr deutlich wahrnimmt, daß der Schweif ganz nahe hinter dem Kerne ebenfalls lichte aussieht, und daß die Atomen des lockern Kometenkopfs selbst von einer grossen Gewalt, die unfehlbar in den Lichtstralen zu suchen ist, ausgedehnt, und in Gestalt des Schweifes fortgestossen werden. Also müssen wohl die Atome der Komete und ihrer Schweife selbst durch die Kraft des Sonnenlichts in jene heftige Bewegung gerathen, die wir Luft nennen, welches aber von dem

Lichte der Sonne und anderer selbstleuchtender Weltkörper eben so sehr verschieden seyn mag, als das Leuchten des faulen Holzes von der Glut einer Feuerbrunst.

In der 7ten Figur des beygebundenen Kupfers ist die Sonne in S, als dem Mittelpunkt ihres weiten Gebietes, vorgestellt: um sie herum schwingen sich in ihren Bahnen die Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, von denen wegen Mangel des Raums nur allein die Erde mit dem Monde, und Jupiter mit seinen vier Monden vorgestellet ist: der abwärts gezogene länglichte Kreis stellt die Bahn eines Kometen vor, deren Anzahl, nach Lamberts Berechnung, sich auf hunderttausende belaufen kann. Wenn der Komet aus den entferntesten Gegenden seiner Bahn, A, durch Nro. 1 und 2 zu der Sonne herauf, sodann durch Nro. 3 und 4 wieder dorthin wandert, woher er gekommen ist: so wächst sein Schweif während dem er sich der Sonne nähert, und nimmt im Gegentheile wieder ab, je weiter er sich von ihr entfernt. Aus eben dieser Vorstellung kann man auch sehen, was man damit sagen will, wenn es heißt, die Bahnen der Kometen sind schief in die Bahnen der Planeten eingeschoben, welches eben so viel heißt, als sie gehen durch die Zwischenräume, welche zwischen den Planeten sich finden, und bisweilen mehrere Millionen Meilen austragen, hindurch.

Vormals hielten die unwissenden Menschen die Kometen für Vorboten eines bevorstehenden grossen Unglücks, und für Strafruthen einer erzürnten Gottheit; ja es giebt vielleicht noch jetzt einige unter dem Pöbel, welche glauben,

" daß diese bloße Sterne, auf schreckensvollen Schweifen,
" Krieg, Pest, des Fürsten Tod, und Hunger nach sich schleifen.

Doch bey uns sind die finstern Zeiten des Aberglaubens bereits verschwunden. Versichert durch ewig untrügliche Gesetze der Bewegung, berechnet der Astronom ihre Entfernungen von der Erde sowohl, als ihre Grössen, und bestimmt kühn die Zeit ihrer periodischen Wiederkehr, da sich doch keine unglückliche Begebenheiten der Länder mathematisch berechnen lassen. Ja schon der Vernünftige sieht, auch wenn er in der Meßkunst ein Fremdling ist, aus vielen andern Gründen sehr deutlich ein, daß sie nichts weniger, als Unglücksboten, seyn können: denn, Kästner hat ganz recht, wenn er in seinem philosophischen Gedichte von den Kometen sagt:

„ Daß hier ein Ländchen nur sein künftig Schicksal sieht,
„ Schickt Gott nicht eine Welt die dort am Himmel glüht."

Unterdessen gab doch diese neue Entdeckung der ungemeinen Größe, und bewundernswürdi-

gen Laufbahnen gedachter Weltkörper zu neuen Sorgen Anlaß. Man fürchtete, es möchte einst ein solcher Körper an unsern Planeten stossen, und etwa nicht nur einzele Länder in den Brand stecken, sondern ihn ganz und gar stöhren, weil die Kometen die Kreuz und die Queere durch die Bahnen der Planeten herumirren.

Nun läßt sich zwar die Unmöglichkeit dieser Vermuthung nicht unwidersprechlich beweisen: allein, so viel ist gewiß, daß von allen den Kometen, welche seit vielen Jahrhunderten gesehen worden sind, kein einziger jemals an die Erdkugel stossen werde; ja es können viele tausende von Jahren vorbeystreichen, ehe ihr ein einziger so nahe kommt, als der Mond, da er ihr alsdenn auch in diesem Falle, wegen seiner ungemeinen Leichtigkeit, wenig nachtheilig seyn kann. Man weiß nehmlich, daß die Bahnen aller Kometen, die jemals beobachtet worden, entweder senkrecht oder schrög durch die weiten Zwischenräume der Planetenbahnen geschoben sind, aber niemals mit ihnen in einem Punkte zusammen treffen: folglich kann auch keiner an die Erde stossen, sie mag nun in ihrer Bahn auch stehen, wo sie immer will. Nur dann, wann ein noch nie da gewesener Komet vorhanden wäre, dessen Bahn gerade die Erdbahn durchkreuzte, dann wäre es möglich, daß diese bey-

beyden Weltkörper einmal zusammentreffen könnten. Aber sollte wohl Gott einen solchen Weltkörper geschaffen haben, um die Erde dereinst damit zu zertrümmern, da auf seinen blossen Wink tausend Welten zusammenfallen, so wie sie auf sein allmächtiges — Werdet! — da standen? Dieß ist nicht wahrscheinlich: denn

— — Der Erde Ziel zu stürtzen
Darf nicht die Allmacht erst Kometen auf sie stürtzen.

Daß sich aber die Erde zuweilen queer durch den lockern Schweif eines Kometen hindurch schwinge, dieses kann sich freylich wohl zutragen. Aber bemerken werden wir diese Begebenheit eben so wenig, als den Durchgang des Erdkörpers durch die Atmosphäre der Sonnenkugel; und sehen können wir es auch nicht, weil sich der Komet in diesem Falle allemal zwischen der Erde und Sonne befindet. — Doch will ich eben nicht leugnen, daß die Kometenschweife, wenn sie die Erde berühren, in Ansehung des Wetters und verschiedener Lufterscheinungen, ungewöhnliche Phänomena erzeugen können; denn unter diesen Umständen bleiben vermuthlich eine Menge fremder Atomen in unserer Atmosphäre hangen, die allerdings besondere Würkungen hervorzubringen fähig seyn mögen.

Was endlich den Zweck, und wahre Beschaffenheit dieser bewundernswürdigen Weltkörper anbetrift: so weiß man davon, wie leicht zu erachten, wenig oder nichts. Bewohnt können sie wohl schwerlich seyn, wenn man bedenkt, daß sie blos lockere Dampfklumpen von veränderlicher Gestalt sind, und sich bald in den äussersten Gegenden des Sonnenreichs, wo ewige Finsterniß und Kälte herrscht, herumschwingen, bald zu den heissen Flammen der Sonne hinab sincken. Wenigstens müßten diese Bewohner und ihre Weltkörper selbst von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß sie von dem nahen Sonnenlicht weder erwärmt, noch in den undenklichen Entfernungen erkältet würden, wovon wir uns aber gar keinen Begriff machen können.

So wie die Planeten mit dem Körper der Sonne große Verwandschaft haben; eben so scheinen die Kometen blos mit ihrer Atmosphäre übereinzustimmen, und müssen ja nicht nothwendig bewohnt seyn, indem sie schon an und für sich die Größe des Schöpfers verherrlichen. — Wir Menschen haben uns zwar, stolz auf unsre Vernunft, die meisten Geschöpfe der Erdkugel unterthänig gemacht, und überreden uns, daß auch die Millionen Sterne, oder überhaupt Alles, bloß uns oder andern Menschen zu Gefallen, gemacht worden sey: allein

dieses ist wohl ein Irrthum; die Bewohner der Planeten sind wahrscheinlich nicht der einzige Zweck der Schöpfung: jeder Weltkörper hat selbst einen Mund, um den Herrn der Welt zu preisen, welches zu empfinden wir aber freylich weder Augen, Herz noch Ohren haben. Dies ists, was ich von den Kometen, die man übrigens mit deutschen Namen von ihrer Gestalt auch Schwanzsterne oder Schweifsterne zu nennen pflegt, habe erinnern wollen. Wenn nun im Jahr 1789, oder vielleicht gar erst im Jahr 1790. wieder ein Komet erscheint, dessen Zurückkunft freylich nicht unwiedersprechlich gewiß voraus gesagt werden kann: so werden doch wenigstens die Freunde und Freundinnen dieser Kalender-Lesereyen wissen, was sie von diesen seltsamen Sternen zu halten haben.

Der Komet.

Das Register wird den Lesern sagen, daß dieser Artikel aus einem Oesterreichischen Kalender genommen ist, und daß der Herr Verfasser dieses Artikels, den vorhergehenden Artikel gelesen habe.

A. d. S.

Je mehr sich die Kenntnisse des Menschen erweitern, desto herlicher erscheint uns die All-

macht und Weisheit unsers Gottes; und mit der Ausbreitung derselben vermindert sich auch der Aberglaube, der oft durch viele Jahrhunderte hindurch die Menschen verblendete, daß sie mit gesunden Augen nicht sahen, was sie sehen sollten, und sich bisweilen wie Kinder fürchteten, wo nichts zu fürchten war. Dies gilt vorzüglich von den Kometen. Noch sind es nicht zweyhundert Jahre, als Tycho Brahe, ein gelehrter Däne, uns mit der Natur der Kometen näher bekannt machte, und uns die Gesetze kennen lehrte, nach welchen sie sich in dem Weltall herumbewegen, und Dörfel, ein protestantischer Geistlicher im Voigtlande, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte, hat zuerst die wahren Laufbahnen derselben entdeckt. – Unwissende Menschen hielten vormals die Kometen für traurige Vorboten bevorstehender grosser Unglücksfälle, oder für sichtbare Strafruthen einer erzürnten Gottheit: ja, es giebt vielleicht noch jetzt aberglaubige Leute unter dem Pöbel, welche meynen, daß diese sonderbaren Sterne,

— — auf schreckensvollen Schweifen
Krieg, Pest, des Fürsten Tod, und Hunger
nach sich schleifen.

Man wurde noch in neuern Zeiten in dieser irrigen Meynung bestärkt, als auf jenen Kometen, den man im Jahr 1769 am Himmel sahe, in den Jahren 1770 und 1771 in sehr vielen Gegen-

den eine grosse Theurung entstund, welche für viele Menschen unvergeßlich ist: allein, versichert durch ewig untrügliche Gesetze der Bewegung, bestimmt der gründliche Sternseher nicht allein ihre Entfernung von der Erde, sondern auch ihre Grösse, und berechnet kühn die Zeiten ihrer Wiederkehr. Hingegen weiß man in der Geschichte kein unumstößliches Beyspiel, daß die Begebenheiten der Länder und Völker durch Berechnungen wären voraus bestimmt worden, wie dieß bey Kometen bereits schon geschehen ist, und wovon ich jetzt einen sehr merkwürdigen Fall erzählen will.

Ein grosser Astronom in England, Namens Halley, hat aus verschiedenen Beobachtungen den kühnen Schluß gezogen, daß jener Komet, der im Jahr 1682 erschienen war, im Jahr 1758, oder spätstens im Jahr 1759, wieder sichtbar werden müßte, weil er gefunden, daß die Zeit seines Umlaufs um die Sonne etwa 76 Jahre betragen könne. Klairaut, ein Franzose, hat hernach sogar den Monat bestimmt, in welchem dieser Komet wieder erscheinen werde.

Die Voraussagung hat bis auf einen Unterschied von 14 Tagen im Jahr 1759 glücklich eingetroffen. Eben dieser Komet wird allem Vermuthen nach im Jahr 1834 wiederkommen. — Der größte von allen je gesehenen Kometen ist jener von 1680, dessen Umlaufszeit auf 575 Jahre berechnet wurde,

und welcher um das Jahr 2255 wieder sichtbar werden soll. — Im nächstfolgenden Jahre 1789 wird abermals die Zurückkunft eines Kometen erwartet, jenes nemlich, der sich in den Jahren 1531 und 1661 zeigte. — Und eben dieser Umstand veranlaßt mich, von den Kometen überhaupt einige Nachrichten zu ertheilen, damit Leser bey desselben Erscheinung in keine irrige Meynung verfallen, worinn sie vielleicht gerathen könnten, wenn er ganz unversehens zum Vorschein kommen sollte. — Zwar ist seine Zurückkunft nicht unwiedersprechlich gewiß; allein schon der höhere Grad von Wahrscheinlichkeit, daß er sichtbar seyn werde, macht eine vorläufige Belehrung davon nothwendig, wenigstens nicht unnützlich.

Die Kometen, welche mit einem deutschen Ausdruck Schwanzsterne und Schweifsterne genannt werden, sind planetische Körper, die in einer grossen, aber uns unbekannten Anzahl, beständig am Himmel vorhanden sind, und sich in sehr langen Bahnen um die Sonne bewegen. Sie unterscheiden sich von den Planeten und Fixsternen durch ein blaßes, in Nebel eingehülltes Licht, und ziehen gemeiniglich einen langen, neblichten und durchsichtigen Schweif nach sich, welcher allemal von der Sonne abgekehrt ist, und auch ihre Benennung veranlaßt hat. Die neuere Sternkunde hat uns gelehrt, daß die Kometen beständige Weltkörper sind, die am Himmel ihre eigene,

nach gewissen Gesetzen abgemessene Bewegung haben. — Was ihre Schweife anbelangt, so stellt man sich dieselbe also vor: Die Sonne muß auf einen und eben denselben Kometen sehr verschiedene Wirkungen äussern, je nachdem er ihr näher, oder von ihr entfernter ist. Bey der schnellen Annäherung zur Sonne reissen sich gewisse Theile von ihm los, welche die Bestandtheile seines Schwanzes oder Nebels sind; sie fallen aber auf ihn wieder zurück, je mehr er sich wieder von der Sonne entfernt. — Seit dem Jahr 837 der christlichen Zeitrechnung, hat man schon 65 verschiedene Kometen beobachtet, davon einige schon verschiedenemal wieder erschienen sind; auch haben die Gelehrten, unter andern Lambert in Berlin, gezeigt, daß sich ihre Zahl auf mehrere Hundert-tausend erstrecken könne. — Jeder Vernünftige sieht also von selbst ein, daß ihre Bestimmung nicht die seyn kann, auf unserem Erdkörper Zertrümmerung anzustellen, da schon auf einen einzigen Wink der Gottheit tausend Welten zusammen stürzen, so wie sie auf sein allmächtiges — Werdet — da standen. Denn

— — Der Erde Zeit zu kürzen
Darf nicht die Vorsicht erst Kometen auf sie stürzen.

Man sieht auch schon aus diesem einzigen Grunde ein, daß sie nichts weniger, als Unglücksboten, seyen können, weil sie oft vielen

Län-

Ländern zu gleicher Zeit erscheinen, ja bisweilen von dem halben Erdenrund gesehen und bewundert werden. — Wenn also ja Zerstöhrungen eine Folge ihrer Erscheinung wären: so müßten sie von jeher eben so viele Zerstöhrungen auf der Erde gezeugt haben. Ja, was noch mehr ist, diese grossen Unglücksfälle müßten sich auch in allen Ländern zeigen, wo der Komet sichtbar wird. — So hat es, zum Beyspiel, Leute gegeben, welche glaubten, der im Jahr 1769. durch mehrere Monate hindurch sichtbar gewesene Komet, habe die ein paar Jahre darauf entstandene Theurung voraus angezeigt: wenn aber dieß wäre, so müßte in allen Ländern, wo der Komet mit seinem langen Schweif sich zeigte, eine Hungersnoth entstanden seyn, welches doch gegen alle Erfahrung ist.

Denn, daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht!

Wird nun, wie es wahrscheinlich ist, im nächstkünftigen Jahre ein Komet erscheinen, so könnt ihr euch, meine Freunde! versichert halten, daß er nicht als eine aufgesteckte Strafruthe einer erzürnten Vorsehung, oder als ein Herold anzusehen sey, der der Erde Krieg, Pest und alles Unglück, verkündigt. — Betrachtet

ihn

ihn vielmehr, als einen Körper, der von der unendlichen Weißheit Gottes zu höhern Absichten bestimmt ist, und bewundert auch daran die Allmacht des Ewigen. — Habt ihr etwa Lust, von den Kometen noch etwas umständlicher unterrichtet zu seyn, so schlaget der diesjährigen Damenkalender nach, wo ich diese seltsamen Sterne etwas ausführlicher betrachten werde.

Von dem Kometen, welchen man um das Jahr 1789 oder 1790 erwartet.

Im Jahre 1532 erschien ein grosser Komet, welcher von dreyen damals lebenden Astronomen beobachtet wurde, von Peter Apian in Sachsen, von Johann Vögelin in Wien, und von Fracastor in Italien. Die Beobachtungen des Apians waren dem großen Halley bekannt, und wurden von ihm gebraucht, um diejenigen Stücke zu berechnen, welche zur Bestimmung der wahren Laufbahn erforderlich waren.

Der berühmte Hevel zu Danzig, beobachtete im Jahr 1661 gleichfalls einen Kometen, und auf dessen Angaben gründete Halley die Berechnung der Laufbahn dieses Weltkörpers. Hieraus ergab sich, daß beyde Kometen von

1532 und 1661 ziemlich genau einerley Weg um die Sonne genommen hatten.

Gehen wir nun in der Kometengeschichte rückwärts, so finden wir, daß auch in den Jahren 1403, 1273, 1145, 1017, 891, 762, 634, 504, 374, 245, 117, nach Christi Geburt, und im Jahre 11, vor dem Anfange dieser unsrer Zeitrechnung, grosse Kometen erschienen sind, und alle diese Zeitpunkte sind im Mittel 128 bis 129 Jahre von einander entfernt. Aus diesen Gründen glaubte Halley mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß der Komet vom Jahre 1661, eine Umlaufszeit von 128 bis 129 Jahren hätte, welcher zufolge er in den angezeigten Jahren bey seiner periodischen Annäherung zur Sonne uns sichtbar geworden, und daß er gegen das Jahr 1789 oder 1790 wieder erscheinen würde.

Der Einwurf, welchen man machen könnte, daß von dem Jahr 891 bis 1017 nur 126, in drey andern Revolutionen hingegen 130 Jahre verflossen seyn, hat nicht viel zu bedeuten, weil die periodischen Umlaufszeiten eines Kometen, einander nicht völlig gleich sind, und aus bekannten physicalischen Ursachen nicht gleich seyn können. So hat z. B. Klariaut gewiesen, daß der Komet, welchen man im Jahre 1737 oder 1758, schon erwartete, erst im Jahre 1759 wieder kommen könnte, weil seine periodische

Um=

Umlaufszeit, nach den unabänderlichen Gesetzen der Bewegung, für die damalige Rückkunft um mehr als ein ganzes Jahr verlängert worden wäre, und der Erfolg hat diese Prophezeyung völlig gerechtfertiget.

Es könnte aber doch immer möglich seyn, daß zufälliger Weise, in den angezeigten durchaus 126 bis 130 Jahre von einander entfernten Zeitpunkten, ganz verschiedene Kometen erschienen wären. Da die Beobachtungen in jenen entfernten Zeiten uns fehlen, und die Geschichtschreiber gemeiniglich weiter nichts melden, als daß ein schrecklicher Komet am Himmel gebrannt habe, und so läßt sich von der Laufbahn auch nichts gewisses sagen, und so lange diese nach ihren Bestimmungsstücken nicht genau angegeben werden kann, bleibt es immer zweifelhaft, ob man die Erscheinung eines Kometen als die Zurückkunft eines schon vorhergesehenen annehmen könne, oder ob wir von einem bisher völlig unbekannten Weltkörper einen Besuch erhalten haben. Der wichtigste Grund der Halleyischen Prophezeyung bleibt also blos die aus den Beobachtungen geflossene Gleichheit der Laufbahnen jener Kometen von 1531 und 1661.

Einer der berühmtesten jetztlebenden Astronomen Herr Mechain in Paris, hat vor einiger Zeit diese Halleyische Ankündigung aufs neue zu prüfen, für nöthig erachtet. Er zog des-

wegen die alten Beobachtungen des Apians, des Vögelins, und des Fracastors, welche man fast ganz vergessen hatte, aus dem Staube wieder hervor, und fand, bey genauer mit vielem Scharfsinn angestellter Untersuchung, daß sich von dem Kometen des Jahrs 1532, in Ansehung seiner Laufbahn, nichts gewisses bestimmen läßt. Die Beobachtungen des Apians, die von Halley in seinen Berechnungen als genau angenommen worden, sind offenbar mangelhaft, wie man es von dem damaligen schlechten Zustande der practischen Sternkunde erwarten konnte. Eben das muß man von den Beobachtungen des Fracastors und des Vögelins sagen, welche nicht einmal mit sich selbst, vielweniger mit jenen des Apians übereinstimmen. Welchem soll man nun trauen? Was läßt sich aus mangelhaften und einander widersprechenden Beobachtungen schliessen? Nichts, sagt Herr Mechain. Bey diesen Umständen bleibt es also immer sehr zweifelhaft, ob in den nächstkommenden Jahren der Komet von 1661 wieder erscheinen werde, zum wenigsten ist die Wahrscheinlichkeit seiner Zurückkunft auf einen sehr geringen Grad herunter gesetzt. Wenn auch gleich um die bestimmte Zeit, ein grosser Komet sich uns zeigen sollte, dann kleinere sehen die Astronomen fast alle Jahre, so ist solche Erscheinung doch nicht sogleich als eine Erfüllung

der

der Halleyischen Prophezeyung anzusehen, weil man erst untersuchen muß, ob die Bahn um die Sonne diejenige ist, welche mit den genauen Beobachtungen des Hevels übereinstimmt. Nur alsdenn, wenn man diesen Umstand entschieden hat, wird man die Gewißheit behaupten können, daß der Komet von 1661 eine periodische Umlaufszeit von ungefehr 129 Jahren habe, es bleibt aber immer eine Art von Zufall, wenn die Fehler der Beobachtungen des Apians, sich untereinander so aufheben, daß die aus ihnen hergeleitete Bestimmungsstücke der Laufbahn mit der Wahrheit übereinkommen.

So gründlich die folgende Abhandlung ist, so angenehm läßt sie sich lesen, und so gemeinnützig sind die Folgerungen, die man daraus für das gemeine Leben ziehen kann. Wenn ich durch diese Abhandlung nur eine und die andere Menschengesellschaft von dem alten schädlichen Vorurtheil abbringen kann, der freyen Luft den Zugang in Zimmer und Gemächern sorgfältig zu verschliessen; wenn ich sie mit einer Hauptwohlthat, nemlich mit unsers Herrn Gotts freyer Luft bekannt mache: so habe ich schon meine Absicht erreicht. A. d. S.

Die Luft.

Alles was wir mit einem oder mehreren unserer 5 Sinne begreifen können, nennt man einen Körper. Die Luft kann man durch das Gefühl empfinden. Man fahre nur mit der flachen Hand am Gesicht herunter, so bewegt sich die Luft gegen dasselbe. Sie ist also ein Körper, weil sie in die Sinne fällt. Die Luft hat eine ihrer Haupteigenschaften mit dem Wasser gemein. Taucht man einen Finger in ein Glas mit Wasser, so weichen die Wassertheile dem Druck des Fingers, und zieht man ihn wieder heraus, so fliessen dieselbe wieder zusammen, und man kann den Ort nicht mehr erkennen, wo der Finger steckte. Dieses heißt man die Flüßigkeit des Wassers. Die Luft ist auch flüßig, denn sie giebt dem geringsten Druck der Hand nach: ihre Theile trennen sich eben so schnell und leicht, als sie sich wieder vereinigen, wann der Druck aufhört. — Die Luft umgiebt ringsum unsre Erde, selbst bis auf eine beträchtliche Höhe, und es vermischen sich auch mit ihr allerhand fremde Körper, die wegen ihrer grössern Leichtigkeit in derselben hin und her schwimmen. Diese uns auf allen Seiten umgebende Luftmasse nennt man Atmosphäre oder Dunstkreis; und sie ist es eigentlich, was wir beständig ein- und ausathmen. Sie

ist uns zum Leben unumgänglich nöthig. Denn unser warmes Blut würde sich durch seine anhaltende Bewegung bis zu tödlichen Entzündungen erhitzen, das beständige Einsaugen der kühlern Luft aber erhält das Blut beständig in einer für uns angemessenen gemäßigten Wärme. Der Dunstkreis ist um desto mehr mit fremden Körpern angefüllt, je näher er der Oberfläche der Erde ist: denn die obere Luft druckt auf die untere, dadurch wird diese verdichtet, und kann also auch mehrere gröbere Ausdünstungen tragen, als die obere Luft. Je reiner die Luft ist, desto gesunder ist sie auch für Menschen und Thiere: hieraus lassen sich für die Gesundheit folgende Schlüsse ziehen.

1. Ein Ort ist desto gesunder, je höher er liegt.
2. Die Landluft ist viel gesunder als die Stadtluft; in den Städten sammeln sich unaufhörlich eine Menge verschiedener Ausdünstungen, die sich nicht so leicht zerstreuen, oder in die Höhe steigen, weil die Häuser dichte beysammen stehen, und die Gassen enge sind.
3. Die Wohnungen in Städten sind der Gesundheit um so viel zuträglicher, je höher sie über der Erde stehen, und je höher, geräumiger und lüftiger die Zimmer sind.

Durch das Einathmen erwärmen wir die Luft, und füllen sie mit den Ausdünstungen unsers

Körpers an. — Wenn viele Menschen an einem verschlossenen Orte beysammen sind, so können ihre Ausdünstungen die Luft so sehr verderben, daß Personen, die plötzlich zu ihnen hinein kommen, heftige Ohnmachten bekommen können. Vor einer solchen verschlossenen Luft hat man sich also sorgfältig zu hüten, weil sie der Gesundheit äusserst nachtheilig ist; die Luftschwinger sind in den Zimmern von grossem Nutzen. — Die Luft verdirbt sich auch selbst, wenn sie gar keine Bewegung hat, wie stehendes Wasser. Um sich zu überzeugen, ob die verschlossene Luft wirklich verdorben sey, darf man nur ein Licht oder eine brennende Fackel hineinbringen. Verlöscht das Feuer; so ist das Hineingehen nicht rathsam. — Die Bewegung der Luft heißt man Wind. Er macht, daß die Ausdünstungen nie lange an einem Orte bleiben, und also ihren schädlichen Einfluß auf unsern Körper verlieren. Heftige Winde nennt man Stürme. Wenn mehrere Winde gerade gegeneinander blasen, so daß sie den Staub im Kreise drehen, so ist dies ein Wirbelwind. — Ohne Luft könnten wir nicht hören: Dies läßt sich auf folgende Art am faßlichsten erklären. Wenn man in ein ruhiges Wasser einen Stein wirft, so bildet sich rings um den Ort, wo der Stein hineinfällt, ein schwankender Zirkel, der immer grösser wird, bis man ihn endlich gar nicht

mehr bemerken kann. Gerade so geht es auch mit der Luft, wenn wir reden. Die Bewegung der Zunge giebt der Luft gewisse Schläge, welche sich darin bis zum Ohre fortverbreiten. Daher begreift man es nun, warum man desto besser hört, je näher man bey dem ist, der spricht: die Luft unmittelbar um ihn her, ist in einer stärkern Bewegung, als die entferntere. Der Wiederhall entsteht, wenn die schwankenden Luftzirkel auf einen harten Körper stossen, der etwas lang und hoch ist; sie prellen daran ab, und bringen den Schall zum zweitenmal hervor. — Füllt man eine Blase mit Luft, so fühlt man beym Zusammendrücken derselben einen starken Widerstand, aber die zusammengedruckte Blase dehnt sich nach dem Aufhören des Drucks sogleich wieder aus, und nimmt ihre vorige Gestalt an. Diese Eigenschaft heißt man die Schnellkraft, welche einem Nürnberger zur Erfindung der Windbüchsen Veranlassung gegeben hat.

Einige wichtige Gesundheitsregeln in Absicht der Luft in den Zimmern sind folgende:

1. Man muß sich im Winter vor allzustark geheitzten Zimmern hüten, daß die Luft im Zimmer noch immer kühler bleiben möge, als unser Blut ist.
2. Die Schlafzimmer muß man immer etwas kühl erhalten.

3. Je mehrere Personen in einemm Zimmer schlafen, desto ungesunder sind die Ausdünstungen, desto nöthiger ist reine Luft.

4. Vorhänge um das Bett müssen nie ganz vorgezogen werden.

5. Stark riechende Blumen muß man nicht im Zimmer stehen lassen, und die Nachttöpfe zum Theil mit Wasser füllen.

Es wäre zu wünschen, daß wir mit gleichstarker Neugierde, mit welcher wir manche geringe Begebenheit in unsern bürgerlichen Verhältnissen verfolgen, den gestirnten Himmel und die daran beobachtete große Veränderungen, die nach den weissesten Gesetzen des Unendlichen Vaters der Welten erfolgen, anstaunen wollten! Der Anblick des mit Gestirnen übersäeten Himmels, macht immer einen höchst feyerlichen Eindruck auf meine Seele, und ermuntert mich zu der freudigsten Herzens-Erhebung! Und auch diese nachstehende Betrachtung wird uns zum feurigsten Lob, und zur stärksten Anstaunung des Unendlichen auffordern. Gott aller Götter du bist groß, und von großer Kraft, und ist unbegreiflich wie du deine Welten regierest!

A. d. S.

Wunderbare Lichtabwechslung des Sterns Algol.

Nordwärts über dem Stier befindet sich das Sternbild des Perseus, dem man in der alexandrinischen oder barbarischen Sphäre seinen Schild mit dem Medusenkopfe ausgeziert hat. In der persischen Sphäre war statt dieses Schildes ein Teufelskopf, dessen vornehmster Stern Algol hieß, ein Name, welchen uns die Arabischen Astronomen überliefert haben, und der auch buchstäblich nichts anders als einen Teufelskopf bedeutet. Diese sonderbare Benennung sollte uns fast auf die Vermuthung bringen, daß die Lichtabwechslungen dieses Sterns schon in den ältesten Zeiten den Morgenländischen Völkern bekannt gewesen seyen. So viel aber ist gewiß, daß der Mann mit dem Teufelskopfe, nebst den andern da herum liegenden Sternbildern, der Kaßiopeia, des Kepheus, des Wassermanns oder Neptuns, der Andromeda, des geflügelten Pferds, des Fisches und des Wallfisches, zu der bekannten griechischen Fabel, von dem Perseus mit dem Medusenkopfe die Veranlassung gegeben hat.

Es gieng den alten Griechen eben so wie den Indianern, Persern, Egyptiern, Phöniciern, Babyloniern und andern Völkern, welche die Bilder des, vor Erfindung der Buchstaben-

schrift so unumgänglich nothwendigen hieroglyphischen Kalenders, die nichts anders, als eine sinnreiche allegorische Erzählung des Laufs der Gestirne und des Wechsels der Jahreszeiten vorstellten, als Denkmäler ihrer ältesten Volksgeschichte, und als heilige, die Lehre von dem Ursprunge aller Dinge enthaltende Urkunden ansahen. Daher kommt es auch, daß alle Kosmogonien und Mythologien, in den beyden Hemisphären unserer Erdkugel, sich in dem uralten hieroglyphischen Kalender, wie in einem Mittelpunkte vereinigen.

In der neuern Sternkunde sind die Lichtabwechselungen des Algols, vor bald hundert und zwanzig Jahren von Montonari zuerst bemerkt worden. Im Jahr 1694 wurden sie von Maraldi öfters beobachtet. Die nachfolgenden grossen Astronomen, welche sich mit ganz andern Sachen beschäftigten, schienen sich eben nicht viel um die veränderlichen Sterne zu bekümmern, bis endlich vor wenigen Jahren die Herrn Pigott und Goodricke in Engelland den Algol aufs neue beobachteten, und die periodische Dauer seiner Veränderungen zuerst ziemlich genau bestimmten.

Es ist nemlich dieser Stern von der 2ten Größe, verliert aber öfters so viel von seinem Lichte, daß er nur als ein Stern vierter Größe erscheint. So viel sich aus den bisherigen Beobach-

obachtungen schliessen läßt, ist seine Periode gleichförmig von 2 Tagen 20 Stunden 48 Min. 59 Sec. die ganze Dauer der Lichtveränderung etwa $6\frac{1}{2}$ Stunden, und die Dauer der größten Verdunckelung ungefehr 20 bis 25 Minuten. Ich will mich hier nicht auf die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung am Himmel einlassen. Es ist eben so leicht im allgemeinen eine Ursache davon anzugeben, zum Beyspiel einen grossen Flecken in der Sonne Algol, als es schwer fällt, solche Behauptungen mit der Dauer und Größe der Verdunckelung übereinstimmend zu machen. Ein Mathematiker findet hier, so wie in vielen andern Sachen, Schwierigkeiten, über welche der unmathematische Philosoph und Physiker nur gar zu rasch weghüpft.

Indessen ist unser Algol nicht der einzige Stern am Himmel, an welchem die Astronomen solche Lichtabwechselungen wahrgenommen haben. Blos im Sternbilde des Schwans befinden sich nicht weniger als drey veränderliche Sterne. Einer der merkwürdigsten ist unter andern der sogenannte wunderbare Stern im Halse des Wallfisches, welcher 15 Tage lang von der zweiten Grösse erscheint, hierauf abnimmt, und endlich ganz und gar verschwindet, so daß man ihn mit den besten Fernröhren vergeblich aufsucht, bis er wieder nach und

nach

nach sichtbar wird, und an Grösse zunimmt, da er denn nach 334 Tagen abermals in seinem größten Glanze als ein Stern zweiter Grösse am Himmel scheinet. In kommendem Jahre 1788 erwartet man diesen größten Glanz in den Monaten August und September, in welchen ermeldter wunderbare Stern, früh Morgens gegen halb 3 Uhr am besten zu beobachten seyn wird.

Was die unter uns jetzt leyder so sehr eingerissene Manipulations-Magnetiseur, und Desorganisations-Sucht ꝛc. betrift, die von so vielen, in andern Fächern würklich grossen Männern, getrieben und vertheidigt wird, darin gehöre ich, für meine geringe Person, noch zu den Dißidenten und Unglaubigen. Daß nichts neues, auch in dem unter den Mond liegenden lieben Deutschland, geschehe, mag der folgende Artikel bestätigen. Hoffentlich werden wir bey künftigen Lieferungen von der Art, noch eins und das andere mit einander darüber reden, denn ich glaube an keine Männer, sondern an ihre Beweise! A. d. S.

Manipulation bey den Morgenländern.

Einer der aufgeklärtesten Reisenden unsrer Zeit, Herr le Gentil, zweifelt, daß irgend ein

Volk

Volk auf der Erde sey, das ein solches raffinirtes Studium aus der grossen Kunst des sinnlichen Genusses gemacht habe, als die Indier. Zu einem Beweis dafür, statt aller, erzählt er, wie sich diese üppigen Menschen manipuliren lassen; indem sie sich leicht bekleidet auf ein Sopha legen, und von einer in dieser Kunst initiirten Person am ganzen Leibe mit den Händen gestrichen, gerieben u. dgl. m. werden.

Diese Operation sagt Herr le Gentil ist vielleicht eine der wollüstigsten und sinnlichsten die je die Liebe zum Vergnügen ausgefünden hat. — Sie erregt die entzückendsten Empfindungen, unter welchen man dann, wie vom süssesten Rausch, in Schlaf verfällt. Auch viele dortige Europäische Frauenzimmer finden ein solches Wohlbehagen an dieser Handhabung, daß sie sich täglich zu gewissen Stunden in diesen merkwürdigen Schlaf einmanipuliren lassen.

Ein Engländer Reisender in jene Gegenden, Herr Grose, versichert, die Empfindungen, die durch diese Manipulation erweckt würden, seyen bey manchen Personen zum Erstaunen, so daß sie eine Art von wollüstigem Hinbrüten oder Ausserstchseyn bewürken, die zuweilen in eine wirkliche Ohnmacht übergehen. Er bringt dabey einige Stellen aus dem Martialis und andern Schriftstellern an, woraus sich ergiebt,

wie

wie gut sich auch schon die üppigen Römer auf den Genuß dieses sinnlichen Vergnügens verstanden haben. Mit dieser Abhandlung verbinde man den folgenden Artikel: Wunderkuren der geweihten Aerzte, bey einigen Amerikanischen Völkern.

So wie das in den folgenden Zeilen beschriebene Kunstwerk, die Bewunderung der vernünftigen Welt erregt: so verdient der geschickte Verfertiger eines dankbaren Andenkens, und dieses wiedme ich ihm um so lieber, weil er ein Landsmann von mir ist! A. d. S.

Johann Georg Nispel.

Er ist zu Alsfeld 1694. gebohren worden. Sein Vater war Schreinermeister daselbst, und in so dürftigen Umständen, daß er, um sein Auskommen zu erhalten, zum Armenvogt bestellt wurde. Alte Leute erzählen, dieser Künstler seye in seiner Jugend sehr unfolgsam und ein Feind vom Lernen gewesen. Der Catalogus der Alsfelder Trivialschule bestätiget dieses Angeben, man findet in demselben bey seinem Nahmen die Anmerkung: wird nicht zur Schule gehalten. Desto eifriger soll er den Himmel betrachtet und dadurch wechselsweis Lachen und

Stau-

Staunen bey dem dasigen Pöbel verurscht haben. Er tratt bey einem Grafen von Schönborn in Diensten, und fand in demselben Gelegenheit sich bey Künstlern umzusehen. Nachher kam er nach Wien, wo er bis an seinen Tod verblieb, ob man gleich sagt, der Churbraunschweigische Gesandte habe ihm 6000 fl. für seine Maschine des Weltsistems und eine jährliche Pension von 600 Thaler angeboten, wenn er sich im Hannöverischen niederlassen wollte. Er soll seinen Namen und seine Religion verändert haben. Die erwähnte Maschine, deren Erfinder er ist, ward den 24ten May 1754 auf Kaiserlichen Befehl in die Wienerische Bibliothek gebracht, wo sie noch von durchreisenden Gelehrten bewundert wird. Es steht von derselben p. 267. der Coburgischen Zeitungs-Auszügen von 1754 folgende Beschreibung: Die Höhe ist „ sechs Schuh, der Durchschnitt 3 Schuh. Die „ ganze Arbeit und Zusammenhang des von „ Meßing, Kupfer, Eisen, Stahl und Silber „ verfertigten Werks kann man durch Spiegel„ gläser sehen. Es stellt den Lauf der Planeten „ nach dem copernikanischen System so genau vor, „ daß man das Stillstehen, Zurückgehen und „ Vorwärtsgehen der Planeten, Motus vertigi„ nis, ascensus, descensus, aphelia, perichelia, „ nodos, eclipses solis, lunæ, immersiones, „ emersiones satellitum iovis et saturni &c.

deut-

„ deutlich wahrnimmt. Eine acht Tage lang „ gehende Perpendicul-Uhr setzt das Werk in „ Bewegung; man kann sie durch einen Schie„ ber separiren, und das System mit der Hand „ in Bewegung bringen, folglich die Phänomena „ wahrnehmen, und Ephemeriden verfassen. „ Hierauf kann es durch den Schieber wiederum „ in vorigen Gang gebracht werden. Der Er„ finder ist mit einer Gnadenkette, mit dem „ Titel eines Kaiserl. Astronomen und Hofkünst„ lers, und mit einer lebenslänglichen Pension „ begnadigt worden. „

Daß ökonomische Berechnungen auch höchst angenehm gemacht werden können, beweißt der folgende Aufsatz. Es wäre zu wünschen, daß man mehrere Länder-Produkte so berechnen, und dem lesenden Publikum vorstellen wollte!

A. d. S.

Oekonomische Berechnung des Ertrags einer Spitzen-Fabrik.

Wenn die Pariser Damen, ein Jahr ins andre, ohngefähr für 100,000 Unzen Silber, Brüßler Spitzen brauchen, so wird ein Viertel Morgen Land in Brabant, das 150 Pfund Flachs giebt, der zu Brüssel zu feinen Spitzen ver-

verarbeitet wird, die Summe aufwiegen. Es wird ein ganzes Jahr die Arbeit von 2000 Personen, zu den Verrichtungen und Nothwendigkeiten der Fabrik, von der Aussaat des Flachses an, bis zu der Vollkommenheit der Spitze, erfordert. Rechnet man auf jeden Kopf von diesen 2000 Menschen, drey Morgen Landes, sowohl zum Unterhalt ihrer Familie, als ihrer eigenen Person, so werden 6000 Morgen Landes in Brabant, zum Unterhalt der Personen verbraucht, die Theil an der Spitzen-Arbeit nehmen, und dies auf Kosten der Damen von Paris. Wird das muid Wein 288 Pariser Maaße betragend, zu Brüssel um 60 Unzen Silber verkauft, und nimmt man an, daß ein Morgen Land 4 solche muids trage, so muß man den Ertrag von 4166, $\frac{1}{2}$ Morgen Landes nach Brüssel schicken, um die Summe der 100,000 Unzen Silber heraus zu bringen, und man muß 200 Morgen an Wiesen und Aeckern auf das Heu und den Hafer für die zum Transport nöthigen Pferde verwenden, ohne diese Pferde das ganze Jahr zu was anders, als zu dieser Fracht gebrauchen zu können. Man entzieht also seiner Subsistenz 6000 Morgen Land, und vermehrt die Subsistenz der Brabanter mit mehr denn 4000 Morgen, weil der Champagner-Wein, den sie trinken, ihnen mehr denn 4000 Morgen Land erspart, die

sie, wahrscheinlich nöthig gehabt haben würden, um Hopfen und Gerste für ihre Bierbrauereyen zu bauen, wenn sie keinen Wein tränken. Und doch kosten die Spitzen, womit die Brabanter dies Alles bezahlen, ihnen nicht mehr als ein Viertel Morgen Flachs-Land. Sie erhalten eine Vermehrung an Subsistenz, und geben ein Stück des Luxus dafür.

Der geneigte Leser wird aus den schon gelieferten und noch folgenden Abhandlungen abnehmen, daß ich besonders in diesem Bändchen von der zu erhaltenden Gesundheit und dem, der Gesundheit schädlichen Verhalten, und medicinischen Aberglauben eine nützliche Sammlung zur Absicht gehabt habe. Aller Aberglaube, der sich hinten in der Religion verschanzt, oder mit Sätzen derselbigen vertheidigt und untersäet wird, wird um so schädlicher und schwehrer auszurotten! Zumal, wenn Religionslehrer Vertheidiger des frommen Aberglaubens werden! Zu einer andern Zeit werde ich noch einige Ursachen angeben, warum mir dieser Artikel doppelt willkommen war.

A. d. S.

Etwas zur Pastoraltheologie.

Dieser Theil der Theologie ist in vielerlei Betracht höchst wichtig, und kann aus der Arzneykunde manche Bereicherung, wenigstens Berichtigung bekommen. Der Arzt siehet viele Dinge mit ganz andern Augen an, als der Gottesgelehrte, und daher lassen sich die verschiedenen Urtheile erklären. Dieser hängt öfters zu sehr an der einmal eingeführten Kirchensatzung, und verketzert alle laut oder in geheim, welche nicht das nemliche thun und glauben; jener aber sondert das Wesentliche der Religion von dem Zufälligen, das Göttliche vom Menschlichen ab, und wird eben dadurch nicht selten ein Wohlthäter seiner Brüder. Der Stifter der Religion befahl die Verehrung der Gottheit. Die Art und Weise, wie diese geschehen sollen, bestimmten Menschen. Hier kommen Gebräuche vor, die verjähret und gesetzmäßig sind, aber der Gesundheit schlechterdings schaden, oder doch unter gewissen Umständen schaden können. Niemand, als der Arzt, kann die Gränzen zeichnen, wie weit dieselben gehen sollen. — Er ist bey deren Einrichtung nicht darum befragt worden, und wird auch wohl künftig nicht darum befragt werden. — Es kann seyn, aber denn stehet es ihm wenigstens, als Bürger des Staates, und öffentlichen Gesundheitsrathe, frey,

seine Meinung von Dingen zu sagen, die der Gesundheit schädlich und dem Leben gefährlich werden können, gesetzt, sie wären auch durch Bullen der Päbste, durch Koncilienschlüsse, durch Synoden und Konsistorialbefehle, und wie sonst die geistlichen Zwangsmittel heissen mögen, eingeführt und bestätigt. Hier sind einige physische Kirchenmängel, der weltlichen und geistlichen Obrigkeit zur Prüfung befohlen.

Die Luft in den Kirchen ist durch die Menge der Menschen, die den Gottesdienst abwarten, und deren Ausdünstung ganz verdorben. Der Geruch verräth es zur Gnüge, wenn ich auch sonst keine Zeichen anführe. Die Luft, die man daselbst einathmet, ist ein wahres Gift, eben so unrein und impestiret, wie die Gefängnißluft, nur weniger gefährlich, weil diese der Gottesverehrung gewiedmeten Häuser bisweilen gelüftet werden, höher und grösser sind. Daher fühlen Leute von empfindlichen Nerven und schwacher Lunge, Hypochondristen und mit der Mutterplage behaftete Frauenzimmer, sogleich manche Beschwerden, und spüren sogar Anwandlungen von Ohnmachten. Genesene, die, dem grosväterlichen Wahne zufolge, ihren ersten Ausgang in die Kirche hielten, so sehr es auch der vernünftige Arzt wiederrieth, wurden öfters durch die üble Luft und Kälte des Gemäuers genöthigt, sich früher zu entfernen, bekamen

Rück-

Rückfälle, und starben, oder kränkelten doch auf immer. Wöchnerinnen, die aus Noth, Mode, oder andern Bewegursachen den eingeführten Kirchengebrauch beobachten, ehe die Geburtsreinigung vorüber ist, haben sich hier mehrmals Erkältung, Leibesschmerzen, Stockung der Reinigung und andere unheilbare Uebel zugezogen, hecktische Personen ihren Tod beschleunigt. Theorie und Erfahrung bestätigen diesen Satz hinlänglich, und die Furcht vor dieser Schädlichkeit der Luft, ist nicht eingebildet. Die Besuchung der Kirchen hat ihren viefältigen Nutzen, zumal vor den grossen Haufen, und dennoch fordert die Religion von Niemanden, er sey so gering, als er wolle, ein Märtyrer nachtheiliger Kirchensatzung zu werden. Man bessere und reinige also die Luft, die erste und beste Nahrung des Lebens, so gut es immer möglich ist. Man öffne vor- und nach dem Gottesdienste alle Thüren und Fenster, um reine Zugluft zu erhalten, und dadurch den trägen, verdorbenen und allgemein verbreiteten Dunst fortzujagen, ehe er sich an den Wänden, Bänken, Stühlen und Tüchern festsetzen kann, und lehne dieselben auf der einen Seite herum, sobald der Gottesdienst anhebt. Man stelle in jedes Fenster einen oder etliche Ventilators von verhältnismäßiger Grösse, um durch die stete Bewegung eine reine Luft zu erhalten. Noch mehr, als diese, dürf-

ten die Suttonschen Röhren in diesen grossen Gebäuden ausrichten, welche hier eben so gut, als in den Gefängnissen, die schädlichen Theile von unten auffangen, und oben hinaustreiben. — Die Kosten zu Bestreitung dieser Anrichtungen sind unbeträchtlich und leicht zu erhalten. Ist das Kirchenärarium zu unvermögend, so dürfte anfänglich ein freiwilliger Beytrag der Kirchenvermandten, und nachher jährlich eine Kolleckte wohl das schicklichste Mittel seyn. Wem Religion und Gesundheit lieb ist, dem wird es nicht schwer fallen, dazu sein Scherflein beizutragen.

Die Begräbnisse in den Kirchen haben ihre Entstehung dem unsinnigen Wahne zu verdanken, als ob man dadurch von allen Ungerechtigkeiten gereiniget würde, und dem Himmel näher wäre, und wurden daher durch Geldbegierde und Ehrsucht beibehalten, so sehr auch manche Koncilien diese Beerdigungsart verdammten. Die Kirche macht nicht seelig, und der Kirchhof nicht unglücklich, wo die Gebeine so vieler Entschlafenen ruhen. Ich sah oft reiche Bösewichter ihr Grab am Altare wählen, und manchen redlichen Armen auf dem verlassensten Winkel des öffentlichen Begräbnisortes beerdigen; aber nie habe ich diesen beklagt, und jenen für glücklich geachtet. Er übt auch noch nach seinem Tode durch sein Geld eine unverantwortliche Ungerechtigkeit an den Lebenden aus. Er ver-

vergiftet durch seine Verwesung die Luft der Kirchen, und wird dadurch ein feiner Mörder. Selbst milde Stiftungen oder Stand können Niemanden ein Recht dazu geben, und deshalb sind sie auch in den meisten Ländern wieder abgeschaft. Den Beweis, daß modernde Todten die Luft allenthalben, vorzüglich aber in den Kirchen, wo alles eingeschlossen ist, höchst ungesund machen, wird man mir hoffentlich erlassen. Wer es aber nicht glaubt, der kann den Versuch selbst machen, wenn im Sommer die Grüfte geöfnet, und Todte hineingesetzt werden. Der Leichengeruch läßt sich nicht verbergen und ist Personen von unversehrten Geruchsnerven noch viele Wochen fühlbar. Es würde ein der Vernunft und Religion rühmlicher Entschluß seyn, alle bereits vorhandene Todengewölber auf immer zu verschliessen, und keine neue mehr zu gestatten. Der Verlust einiger Thaler in der Kirchenrechnung ist reiner Gewinnst für die fleissigen Kirchengänger.

Eben so überflüßig und nachtheilig ist das Aussetzen der Todten in den Kirchen. Man bringe dieselben sogleich an den Ort der Beerdigung, und feyre ihre Andenken in den Kirchen, wo ihre Gegenwart weiter nicht nöthig ist.

Die Taufe fordert, nach dem Befehle des erhabenen Stifters, das Anfeuchten mit Wasser, das im rauhen Winter etwas erwärmt zu

werden pflegt. Wie und wo dasselbe angebracht wird, ist willkührlich, und an verschiedenen Orten verschieden.

Es thut also nichts zur Sache, ob das Kind ganz im Wasser untergetaucht, oder mit Wasser auf dem Kopfe befeuchtet, oder auf der Brust begossen wird, nur dürfte ein Theil mehr, als der andere, dazu bequem seyn. Das Untertauchen in Flüssen kann in den nördlichen Gegenden, wo man nicht genug abgehärtet und dazu gewöhnet ist, vielen Nachtheil verursachen, und empfindliche Kinder tödten. Das Begiessen der Brust verträgt sich mit der Gesundheit weniger, als das Begiessen des Kopfes, und in beyden Fällen ist es rathsam, diese geistliche Handlung so hurtig zu verrichten, als nur immer möglich ist. Die Zugluft, die äussere Kälte, die auf den besagten Theilen eintrocknende Nässe, machen diesen Rath gerecht und billig, weil der kleine Weltbürger desto eher wieder zugedeckt, und bey der Zuhausekunft ausgekleidet werden kann. Eine andere nöthige Pastoralregel, die nicht alle Prediger beobachten, möchte diese seyn, daß man so wenig Wasser, als möglich, dazu nehme. Wozu dienen drey starke Hand voll, wenn einige wenige Tropfen hinreichend sind? Ein klügerer und wohlbedächtiger Geistliche, kann hier leicht das allzureiche Maaß seines Küsters durch schickliche Umbie-

gung

gung der Hand mindern, und doch dem Zwecke des Stifters hinlängliche Genüge thun. So geringfügig dieser Rath scheinet, so weiß ich doch ein einleuchtendes Beyspiel, wo das Kind eines armen Mannes im kalten Winter auf die reichlichste Art begossen ward. Der Frieſel, mit dem es auf der Brust besetzt war, gieng augenblicklich zurück; das Kind fieng an zu röcheln, und starb binnen einigen Stunden an Zuckungen.

Ein angesehner Gottesgelehrter unserer Zeit, Herr D. Leß, behauptet, Privatkommunion sey keine Kommunion, und daher nicht zu verstatten. Ich will seine Gründe nicht prüfen: (denn ich bin ein Laye). Aber ein Bedenken fällt mir doch ein, und dies von der äussersten Wichtigkeit — der gemeinschaftliche Kelch. Die Art der Stiftung, das Alter dieser Unordnung und der Nationalgebrauch verschiedener Länder, aus einem Glase oder Krug zu trincken, und dadurch die Freundschaft zu bezeugen, können ihm zur Entschuldigung dienen. Wie aber, wenn der gemeinschaftliche Kelch der Verbreiter verschiedener Krankheiten, vorzüglich der Lustseuche, würde? Diese verräth sich am ersten durch unreine Geschwüre im Munde des Angesteckten. Sein Speichel dringt reichlich hervor, vermischt sich mit dem im Kelche vorhandenen Weine, oder bleibt am Rande hängen. Der nachfolgende

Trinker ist also in Gefahr, in dem Augenblicke, da er, der Kirchenordnung gemäß, den Wein hinunter schlurft, den stinkenden und giftigen Geifer seines Vorgängers in sich zu ziehen, und in kurtzem die Folgen seiner frommen Entschlossenheit zu fühlen. Nichts steckt eher an, als der Speichel solcher Unglücklichen, und leyder! ist ihre Zahl Legion. Der Vornehme findet kein Bedenken, den Ton der grossen Welt zu beobachten, und die Galanterie-Folgen für eine Kleinigkeit anzusehen, und der Niedere ahmet so erhabenen Mustern nach. Jener hat, vermöge seines Standes oder der Geburt, das Vorrecht im Trinken, und dieser die Ehre, den impestirten Wein auf die erlaubteste und rühmlichste Art zu bekommen. Und gesetzt, das Unglück äusere sich selten, so bleibt es doch immer eckelhaft und mislich, das Nachtmal in Beysein solcher Gesellschafter zu geniessen, die wenigstens den kleinen Apparat, Tripper und weissen Fluß, bey sich führen. Hieher gehören auch die Personen, so den Skorbut und Ausschlag von mancherley Art, die Lungensucht, krebshafte Schäden und ähnliche häßliche Krankheiten, deren unversiegbare Quelle verdorbene Säfte sind, haben. Ich beklage die Unglücklichen, die mit solchen Uebeln kämpfen müssen, habe aber nicht Muth und Verläugnung genug, mit ihnen den gemeinschaftlichen Kelch zu trinken.

Die

Die Sache verdienet auf alle Fälle die Aufmerksamkeit der Obern, wenigstens so sehr, als die berichtigte Nachtmalsvergiftung in Zürich, die der überspannte und phantasienreiche Empfindler, Lavater, so sehr übertrieb, der eingenommene Schweitzer dem unglücklichen Waser, der gewislich keinen Antheil daran hatte, beylegte, und der Berliner Kunstrichter voll Geist und Salbung mit vieler Wahrscheinlichkeit für nichts weiter, als den gewöhnlichen Weineinschlag erklärte. Dort war die Gefahr mehr eingebildet, und durch die Furcht vergrössert, hier ist sie wirklich, und durch einige traurige Beyspiele erweislich. Wie derselben vorzubeugen seyn möchte, darüber kann ich nicht urtheilen.

Eine der wenigsten, aber auch schwersten Pflichten des Predigers, ist der Krankenbesuch. Ohnstreitig kann derselbe hier viel ausrichten, wenn er sich nach der verschiedenen Denkart bequemt, und jeden darnach behandelt, aber auch manchmal durch seinen Eifer sich und den Seinigen Krankheiten zuziehen. Daher ist bey ansteckenden Seuchen viel Behutsamkeit nöthig. Ein froher Muth, ein mäßiger Trunk Rheinwein oder Weineßig, das Kauen reizender Mittel und fleißiges Ausspucken, Entfernung von der Atmosphäre des Kranken, besonders von dem ausgehenden Athem, baldiger Weggang aus dem Orte der Ansteckung, Wechselung der

Klei-

Kleider und Wäsche, und deren Aufhängen in die frische Luft, Brechmittel bey eintredendem Eckel, gelinde Abführungen und stärkende Arzneien, sind die besten Verwahrungsmittel. Das nemliche gielt von Besuchen in den Gefängnissen und Kerkern, wo die unreine Luft den gesundesten Menschen in das Kerkerfieber stürtzen kann. So gerecht die Forderung des Publikums ist, solchen Nothleidenden mit den Tröstungen der Religion beizustehen, und die Schrecken des Todes besiegen zu helfen, so ist doch nicht zu läugnen, daß man nicht selten dabey ungerecht wird, und gehäufte Besuche fordert, wo sie gar nicht nöthig sind, oder wo der Kranke ohne Gefühl und Bewustseyn liegt, und vielleicht schon mit dem Tode ringet. Was nützt unter den Umständen die Gegenwart und der Zuspruch des Seelsorgers, wo die Seele bereits unthätig, und der Trennung, sie geschehe, wenn und wie sie wolle, nahe ist? Priester und Arzt sind bey dieser traurigen Scene ganz entbehrliche Personen. Ihre Rollen sind geendigt, und bald wird auch der Sterbende die seinige beendigen.

Belieben Sie den Anhang dieses Aufsatzes anzusehn: so werden Sie abnehmen, daß ich diesen Artikel aus guten Absichten habe einrücken lassen.

A. d. S.

Et=

Etwas zur medicinischen Policei.

Der Umfang der medicinischen Policei ist ziemlich weitläuftig, und ihr Einfluß auf Leben, Gesundheit und Erhaltung der Bürger beträchtlich. So leicht es, dem ersten Ansehen nach, scheint, Gesundheitsvorschriften zu entwerfen, und dieselben zur Befolgung auszutheilen, so schwer ist es, richtige kunstmäßige Begriffe zum Volkstone herab zu stimmen, und die Regeln mit einer gewissen Faßlichkeit vorzutragen. Daher haben auch die meisten Verordnungen bis jetzt nicht viel gefruchtet. Die physische Erziehung ist unter Vornehmen und Niedrigen ganz vernachläßigt. Man kennt weder den Körper, noch seine Theile, noch ihre Bestimmung. Man weiß nicht, welche Speisen und Getränke schädlich oder zuträglich sind, ausser nach Sagen oder traurigen Erfahrungen. Was soll wohl der Policeibefehl bey solchen Ununterrichteten vermögen, so lange kein Unterricht vorhergegangen ist? Ein Gesundheitskatechismus ist das beßte Mittel, dergleichen Vorurtheile zu benehmen, den Einfältigen auf sich aufmerksam zu machen, ihn die Nützlichkeit eines solchen Büchleins zu lehren, und zur Befolgung anzureitzen. Allein dies muß so kurz, als möglich seyn, nichts in sich enthalten, was der grosse Haufe nicht verstehet, oder nicht brauchen kann, und in einer populären

Sprache abgefaßt werden. Wenige Regeln, in welchen kein Wort überflüßig oder unschicklich ist, entsprechen dieser Absicht. Die Form in Frag und Antwort hat manche Unbequemlichkeiten, wofern der Verfasser nicht diese wichtige Sokratische Kunst recht verstehet. Der gewöhnliche Kalender könnte das beßte Beybringungsmittel werden, sobald man in Deutschland das nemliche thun wollte, was ehedem Rosen von Rosenstein in Schweden that.

Der wichtigste Gegenstand der Policei ist ohnstreitig die sorgfältige Aufsicht bey ansteckenden Seuchen. Fast immer fangen diese bey den Niedern im Volke an, und verbreiten sich selten bis in die Wohnungen der Vornehmen. Diese schützt Reinlichkeit der Zimmer, Wäsche und Betten, Pflege, Arzneihülfe und Aufmerksamkeit auf sich selbst; jene entbehren alles dies, bleiben sich selbst überlassen, und erliegen in Menge der Wuth solcher Volkskrankheiten. Dazu trägt der noch immer unter ihnen herrschende Wahn, als ob alles von Schicksale bestimmt sey, sehr viel bey. Die Pocken würden öfters weit weniger mörderisch seyn, wenn man ihnen diesen Gedanken benehmen könnte. Ich sah bey der jetzigen Pockenepidemie Mütter und Ammen mit den Kindern, welche die natürlichen Pocken nicht gehabt, und die künstlichen durch Einimpfung nicht bekommen hatten, ihren Besuch bey Pockenkranken ab-

abstatten, in die Häuser laufen, wo dergleichen tode Kinder lagen, und wohl gar mit auf den Gottesacker eilen, um solche verunstaltete Kinder noch einmal zu beantlitzen, und das aufsteigende Pockengift aufzufangen. Dies ist der sicherste und gewisseste Weg, eine Krankheit allgemein zu machen, die sonst nur einzelne Personen befallen hätten. „Diejenigen Krankheiten, sagt Sarcone, welche die menschentödtenste fäulnißerregende Macht besitzen, sind bey ihrer Entstehung nur sporadisch. Hat Jemand jemals eine Pockenepidemie erlebt, deren Fortgang nicht aus dem Mißbrauche der Besuche, der wenigen Vorsicht, und nicht weniger aus dem eigenen Zustande der Luft, dieselbe begünstigt hat, hergeleitet werden müssen? Ausser allem Zweifel ist diese Krankheit eine Pest eigner Art. Ihr Gift drückt den Körper ganz in die faulendste Verderbniß nieder. Durch die schmerzhaftesten Erfahrungen gedrungen, bekennet man, daß sie ansteckend sey, daß von einem Blatterkranken die durchdringendste Menge wirklich giftiger Theilchen ausdünste, und doch gehet man mit weniger oder gar keiner Vorsicht mit Blatterkranken um. Diejenigen, die mit solchen zu thun haben, gehen ohngescheuet allerwärts hin, die Leichen bleiben ohnbedeckt, und selbst Eltern erhalten und begünstigen durch die Kleider, die zum Leichengepränge gebraucht werden, aus übel

angebrachter Frömmigkeit, den gefährlichsten Feind fürs Volk und hinterbliebene Kinder. Es ist ausser allem Streit, daß das ansteckende Wesen der Pocken es nur dann wird, wenn man sich dem Dunstkreiße solcher Angesteckten aussetzt; daß diese zum Theil klebrige, zum Theil flüchtige Materie, wie der Geruch lehret, von einem Körper in den andern übergeht, und in demselben, so klein auch der angefangene Ansteckungsstoff seyn mag, die nemlichen Erscheinungen erzeugt; daß er sogar diejenigen nicht ganz verschont, die dies häßliche Uebel längst überstanden zu haben glaubten. Mir sind, sagt der obige Schriftsteller, in der Praxis oft Ammen vorgekommen, welche auf dem Busen Blatterflecke haben, wenn sie durch oft wiederholte Sorglosigkeit ein Blatterkind auf der Brust liegen lassen, oder es selbst im Bette mit blossen Armen umschlungen hatten. Dies zeigt von der Durchdringlichkeit und Wirksamkeit des Pockengiftes, ob es gleich bey den Durchseuchten zu schwach ist, traurige oder heftige Folgen zu verursachen, auch nicht immer angreift, selbst wenn es einige Personen wünschen. Ich kenne eine bejahrte Dame, die im mittlern Alter zwey Kinder an den zusammenfliessenden Pocken verlor, und die beyden andern mit vieler Mühe erhielt.

Sie hatte die Pocken nie gehabt. Sie wünschte durch die Ansteckung das Uebel ihrer Kinder zu

bekommen, trug, pflegte und wartete sie wechselsweise, und verfehlte dennoch ihren Zweck.

So lange nun diese Krankheit, wofür ich kein sicheres Ausrottungsmittel, ausser der Einimpfung, kenne, ihre Ansteckungsart fortzupflanzen, und tausende hinzuraffen pflegt, ist es warlich nicht gleichgültig, ob dergleichen Besuche geschehen oder nicht. Die Pocken sind für die Kinder eine wahre Pest. Sie richten, wie diese, die schrecklichste Verwüstung und Entvölkerung an, nehmen den Aeltern ihre Lieblinge, und dem Staate unzählige Bürger. Da man bey der wahren Pest allen Umgang aufhebt, um die Verbreitung zu hindern, warum nicht auch hier? Es ist Pflicht, vor diese Unmündigen zu sorgen, wenn es die Ihrigen nicht freywillig thun wollen, und eine nöthige Vorsicht, diejenigen Häuser, wo die Pocken herrschen, zwar nicht ganz zu verschliessen, (denn dies wäre etwas hart), aber doch, nach Bouilets Rathe, (s. diesen Almanach S. 127.) zu bezeichnen, und das Zulaufen ernstlich zu verbieten. Warum will man einer Krankheit, der die wenigsten Menschen ohnedem entgehen, aus Unbesonnenheit entgegen eilen? Sie wird sich von selbst ohne dein Bemühen einstellen, und dir, wenn du deine Kinder lieb hast, noch manchen Kummer verursachen, bis sie glücklich überstanden ist. Dieser Rath ist kein blosser Ein-

fall, er gründet sich auf Erfahrung. Ich habe meine Kinder, die ich aus gewissen Ursachen erst künftiges Frühjahr einzuimpfen dachte, zu der nemlichen Zeit, da um und neben meiner Wohnung tödtliche Blattern wütheten, durch Vermeidung aller möglichen Ansteckungsarten, besonders des Umgangs mit solchen Personen, lange unanergriffen erhalten.

Auch im Schorfe steckt noch die Ansteckungskraft, wovon ich einige Erfahrungen habe, und Sorcone versichert das nemliche. Es ist also klüglich gehandelt, das Zusammenkommen gesunder Kinder mit solchen, bey denen die Blattern abheilen, bestmöglichst zu verhüten, da wir die möglichen Ansteckungsarten, besonders die durch die Ausdünstung wirkt, noch nicht hinlänglich kennen. Daß nach überstandener Krankheit die angesteckte Wäsche sorgfältig gereinigt, und die Kleider der Kinder, vielleicht auch der Wärter und Aerzte, die ohnedem während der Kur keine andere Kranken haben sollten, wo noch Undurchblatterte sind, geändert, gefegt, und, nebst den Betten, an die freye Luft gehangen werden müssen; daß in der Krankheit das kühle Verhalten zuträglicher, als das warme sey, und alle erhitzende treibende Mittel nichts nützen, setze ich, als bekannte Dinge, voraus.

Die andere gewöhnliche Volkskrankheit ist die Ruhr. Sie herrscht in manchen Gegenden alle Jahr, und kehret sich an die ausgetheilten Verhaltungszettel nicht, die meistentheils nicht bestimmt genug, bisweilen auch mehr für den schwachen Arzt, als für den gemeinen Mann, geschrieben sind. Da der Landmann es nicht in seiner Gewalt hat, sich vor den veränderlichen Eindrücken der äusserlichen Luft, die in der Jahreszeit frühe und Abends kühle, und bey Tage sehr heiß ist, zu verwahren, so läßt sich ihm doch begreiflich machen, daß er, der Abhärtung seines Körpers ohnerachtet, wohl thue, wenn er sich etwas wärmer anziehen, im Essen nicht übernehmen, auf die Erhitzung nicht allzukaltes Wasser trinken, oder sich müßig hinlegen wollte. Denn dadurch wird die Ausdünstung unterdrückt und nach den Därmen getrieben, und dann ist bey dem Vorrathe der verdorbenen Speisen die Ruhr gar leicht möglich. Etwas Rhabarbar und viel schleimichtes Getränke thun hierbey vortreflich Dienste. Es ist hier der Ort nicht, die strittige Frage zu erörtern, ob die Ruhr wesentlich oder zufällig ansteckend sey. Genug, das Uebel wird leicht durch den Umgang, Eckel, und andere Nebenursachen allgemein, und die Policei thut auch hier wohl, wenn sie zeitig alle schickliche Vorkehrungsmittel anwendet.

Die Leichen gehören ebenfalls in das Gebiet der Policei. Die Verdoppelung der Aufsicht ist bey ansteckenden Seuchen um so viel nöthiger, weil selbst der Leichnam des Todten durch die anfangende Fäulniß neue Kraft bekommt, das ansteckende Gift zu entwickeln und zu verbreiten. Hier ist alles förmliche oder heimliche Leichenbeschauen gefährlich, der Körper aber bald möglichst in einen verwahrten Sarg zu legen, und zeitig zu beerdigen. Je tiefer das Grab ist, desto besser. Auch könnten gewisse Ordensgeistlichen, die den Leichen ungelöschten Kalg beylegen, zum Beyspiele dienen, weil alles, was die Verwesung beschleunigt, ein schickliches Mittel ist, die Fortpflanzung der Ansteckung zu hindern.

Eben so ist dafür zu sorgen, daß alles, was die Luft verunreinigen und ungesund machen kann, entweder ganz entfernet, oder doch seiner Schädlichkeit, so viel möglich, beraubt werde. Deshalb ist an den Orten, wo Leichname zergliedert werden, die äuserste Reinlichkeit nöthig; daher sind die Körper, sobald sie zu sehr in die Fäulniß gehen, entweder in die Maceritkammer zu bringen, nicht aufzuhäufen, oder sogleich tief zu beerdigen, damit die Hunde nicht die Menschenüberbleibsel herum schleppen können. Das faulichte Wasser ist nur bey später Nachtzeit auszuschütten, um Niemanden durch den Gestank lästig, und der Gesundheit gefährlich zu werden.

Todte Thiere gehören nicht auf die Straßen. Ihre Verwesung ist ein Gift für die lebenden Einwohner. Ausgeworfener Schlamm, unreine Erde, Mist und was sonst die Luft anstecken kann, ist entweder noch den nemlichen, oder doch den folgenden Tag aus der Stadt zu schaffen, und der Ueberrest sorgfältig abzuspülen.

Schmutzige Handwerker sollten, wenn es die Lage des Ortes verstattet, an den Flüssen wohnen, um die übelriechenden Ueberbleibsel der Thiere, Häute ꝛc. desto leichter fortschaffen zu können, oder doch ihre Werkstätte in den Vorstädten haben: denn die schädlichen Dünste können um so viel eher verfliegen, je weniger sie eingeschlossen sind. Stillstehende Wasser verursachen durch ihre faulichten Ausdünstungen mancherley bösartige und hartnäckige Krankheiten. Je weniger dieselben gedultet werden, es sey im Bezirk der Stadtgraben, oder ausserhalb derselben, desto weniger hat der Bürger für seine Gesundheit zu fürchten. Aus der Ursache sollte man nach Ueberschwemmungen alles mögliche anwenden, die Ableitung und Austrocknung zu bewirken. Kommt die grosse Hitze dazu, so werden die davon aufsteigende Dünste pestartig.

Begräbnisse der Todten gehören nicht in die Kirchen, und der Gottesacker nicht in, sondern vor die Stadt. Deshalb befahl der grosse Friedrich vor ohngefehr zwölf Jahren, daß die grossen

Beerdigungsplätze in Breslau, die fast bey jeder Kirche befindlich waren, vor die Thore gebracht werden sollten. An deren statt ließ er auf dem einen Platze eine ansehnliche Kaserne anlegen: denn versuchte Krieger, die auf den Wink ihres Anführers tausende mit kaltem Blute umbringen, fürchten sich auch nicht, mitten unter den Gebeinen so vieler guter und rechtschaffener Bürger zu wohnen.

Die Menge der Bettler in einer Stadt ist ein übles Zeichen des Wohlstandes und der Denkart der Bürger. Entweder stützen sie sich auf die Gütigkeit ihrer Mitbürger, und glauben berechtigt zu seyn, als Müßiggänger zu leben, und sogar ihre Kinder dazu anzuziehen, oder wissen aus der Erfahrung, daß sie bey dieser Lebensart nichts von der Aufsicht und Strenge der Policei zu fürchten haben. Und gleichwohl ist es für den Wohlhabendern eine Beschwerlichkeit, bey jedem Schritt auf der Straße und in seinem Hause, vielleicht bis ins dritte Stockwerk, von einheimischen und fremden Bettlern angegangen, auch wohl gar, bey Versagung des Allmosens, ausgehönet zu werden. Es ist doch eine gar sonderbare Sache, jeden fremden Bettler von Haus zu Haus laufen lassen. Warum weißt man sie nicht gleich an den Thoren ab, wofern sie keine sichere Pässe haben, oder läßt sie unversäumt von einem Wächter bis an das andre

Thor begleiten, oder wofern es reisende Handwerker sind, sie bey ihrer Innung das Gesetzte abholen, und im Uebertrettungsfalle alle ohne Unterschied von dem Bettelvogt sogleich ins Gefängniß bringen? Eine ungleich strengere Aufsicht ist sodann nothwendig, wenn in der Nachbarschaft ansteckende Seuchen herrschen. Die Geschichte und praktische Erfahrung lehret, daß mehrmals durch solche Herumläufer gefährliche Uebel an einen Ort gebracht, verheimlicht und dann allgemein geworden sind. Wenn sie krank werden, oder wohl gar sterben, wovon sollen die Kosten bestritten werden? denn an den meisten, zumal kleinen Orten, ist weder Fond noch Lazareth zur Aufnahme vorhanden. Einheimische Arme, die es durch unverschuldete Unglücksfälle, durch Krankheit, Alter und Schwäche sind, verdienen unser Mitleid; aber auch die übrigen? Soll der Staat Bettler ernähren, die gesund, jung und stark sind, und nicht arbeiten wollen? Ich zweifle. An den meisten Orten ist die allgemeine Klage, daß keine oder sehr schlechte Tagarbeiter und Dienstboten zu haben sind; und die Quelle davon ist — der Hang zum Müßiggang und Betteln. Warum nöthigt man nicht jede unverheyrathete Weibsperson, die zum Dienen bestimmt ist, dazu, ehe sie durch Ausschweifungen liederlich, übel berüchtigt und bettelhaft wird? Warum verstattet man Dienstlosen, sich bey

andern schlechten Leuten Jahre lang aufzuhalten, und ein unerlaubtes Gewerbe zu treiben? Warum wird dies bey den Hehlern nicht ernstlichst geahndet, die selbst die Dienenden auf mancherley Art verhetzen?

Eine wichtige Pflicht der Policei ist, für hinlängliche und gesunde Nahrungsmittel zu den billigsten und wohlfeilsten Preisen zu sorgen: denn die Vernachläßigung hat mehrmals die übelsten Folgen für Leben und Gesundheit der Bürger gehabt. Gutes, unverdorbenes und hinlänglich gesäubertes Getraide, wohlgegohrnes und ausgebackenes Brod, Fleisch von wohlgemästeten und gesunden Thieren, gesunde Wurzeln, Kräuter und Gemüse ꝛc. stehen oben an. Denn folgen unschädliche reife Obstarten. Dagegen sind die Schwämme nicht zu gestatten, weil sie meistentheils giftig und leicht mit einander zu verwechseln, wenigstens schwer zu verdauen sind. Allzu grüne Eßiggurcken erregen nicht selten den Verdacht eines mit Kupfertheilen vermischten Eßiges oder eines gebrauchten Kupfergeschirres. Der Mißbrauch des Brantweins hat vielfachen Schaden für die Gesundheit angerichtet; und da er nicht ganz abgeschaft werden kann, sollte man wenigstens über die Schenkhäusser wachen, daß er in Maaße und rein verschenkt werde. Das nemliche gilt auch von den Weinhändlern, sowohl fremden als einheimischen. Ihre Weine

sind

sind mehrmals zu jung, öfters gefälscht, und mit Silberglätte zum Nachtheil der Trinker aufs neue versüßt, marchmal gar im Keller durch verschiedene mehr oder weniger Zusätze gekünstelt, und daher nicht zu verstatten. Sobald sich durch die Weinprobe dergleichen Mischung ergiebt, sind, meines geringen Erachtens, solche Verfälscher, als wahre Giftmischer, anzusehen und zu bestrafen. Wie wichtig ist unter den Umständen die Policei für den Staat! Wie weit umfassend ihr Gebiet! Wie rühmlich ihre Sorgfalt für Leben und Gesundheit der Bürger!

* Nur verschiedene Hauptgegenstände sind in diesem meisterhaften Aufsatz angegeben. Es läßt sich noch ein ganzes grosses Register hinzudenken! Die medicinische Policei sollte eine beständige Inquisition und Verfolgung gegen alle Pfuscher, Afterärzte, Marktschreyer, Zahnärzte, Vieh-Doktors, gegen alle Quacksalber in mannichfaltigen Gemeinden anstellen; die medicinische Policei sollte keine versiegelte Arzneyen, hallische, thüringische, und ungarische Arzneyen, durch Höcker und Trödler einbringen lassen. Sie sollte alles das, wie Kontrebande behandeln. Die medicinische Policei sollte auf alle Kräuter- und Wurzel-Männer und Frauen aufs schärfste invigiliren. Die medicinische Policei sollte alle quacksalberische Schrifften, zum süsen Geruch der Vernunft, verbrennen, und ihre Verfertiger

und Verbreiter des Lands verweisen. Die medicinische Policei sollte bey Versteigerungen von alten Kleidern, Betten ꝛc. wachsam seyn. Die mediciniſche Policei sollte auch ihre Vorsorge, ihre wachsame Vorsorge, über öffentliche Versammlungshäusser, öffentliche Landkutschen, Postwagen, gemeine Reitsättel, Schul- und Unterrichts-Stuben, ausdehnen. Die mediciniſche Policei sollte ihre obrigkeitliche Gewalt auch bis auf die tödende und krankmachende Tänze und Belustigungsorte erstrecken. Sie sollte den Fischwie den Fleischmarkt ihrer Vorsorge würdigen. Sie sollte das grausame Hetzen des zu schlachtenden Viehs, wodurch sein Blut giftig und ansteckend wird, untersagen. Sie die mediciniſche Policei sollte auch mediciniſche Hausvisitationen veranstalten, und die Heitzung der Zimmer und ihre Einrichtung beherzigen. Doch die Materie ist zu reichhaltig, als daß ich sie, als Laye in der Medicin, ganz bearbeiten könnte. Unter allen zum gemeinen Beßten zu verwendenden Abgaben, würde keine wohlthätiger und billiger seyn, als jährliche kleine Geldbeyträge zur Einrichtung und Handhabung einer guten Medicinal-Policei. Nehmen Sie diese wohlgemeinte Anmerkungen und Zusätze nicht übel dem Sammler.

In dem so Gott will nächsten Bändchen, so schon zum Druck fertig ist, wird unter andern auch eine ganze Abhandlung von dem richtigen Verhalten in und bey der so bösartigen Pockenkrankheit folgen. Es ist eine bekandtgemachte Landesverordnung, die auf keinerley Weise das eigene Quacksalbern und Pfuschen lehrt. A. d. S.

Geschichte der Pocken.

Die Pocken gehören ebenfalls unter die neuen Krankheiten: Denn die Alten wußten nichts davon. Jezt sind sie unter uns so allgemein, daß wenige Menschen verschonet bleiben, und richten in gewissen Jahren erschreckliche Verwüstungen an. Dies lehren die Mortalitätstabellen. Man darf nur die Geschichte zu Rathe ziehen, und dann siehet man, daß sie gewöhnlich zu bestimmten Zeiten wieder kommen, und um so viel schlimmer und mörderischer werden, je länger sie aussen geblieben sind; daß manche Epidemien viel Aehnlichkeit mit einander in Betreff der Entstehungsart, der Zufälle und Ursachen, der mindern oder grössern Gefährlichkeit, haben, einige von Anfange bis ans Ende gutartig sind, andere anfänglich gelinde, in der Mitte heftig, und zuletzt wieder gelinder werden, die Kunst manchmal gar nichts aus-

auszurichten vermag. Daher lassen sich die vielfachen Vorschläge erklären, die man zu Ausrottung dieses häslichen Uebels gethan hat: Allein sie sind bis jetzt unerfüllbar geblieben, so wie die Hypothesen, worauf sie sich gründen, meistentheils unerweislich sind. Die Einimpfung scheinet noch immer den Vorzug zu behaupten, und kann dem Staate ersprieslich werden, wofern man auf der einen Seite allen Zwang vermeidet, und auf der andern denen bisher unterhaltenen Vorurtheilen entsagt, wenn die Aerzte, so viel möglich, unter den besten Umständen und in der gemäßigtern Jahrszeit ihr Amt verrichten und so gleich aufhören, als große Hitze oder die natürlichen Pocken eintretten. Dann wächst die Gefahr, und eine doppelte Ansteckung ist gemeiniglich zu besorgen. Doch nun zur Geschichte selbst.

Die Blatter-Krankheit, dieser abscheuliche Ausschlag an der Haut, ist nicht Europäischen, sondern höchst wahrscheinlich Afrikanischen Ursprungs. Denn in heissen Ländern werden diese und ähnliche Uebel gefunden, und das Klima scheint der Entwickelung des Blatterstoffes besonders günstig zu seyn, er mag nun sitzen, wo er wolle, einen oder keinen Keim haben. Gleichwohl fehlet es hier so wenig an Widersprüchen, als in der Geschichte der Lustseuche. Einige wollen sie schon bey den alten Griechen

(ſ. meine Morbor. Antiquit. S. 16. f.) finden; andere ſuchen ſie bey den Arabern, (Werlhof, de variol. et Anthrac. Hannov. 1735. und meine Diſſ. variolar. Antiquit. ab Arab. ſolis repetenda, Jen. 1773.) und führen, wie Hahn und Werlhof, darüber Fehde; noch andere, wie Sarcone, bringen die Araber wieder aus dem Beſitz, den ſie durch litterariſche Verjährung erhalten hatten, und eignen den Blattern ihren urſprünglichen Wohnſitz dem innerſten bis jetzt den Europäern unzugänglichen Afrika zu. Daß jede Parthie ihre Gründe anführet, iſt ohnedem zu erwarten. Wir wollen ſie kürzlich prüfen.

Die griechiſchen und lateiniſchen Aerzte wiſſen nicht, was Pocken ſind, noch weniger haben ſie dieſelben irgendwo beſchrieben. Denn auf den lächerlichen Einwurf, den mir einſt ein gewiſſer Gelehrter machte, ſie könnten in einer verlohrnen Schrift geſtanden haben, brauche ich nicht zu antworten. Die gute Meynung, die jeder Unverfangene von dem Beobachtungsgeiſte der Alten hat, widerlegt dieſen gutherzigen Glauben. Die Pocken herrſchen meiſtens epidemiſch, und gleichwohl findet man bey dem Altvater, Hippokrates, der die Volkskrankheiten ſo meiſterhaft geſchildert hat, auch nicht die geringſte Spur davon, kein Wort, das ſie charakteriſtiſch bezeichnete, (denn Ausſchlag,

Anthrax ꝛc. stehen da ohne die wesentlichen Merkmale) keinen Zufall, an dem man unsere Blattern erkennen könnte, keine entsprechende Heilart. Weder Galen, noch dessen treue Verehrer, liefern das Gemälde einer Pockenepidemie, und gleichwohl kann man sicherlich hoffen, sie würden ihre Beobachtungen und Erfahrungen, wofern sie dergleichen hatten, nicht verschwiegen haben. Sogar der Arzt, der den Rhazes, den ersten Pockenbeschreiber, übersetzen wollte, hatte kein schickliches Wort, dieselben zu bezeichnen, als das allgemeine, die Pest, folglich mußte die Krankheit selbst unbekannt seyn. Es ist doch eine wahre Schwachheit, einem ohnedem verdienten Manne mit Gewalt Vorzüge beylegen zu wollen, auf die er nicht Ansprüche macht, und ohne welche er immer groß ist, und groß bleiben wird. Die Griechen waren in der Mahlerey und Bildhauerkunst berühmt, und gleichwohl findet man Narben und ähnliche Ueberbleibsel im Gesichte nirgends ausgedruckt. Oribas, ein späterer griechischer Arzt, erwähnet die Narben vom Zittermaal, warum nicht auch die Pockennarben, wenn er die Krankheit kannte?

Unter den Arabern ward die Pockenkrankheit, wie Reiske aus National-Geschichtschreibern zeigt, nach dem Einfalle der Habessiner, (dies geschah im Jahr 572.) und Aufhebung des

Ho-

Homeritischen Reiches bekannt. Eben Doreid, (s. Reiske, Opusc. med. Hal. 1776. p. 8. f.) sagt ausdrücklich, daß noch nachher Pocken und Masern unter den Arabern ausgebrochen seyen. Seit der Zeit ist sie unter ihnen gemein, und, nach Art aller neuen Krankheiten, sehr heftig gewesen. Ihre Aerzte haben sie mehrmals gesehen und beschrieben. Unter diesen war Aaron der erste (§. 622.) und Rhazes der einzige auf uns gekommene besondere Schriftsteller. Man würde höchst ungerecht handeln, wenn man ihnen das Verdienst, ein treues und vollständiges Gemälde von den Pocken gegeben zu haben, absprechen wollte. Des Rhazes meisterhafte Beschreibung, worinnen der Kenner sogleich das Bild der Pocken und Masern wiederfindet, mag die Unglaubigen überzeugen. Durch sie, vielleicht auch andere Nationen, wurden die Europäer mit denselben bekannt, durch Umgang und Handel angesteckt, und so das einmal aufgefangene Pockengift von Geschlechten zu Geschlechtern, als ein Erbübel, fortgepflanzt. Da nun die Araber selbst gestehen, dies scheußliche Uebel sey erst zu einer gewissen Zeit unter ihnen bemerkt worden, so sind sie nicht, als die Geber, sondern nur als die Fortpflanzer und Verbreiter, anzusehen, und folglich muß irgendwo eine Nation vorhanden seyn, der dasselbe eigenthümlich zugehöret. Wo diese sich

auf-

aufhalte, wie die Ansteckung daselbst geholet und von wem, wie diese weiter verbreitet worden sey, das läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen.

Sarcone (von den Kinderpocken S. 285. f.) läugnet, daß die Araber, welche erst im neunten Jahrhunderte aus einer mittägigen Gegend zu uns hervor gedrungen sind, die einzigen Verpflanzer der Pocken gewesen wären, weil schon Marius von Avanches im Jahre 570. eine Krankheit, Variola, genannt habe. Allein der Herr von Haller hat bereits gezeigt, daß hier eine ganz andere Krankheit beschrieben werde, und der Name allein, ohne die übrigen charakteristischen Zeichen, nichts beweise. Sogar das erwähnte Stillschweigen der Schriftsteller von den Pocken bis ins neunte Jahrhundert macht seine Behauptung vom zweyfachen Ursprunge höchst zweifelhaft.

Wahrscheinlicher ist die Vermuthung, daß das Vaterland der Pocken Afrika sey, da sie in Guinea, auf der Goldküste, in Congo, und in den Maldivischen Inseln, die diesseits des Ganges im grossen Indianischen Meere unter der Linie liegen, von jeher gefunden worden sind. Es scheint, sagt er, der Vernunft am angemessensten, zu glauben, daß sich die Pocken im Innern desselben, und auf Küsten, welche andern Nationen weder beständig bekannt,

kannt, noch von ihnen öfters besucht worden, als eine den Eingebohrnen eigene Krankheit, erzeugt haben, und daß sie bey den Veränderungen die in neuern Zeiten daselbst vorgegangen, angefangen haben, sich über Nationen auszubreiten, die entweder ein unversehenes Schicksal, oder die Handelsucht, unter den Umständen, in solchen Jahrszeiten, und eben damals, in diese allemal zu vermeidende Gegend geführet hatte, als die Blattern selbst epidemisch herrschten.

Diesen Grundsätzen zufolge, mußten die Ausländer sich die Ansteckung zuziehen, oder die ansteckende Blatterelementerie mit den zurückgehenden Waaren, denen sie leicht anklebt, ins Vaterland mit zurück nehmen. Daher sucht er zu folgern, daß die Chinesen, von Alters her durch Handlung und Schiffahrt in die entlegensten Länder bekannt, die Pocken zuerst aus Afrika geholet, und durch Ansteckung in ihr eigen Vaterland, nach Japan, und zu allen übrigen mit ihnen in Handel stehenden Völkerschaften gebracht, die Indianer aber solche den Arabern, und in der Folge den Persern mitgetheilet haben.

Ich kann und mag seine Gründe, die er, nach Art aller Italienischen Alterthumsforscher, mit ermüdender Weitschweifigkeit vorbringt, nicht wiederholen. Hören lassen sie sich aller-

dings. Afrika ist gewiß die ergiebige Mutter dieser Kinderplage, und die Handelschaft das bequemste Mittel, das angefangene Pockengift durch unzählige Wege, und bey mancherley Völkern früher oder später zu verbreiten. Aber daran zweifle ich, daß diese Ehre den Sinesen und Indianern ausschliessungsweise gebühre. Denn nach den Schriften der Arabischen Aerzte zu schliessen, müssen die Araber die einzigen Urheber der Pocken in Europa seyn, theils durch den Handel, theils durch das Studium der Arzneykunde.

Das bey ihnen einmal eingewurzelte Pockengift mußte sich Handelnden und Studirenden mittheilen, und bekanntlich ist die Arzneykunde der mittlern Zeit entweder unmittelbar von Arabern, oder durch ihre Verehrer fortgepflanzt worden.

Auf die vorhergehende ernsthafte Artikel, wird sich diese schöne Erzehlung gewiß gut lesen lassen. A. d. S.

Das Schlittschuh-Laufen.

Die Meister des Schlittschuh-Laufens sind die Einwohner der Provinzen Holland, Friesland und Utrecht. Oft legt ein solcher Schlittschuh-

Lau-

Laufer in einer Stunde, deren 4 bis 5 zurück. Diese Leibes-Uebung die man mit Recht als eine der stärksten und heftigsten betrachtet, und welche die Engländer, wenn sie in Holland sind, allen anderen Winter-Vergnügungen vorziehen, wurde von den Holländern, wie Balduin behauptet, den Völkern des äussersten Nordens abgelernt, welche auf hölzernen Schlittschuhen, wie zum Beyspiel die Lappländer und Kamtschadalen, Samojeden, und die Einwohner von Canada, ihre Schneegefilde durchstreifen. Die Holländer, sonderlich die Einwohner von Waterland, Delfland, Rhynland, und die Schiffer von Korwyck, zeichnen sich durch die Leichtigkeit und Grazie aus, womit sie ihren Körper nach der Seite neigen, wo sie ihr à plomb machen. Es giebt welche, die mit jedem Stoß oder Schub, einen Theil eines Zirckels von 3 oder 4 Toisen beschreiben; andre ritzen, mit dem Ende des Schlittschuhs, verschlungene Namen, und artige Zeichnungen, ins Eiß. Die Friesen sind keine Liebhaber von solchen Künsteleyen; sie begnügen sich gerade auszufahren, auch sind sie sehr fest auf dem Eise, und legen in einer bestimmten Zeit, den meißten Weg zurück. Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts, waren selbst die vornehmsten Holländischen Damen sehr geschickte Schlittschuh-Lauferinnen. Das Eiß war mit Personen von beyderley Geschlecht

bedeckt. Man sah oft eine Dame vom ersten Range die unter Wasser gesetzten und mit dicker Eißkruste bedeckten Wiesen, in der Mitte von zwey Bauern durchlaufen, oder einen jungen Herrn von Stande, einer Bäuerin den Arm geben. Es war eine gar vorzügliche Gunstbezeugung, wenn man einer Dame die Schlittschuhe anschnallen durfte, und sie belohnte diese Mühe auf der Stelle durch einen Kuß. Allein diese Familiarität hat aufgehört, und der Holländische Adel hat angefangen, dieser alten Sitte untreu zu werden. Doch giebt es noch immer viele Damen, welche dieses Vergnügen lieben; auch alle Bäuerinnen und Bewohnerinnen des Landes fahren auf Schlittschuhen. Man sieht oft dreyßig Personen hintereinander, nemlich funfzehn junge Pursche, jeder mit seinem Mädchen, die sich bey der Hand halten. Die erfahrensten und geschicktesten sind an der Spitze, oder beschliessen den Zug, die schwächeren nimmt man in der Mitte. So werden die Unerfahrnen von den andern mitfortgezogen, und die regelmäßige Bewegung dieser langen Reihe, giebt einen eignen, und angenehmen Blick. Dieser Trupp hält nicht eher, als an dem bestimmten Ort stille. Der Anführer beschreibt alsdenn einen halben Krayß, alle folgende thun ein Gleiches. Läßt einer die Hand seines Nachbars fahren, so verliert er gewöhnlich

lich das Gleichgewicht, und verwickelt alle die übrigen in seinen Fall. Um Kindern und Frauenzimmern, an den Annehmlichkeiten der Eißfahrt Theil nehmen zu lassen, hat man kleine Schlitten erdacht, die auf langen eisernen, vorn gebogenen Stäben, statt der Kufen stehn. Der Mann oder Liebling, steht auf Schlittschuhen, hinter diesen Schlitten, die gewöhnlich für ein oder zwey Personen Platz haben, und schiebt sie, schnell, vor sich her. Man hat auch Kähne 10, 15 Fuß lang, die Maste und große Seegel führen, und gleichfalls auf grossen Schlittschuhen ruhn. Die Geschwindigkeit dieser Schlittschuhkähne, wenn der Wind in ihre aufgespannten Seegel stößt, übertrift alle Vorstellungen; sie scheinen über das Eiß zu fliegen; in weniger als einer Viertelstunde legt man eine Meile zurück, und oft eine Viertelstunde in 2 Minuten. Allein die Fahrt in diesen Kähnen ist gefährlich, und verursacht durch die zu große Schnelligkeit, welche den Athem benimmt, oft gefährliche Krankheiten und Zufälle.

Dem größten Theil von Lesern dieser Kal. Les. wird diese Nachricht ganz neu seyn, und sie deswegen hoffentlich angenehm unterhalten. A. d. S.

Schneehandel am Etna.

Auf dem Berge Finocchio genannt, der zwar sehr ansehnlich, aber doch nichts weiter als ein Fortsatz des Etna ist, hat das Wasser eine Grotte gegraben, indem es durch die Lava sickerte, und die Puzzelana, die dieser Lava zur Schicht diente, wegwusch. Der Besitzer des Kantons fand, daß dieser Ort sich vortreflich zu einem Schnee-Magazine schicke, denn man bedient sich in Sicilien, Neapel, und hauptsächlich zu Maltha, in Ermangelung des Eises, des Schnees, um den Wein, Sorbet, und alle Liquers zu kühlen, und sonderlich um Gefrornes zu machen, was in allen heissen Ländern so häufig genossen wird. Diese Grotte wurde an den Malteser-Orden verkauft oder vermiethet, der, weil er auf den brennenden Felsen seiner Insel, weder Eiß noch Schnee antraf, auf dem Etna verschiedene Höhlen miethete, wo eigene, von ihm dazu besoldete Leute, den Schnee sammlen und aufbewahren, und von Zeit zu Zeit nach Maltha schicken mußten. Diese Grotte ist ebenfalls auf Kosten des Ordens dazu eingerichtet. Man hat Treppen angelegt, und 2 Arten von Brunnen gegraben, wodurch die Grotte Licht bekommt, wenn man den Schnee hinunter schüttet. Ueber der Grotte ist eine große Strecke eben gemacht, und mit Mauren umgeben, damit

mit die Winde die auf dieser Höhe sehr stark wehen, wenn sie den Schnee von den höher-liegenden Felsen wegführen, ihn in diesem Bezirk zusammenhäufen, wo er durch die Mauren aufgehalten wird. Man wirft ihn alsdenn durch die obgedachten Oefnungen in die Grotte, wo er sich recht gut erhält, ohne daß die Sonnenhitze ihn zum schmelzen bringen kann, weil die Dicke des Lava-Gewölbes ihn genugsam schützt. Wenn die Zeit der Versendung herannahet, so thut man den Schnee in große Säcke, wo man ihn mit Gewalt hineinstampft, und den Schnee vorher fest zusammen knetet; dieses Zusammenpressen giebt ihm eine Consistenz und macht ihn sehr schwer. Dann werden diese Säcke auf Menschen-Schultern aus der Grotte getragen, auf Maulthiere geladen, und so an das Ufer gebracht, wo kleine Schiffe zu ihrer weitern Fortschaffung bereit liegen. Ehe man diese Schnee-Massen in die Säcke steckt, umwickelt man sie mit recht frischem Laub, damit dieses Laub sich während des Transports ans Seegestade, vor der Sonnenwärme schütze. Diese Schnee-Blocke sind so fest zusammen gedruckt, und ihr Schnee so rein, daß man sie für das schönste, durchsichtige Crystall halten sollte. Man treibt in Sicilien einen sehr wichtigen Schneehandel, der viele tausende von Menschen, Mauleseln und Pferden beschäftigt.

Man legt auf den Gipfeln der höchsten Berge Magazine von Schnee an, von da man ihn in die Städte, Flecken, Dörfer und in alle Häuser verhausirt, denn Niemand entbehret desselben, weil man die Erfrischung des Getränkes in diesem heissen Klima für höchst nothwendig zur Gesundheit hält. Man fürchtet in diesen Ländern Mangel am Schnee, eben so sehr, als Mangel an Korn, Wein, Oel, ꝛc. oder andern Lebensbedürfnissen. Als Herr Hauel 1777. zu Syracus sich befand, gebrach es an Schnee. Man erfuhr, daß ein kleines, damit befrachtetes Schiff in der Nähe vorbey segele; man machte sogleich, ohne Anstand, Jagd, darauf, und verlangte seine Ladung von ihm: auf die Weigerung des Schiffvolks, griff man es an, und eroberte es, wobey aber viele Syracusaner in dem Gefechte ihr Leben einbüßten.

Mit der größten Wißbegierde hatten sich viele Gesellschaften von Naturforschern und Bewundern des gestirnten Himmels auf die beschriebene Sonnenfinsternis zubereitet, und sich darauf gefreuet. Der Himmel war aber, in unsern Gegenden, so mit regnerischen Wolken bedeckt, daß uns diese Naturerscheinung unzubeobachtend bliebe. Damit man doch nur etwas von dieser Begebenheit genießeu möge, deswegen habe ich

diese

diese Beschreibung, samt angehängten Zeichnung, einrücken lassen. Leyder herrschte auch an jenem Sonnenfinsternistag, ein solcher finsterer Aberglaube, daß das Vieh an manchen Orten nicht zur Weide getrieben wurde ꝛc. ꝛc. Wie schwehr hälts, den alten eingewurzelten Aberglauben ganz zu verscheuchen! Doch wie ist dieses vom gemeinen Publikum zu verlangen, da noch manche Männer, in wichtigen Schriften, voll Amtseifer behaupten, die Erde stehe still, und die Sonne gallopire in einem Schraubengang um dieselbe herum! O Alterthumssucht! o steiffe Bibelerklärung! A. d. S.

Vorstellung der Sonnenfinsternis, den 4ten Junii 1788.

Es ist bekannt, daß die Erdkugel in einer Zeit von 365 Tagen in einer Entfernung von etwa zwanzig Millionen Meilen einmal um die Sonne herum läuft, während dem sie sich jedesmal innerhalb 24 Stunden um ihre Achse dreht, und überall auf ihrer Oberfläche den Tag und die Nacht hervorbringt. — Um diese Erde herum läuft in einem Abstande von etwa fünfzigtausend Meilen, in einer Zeit von 29 Tagen 12 Stunden der Mond, ihr unzertrennlicher Begleiter, der uns während seiner Umlaufzeit in verschie-

denen Gestalten sich darstellt. — Gehet der Mond zwischen der Erde und Sonne dahin, so daß er uns seine dunkle Seite zukehrt, so sehen wir den Mond gar nicht, weil er am Tage mit der Sonne dahin geht. Steht er aber der Sonne gegenüber, so, daß zwischen ihm und der Sonne die Erde zu stehen kömmt: so zeigt er uns seine ganz erleuchtete Seite, und nun haben wir Vollmond, da wir hingegen im ersten Falle Neumond haben.

Es geschieht bisweilen, daß der Mond zur Zeit des Neulichts in gerader Linie zwischen uns und der Sonne steht; und weil er ein dunkler Körper ist, der die Sonnenstralen nicht durchläßt, so wirft er hinter sich einen Schatten zurück, der in diesem Fall auf die Erde fällt, und jenen Gegenden, wohin er sich erstreckt, den Anblick der Sonne entzieht. — Der Körper des Monds ist beträchtlich kleiner, als unser Erdball; folglich kann der kleine Mondschatten die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte der Erdkugel nicht bedecken. Daher kommt es denn nun, daß man eine Sonnenfinsternis nicht überall gleich groß sieht. — Wenn, zum Beyspiel, für die Beobachter in Wien die Sonne am südlichen Theil verdunkelt erscheint, so ist die Verfinsterung immer kleiner, je weiter man nordwärts kommt; grösser aber, je südlicher der Standpunkt liegt, auf dem man sie beobachtet.

Daß nicht allemal Finsternisse vorfallen, wenn im Neulichte des Monds, der Mond zwischen der Sonne und Erde, oder im Vollichte des Mondes, die Erde zwischen der Sonne und dem Mond ist, kommt daher, weil diese drey Körper dabey nur selten genau in einer Linie zu stehen kommen, und daß folglich der Körper, welcher eine Finsternis verursachen könnte, seinen Schatten etwas seitwärts bey dem vorbey wirft, der dadurch bedeckt werden sollte.

Indessen giebts viele Völker, die den Grund der Finsternisse, wegen der Art, wie sie sich dabey benehmen, noch lange nicht errathen werden. In ganz Ostindien glaubt man bey einer Sonn- und Mondsfinsternis, ein gewisser böser Geist, mit rabenschwarzen Klauen, strecke selbige über diese Himmelskörper aus, und wolle sich ihrer bemächtigen: dann sind alle Flüsse mit Köpfen von Indiern bedeckt, welche bis an den Hals im Wasser stehen, um durch diese bey ihnen höchst andächtige Stellung die Sonne und den Mond, wie sie glauben, in den Stand zu setzen, sich gegen diesen bösen Geist zu vertheidigen.

In Amerika hatte man sich überredet, Sonn und Mond wären bey ihren Verfinsterungen erzürnt, und Gott weiß, was man nicht für Mittel angewendet, sich wieder mit ihnen auszusöhnen. — Und haben nicht selbst die tiefgrübelnden Griechen lange Zeit geglaubt, der Mond sey

alsdann bezaubert, und die Zauberer zögen ihn vom Himmel herab, um die Kräuter mit einem gewissen schädlichen Schauer zu vergiften.

Die merkwürdigste Sonnenfinsternis in neuern Zeiten, ist jene vom 12ten May 1706, bey welcher der Mondschatten mitten über Europa lief. Auch damals war die Verblendung in den aufgeklärtesten Theilen Deutschlands noch groß. Man redete von lauter giftigen Nebeln, die bey der Finsternis auf die Erde fallen sollten. Daher trieb man das Vieh sorgfältig in die Ställe, man deckte die Brunnen zu, und sperrte sich wohl selbst in entlegenen Kammern ein. — Indessen beobachteten die Sternkundigen diese merkwürdige Himmelsbegebenheit mit innigem Vergnügen. Sie fanden bey der gänzlichen Verfinsterung mitten am Tage die Dunkelheit, welche weder der Nacht, noch der Dämmerung gleich, sondern von besondrer Art war, und fast 5 Minuten dauerte, so groß, daß man weder lesen noch arbeiten konnte, und kaum erkannte man sich einander noch. — Als der Mond mitten vor der Sonne war, zeigte sich um denselben ein lichter, schwachglänzender Ring, den einige für den Dunstkreis des Mondes hielten. Die Nachtvögel kamen aus ihren Klüften, und die, so des Tages fliegen, versteckten sich. Man sahe neben der Sonne den Merkur, die Venus, den Saturn, den Jupiter und viele Fixsterne von allen

Sei-

Seiten. Als der kleinste Theil der Sonne hinter dem Monde wieder hervor kam, war es wie ein plötzlicher und heller Blitz anzusehen.

Die Sonnenfinsternis, welche den 4ten Junii dieses Jahrs zu sehen war, beträgt bey der größten Verfinsterung 6 Zoll und 42 Minuten. Man pflegt nemlich die Grösse der Sonnenfinsternis in Theilen auszudrücken, deren der Durchmesser der Sonne 12 hat: und jeder solcher Theil wird ein Zoll genannt. Man zieht, um mich verständlicher zu machen, durch den Mittelpunkt der Sonne eine gerade Linie, theilt dieselbe in 12 gleiche Theile, und nennt jeden dieser Theile einen Zoll. Jeder Zoll wird wiederum in 60 gleiche Theile getheilt, die man Minuten zu nennen pflegt. Nach dieser Eintheilung heißt eine Sonnenfinsternis von 3 Zollen jene, wenn der 4te Theil der Sonne vom Monde verdunkelt wird; von 6 Zollen jene, wenn der Rand des Mondes den Mittelpunkt der Sonne berührt. Bey jener Sonnenfinsternis, von der wir reden, und die auf der Kupferplatte bey Fig. 8. vorgestellet ist, wird der Mond über den Mittelpunkt der Sonnenscheibe noch hinaus gehen, und von den 60 gleichen Theilen des siebenden Zolls 42 bedecken, so, daß man eine Abnahme des Sonnenlichts bemerken dürfte.

Eine Sonnenfinsternis wird nicht überall zu gleicher Zeit gesehen. — Ich habe schon gesagt,

daß

daß der kleinere Mond die ungleich größere Erde, nicht überall mit seinem Schatten berühren kann; da er nun von Abend gegen Morgen um die Erde, seine Gebieterin, herumläuft, folglich den abendlichen Rand der Sonne immer zuerst berührt, so wird die Verfinsterung in den westwärts liegenden Gegenden früher gesehen, als in den östlichen. Hier in Wien wird die Verfinsterung um 8 Uhr 24 Minuten Vormittags ihren Anfang nehmen, und um 10 Uhr 33 Minuten aufhören. Sie wird demnach in Paris schon gesehen, wenn wir noch nichts davon entdecken können; in Constantinopel hingegen wird sie noch sichtbar seyn, wenn sie bey uns bereits schon aufgehöret hat.

Die Anzahl der Finsternisse kann in einem Jahr aufs höchste bis sieben gehen: und dann treffen selbige im Jenner, July und December ein. Jährlich müssen sich wenigstens 2 Sonnenfinsternisse einstellen. Nach einem Zeitraum von 19 Jahren, kommen die Sonnenfinsternisse in gleicher Ordnung wieder.

Wer in Ermangelung astronomischer Werkzeuge eine Sonnenfinsternis den Augen unbeschadet betrachten will, der nimmt ein reines Glas, hält dasselbe über eine brennende Lampe bis es schwarz überzogen ist, und betrachtet dadurch die Sonne. Um sich nicht zu beschmutzen, muß man nicht die schwarze Seite des

Gla-

Glases ans Auge bringen: besser ists, man wählt 2 gleiche Gläßer, legt sie übereinander, und befestigt sie mit Siegellack, oder auf eine andre Art zusammen, damit die geschwärzte Seite nicht in die Mitte komme, und beyde äussern Seiten rein bleiben. Ein auf die Art schwarz gemachtes Glas, kann man auch wohl bey dem Gebrauch großer Sehröhre anwenden, denn ausser diesem ist der Sonnenglanz zu unerträglich fürs Auge, als daß man das Gesicht nicht beschädigen sollte.

Die folgende Abhandlung bedarf gar keiner Lobeserhebung: sondern nur einer öftern Beherzigung, und getreuen Befolgung. Glücklich wollte ich mich schätzen, wenn ich nur Manche meiner Leser dazu ermuntern könnte; sie würden gewiß die kleine Ausgabe für dieses Bändchen mit Freuden gemacht haben, und den Herrn Verfasser der Abhandlung selbst segnen! A. d. S.

Von der Sorge für seine Gesundheit durch Diät, nebst einem Beweis, daß Jedermann sein eigener Arzt seyn sollte und könnte.

Dr. Coock, der Verfasser einer kleinen Abhandlung, unter der Aufschrift: Küchenarzney,

be=

behauptet, daß man ihm schwerlich irgend eine Krankheit werde nennen können, die er nicht durch eine schickliche Diät, oder Speißordnung, zum kuriren im Stande seyn sollte. Und in dem nemlichen Buche finden wir, daß seine Meynung diese ist; daß alle zarte kränkliche Personen, und alle alte abgelebte Leute, oft essen sollten, aber nur wenig auf einmal; weil schwache und abgezehrte Körper, nur nach und nach wieder hergestellet werden müssen, und zwar mehr durch befeuchtende und flüßige Nahrungsmittel, als durch feste, weil eine befeuchtende und flüßige Diät am geschwindesten nährt, und am leichtesten zu verdauen ist.

Diejenigen, spricht er, die viel essen, und doch wenig Kräfte durchs Essen erlangen, beweisen dadurch, daß sie sich einer allzuvollen Diät bedienet haben; und je mehr man in solche Körper hineinstopft, desto weniger nehmen sie zu, sondern werden vielmehr von Tag zu Tag schlimmer; weil man durch die viele Nahrung nur die bösen Säfte vermehrt, womit der Körper bereits ausgefüllet wird; die man vielmehr durch gelindes Abführen und eine sparsame, mäßige, Diät zu vermindern suchen sollte.

Eine sparsame, mäßige Diät aber beschreibt er auf folgende Art: Man soll niemals auf einmal so viel essen, bis der Appetit gänzlich befriedigt ist, und niemals eher essen, als bis

man

man ein Verlangen nach irgend einem ganz gemeinen und gewöhnlichen Nahrungsmittel hat, oder daß einem ein Stück Brod recht gut schmeckt. Und er giebt den Rath, daß man sich beständig an eine einfache Diät gewöhnen und halten solle. Denn diejenigen, spricht er, geniessen die beßte Gesundheit und leben am längsten, die die Niedlichkeit und Mannichfaltigkeit in Speisen und Getränken vermeiden, die blos zur Schwelgerey verführen, und dadurch unsern Untergang befördern.

Dr. Pratt giebt den Rath, zu Abends sparsamlich und mäßig zu essen. Denn wenn man zu Abends mäßig speiset, spricht er, befindet man sich am beßten dabey, weil man aus Erfahrung weiß, daß eine sehr grosse Menge Menschen den größten Nutzen von einem sehr leichten Abendessen gehabt haben. Denn wenn der Magen nicht überladen ist, so ist der Schlaf weit angenehmer; und durch mäßige Abendmahlzeiten wird die Erzeugung solcher Säfte verhindert, die Schnupfen und Flüsse, Gliederreissen, Gicht, Wassersuchten, Schwindel, verursachen; auch die Mundfäule vom Scorbut wird verhütet. Ueberdies bleibt man bey leichten Abendmahlzeiten von Krankheit frey, und von den nüchtern Ueblichkeiten; auch wird eine völlige Verdauung befördert, wodurch Verstopfungen abgewendet werden.

Ein anderer Schriftsteller sagt: Es ist mehr als zu wohl bekannt, daß viele Unpäßlichkeiten durch Fasten, oder sehr sparsame Diät, kuriret werden. Denn wenn der Magen nicht mehr bekömmt, als was er gut verdauen kann; so wird der auf solche Art zubereitete Milchsaft in die Milchgefäße, und von da ins Blut gebracht, wodurch die mit gut zubereitetem Nahrungssafte reichlich versehne Natur das verdorbene Blut von seiner Verderbniß und Schädlichkeit beyzeiten befreyet, indem sie selbige vermittelst der Schweißlöcher der Haut, durch die Ausdünstung ausstösset, und sich selbst mit reinern Säften versiehet. Und auf solche Art kommt sie der Auszehrung, dem Scorbut, und andern langwierigen Krankheiten zuvor.

Damit gesunde Leute Krankheiten vorbeugen möchten, ist der Rath ertheilet worden: daß man nicht eher wieder Speise zu sich nehmen soll, als bis das vorher genossene aus dem Magen rein und völlig wieder fortgeschaft worden ist; welches nicht eher geschehen kann, als bis der Appetit des Hungers wieder von neuem etwas verlangt. So lange man dieses beständig bemerket und beobachtet, so lange wird auch die Nahrung in guten Milchsaft verwandelt, und aus dem guten Chylus, welches eben eine milchigte Substanz ist, ein gutes Blut erzeuget, und aus einem guten Blute kommen starke lebhafte Geister;

her; woraus eine gute und gesunde Leibesbeschaffenheit nothwendig erfolgen muß. Wenn im Gegentheil eine allzu grosse Menge Nahrungsmittel blos zum Vergnügen und zur Wollust genossen werden, die der Magen nicht wohl verdauen kann; so bleibt der Chylus, oder Milchsaft, roh und unausgearbeitet; wodurch das Blut unrein, und der ganze Körper ungesund gemacht, und in Unordnung gebracht wird.

Andere sagen: daß Enthaltsamkeit und Mässigkeit von den meisten Krankheiten befreyen, nemlich: von Schnupfen und Flüssen, Husten, Heiserkeit, Schwindel, Kopf- und Magenschmerzen, plötzlichen Tod, Schlafsucht, Gicht, und Hüftweh, weil von allen diesen eine schlechte Verdauung die Ursache ist. Auch kann man dadurch die Milzsucht, Stein und Gries, und trockene Krätze verhüten. Der Körper wird dadurch stark und behende, die fünf Sinne werden in einem guten Zustande erhalten, nebst dem Gedächtnisse, der Witz wird belebt, und alle verderbliche Wollust im Menschen erstickt.

Zwo Mahlzeiten des Tages ist genug für alle Personen, die über 50 Jahre alt sind, und für alle schwache Leute. Denn die Unterlassung der Abendmahlzeit trägt allezeit viel zur Gesundheit schwacher und betagter Leute bey. Denn so bald man keine Abendmahlzeit zu sich nimmt, so befreyet sich der Magen selbst von allen zähen

schleimigten Säften, womit er auf seiner inwendigen Seite überkleistert ist, und hierdurch wird der Appetit erneuert, und die Verdauung stärker und wirksamer gemacht. Ferner, alle diejenigen, die mit Nachtschweißen beschweret sind, mit irgend einem üblen Geschmack im Munde, mit Aufstossen, und mit unruhigen Träumen, müssen die Abendmahlzeiten vermeiden. Denn im Schlafe werden die Magenfasern erschlafft, und sind nicht im Stande, sich so stark zusammenzuziehen, als wachend, um in die Nahrungsmittel zu wirken, und durchs Aneinanderreiben selbige in einen Brey zu verwandeln, der geschickt ist, weiter in die andern Eingeweide, die man die Gedärme nennt, überzugehen, aus welchen die Nahrung in alle Theile vertheilet wird.

Dr. Curtis hat angemerkt, daß, obschon diejenigen, die sich einer sparsamen Diät bedienen, anhaltende Arbeit nicht wohl vertragen können; dem ungeachtet solche Leute, wenn ihre Arbeit ihren Kräften angemessen ist, länger leben, als andere, die von starker Leibesbeschaffenheit sind, und glauben, daß vieles Essen stark mache; besonders wenn diese, bey ihrer Stärke keine verhältnißmäßige Arbeit haben, um das Ueberflüßige, das durchs viele Essen entsteht, auszuarbeiten und zu verzehren. Das ist der Fall mit Leuten von Stande und grossem Vermögen,

die,

die, je länger sie es genießen, und mit selbigen Gutes thun, desto mäßiger sie leben.

Diese Mäßigkeit bestehet darinnen, daß man sich nicht von der gewöhnlichen Tischzeit zum Essen einladen lasse, ausser wenn der Appetit zugleich mit dieser Zeit übereinstimmt. Man muß nicht den Begierden eines verdorbenen Appetits folgen, wie diejenigen thun, die nur essen, um ihre Lüste und Begierden, aber nicht die Bedürfnisse der Natur zu befriedigen. Und wenn man ißt, muß man nicht glauben, daß je mehr und reichlicher man esse, desto mehr man gestärket werde; denn das wird nicht so befunden. Wenig, aber das wenige wohl verdaut, macht den Körper stärker, als wenn man sich unmäßig überfüllt, wovon das meiste in einen verdorbenen Saft übergeht und ausgeworfen werden muß, oder es müssen Krankheiten daraus entstehen.

Die Gelehrten sind der Meynung, daß die frühzeitige Krankheit der Kinder, die englische Krankheit genannt, von dem Fehler ihrer Mütter herrühre, die sie von ihrer Wiegen an zu Vielfraßen machen, und sie mit Nahrung vollpropfen, bis ihnen dafür eckelt, aus dem Irrthume, daß dieses der Weg sey, sie groß und stark zu machen. Diese Uebermaaß und Ausschweifung ist nicht allein die Ursache von dieser Krankheit, sondern auch bey vielen des frühzeitigen Todes; und bey andern legt sie den Grund zu Krankheiten, wo-

mit sie nachgehends in reifern Jahren beschweret werden. Und so, wie sie sie mit Speise und Nahrung vollpropfen, eben so bilden sie sich vergeblicher Weise ein, ihnen mit starkem Getränke eine Güte zu thun, ausser welchem nichts der Gesundheit der Kinder nachtheiliger seyn kann, als die wenig auf einmal, aber oft, essen, und ein kühlendes Getränke bekommen sollten. So wie es auch alsdann gehalten werden sollte, wenn sie von neuem wieder Kinder werden, im hohen Alter, das heißt, in einem hülflosen Zustande, dem man so viel es möglich vorbauen sollte, durch eine kühlende, befeuchtende Diät, statt der hitzigen und austrocknenden, und die dem welkenden, eindorrenden Zustande ihrer zwoten Kindheit entgegengesetzt wären. Denn alsdann ist die Hitze und Austrocknung die meiste Ursache ihres Elendes, und die Vernichtung der Substanz, die die Theile mit Feuchtigkeit ausfüllt, und den Körper dick erhält.

Dr. Pitt, der ehedem Arzt im St. Bartholomäus-Hospital war, hielt dafür, daß Fasten, Ruhe und Wassertrinken die meisten Krankheiten kuriren würde; und es scheint, daß seine Behauptung starken Grund habe. Denn durchs Fasten bekommt der Magen Zeit, sich selbst von der Ursache der Krankheiten zu entledigen; da die Ursache aller Krankheiten bloß in diesem Eingeweide entsteht. Zur Reinigung desselben

trägt

trägt häufiges Wassertrinken ungemein viel bey, welches zugleich die Wirkung des Magens in Thätigkeit erhält, indem man ihn damit anfüllt, wenn er leer ist, zu welcher Zeit man Ruhe nöthig hat, weil alsdenn der Körper nicht so zu Geschäften aufgelegt ist: wiewohl das bloße Wassertrinken, da das Wasser zum Wachsthum und zur Erhaltung aller Pflanzengewächse hinlängliche Nahrung hergiebt, den Mangel der Nahrungsmittel gewissermassen ersetzet, wie das Beyspiel zwoer Personen, die eine lange Zeit durch nichts anders erhalten worden sind, bewiesen hat. Kurz, die beßte Art und Weise, wie sich eine kranke Person wieder erholen kann, ist: daß sie nicht eher Nahrungsmittel zu sich nimmt, als bis sie Appetit dazu hat; nach dem Ausspruche: "Eine sparsame, magere Diät, ist vermögend "die meisten Krankheiten zu heilen; wenn man "sich nur derselben eine gehörige Zeitlang unter- "werfen kann." — Und das Fasten und Enthalten von Speisen kann als ein Arzneymittel für viele Krankheiten lange genug fortgesetzt werden durch Beyhülfe des gemeinen Wassers; durch dessen warmen Genuß, und zwar in gehöriger Menge, ohne gänzliche Fasten zwo Personen, wie ich gewiß davon überzeugt bin, von der Auszehrung, durch welche sie schon ausserordentlich geschwächt und herunter gekommen waren, wieder hergestellet worden sind, und zwar in

einer Zeit von ungefähr 6 Wochen. So wie ein anderer sich wieder erholte durchs Milch- und Molkentrinken, zu gleichen Theilen, blut- oder lauwarm gemacht, ohne dabey eine andere Diät zu beobachten; welches für weit wirksamer, als die Eselsmilch gehalten wird.

Ausser einer magern Diät aber ist auch eine kühle trockene Luft sehr dienlich, die Gesundheit des Menschen zu erlangen; denn sie vermischt sich mit dem Blute, und ohne selbige kann die Bewegung des Blutes und der Lebensgeister niemals gesund erhalten werden, wie aus Taucher-gefässen erhellet, in welchen die Menschen nicht leben können, wenn die Luft in selbigen durch ihren eignen Körper und Athem erhitzt und ausgedehnt worden ist. Dieses beweiset auch ein Versuch des Dr. Crones, der ein junges Huhn erdämpfte und erstickte, bis es ganz tod zu seyn schien; und das dem ungeachtet durchs Einblasen frischer Luft in der Lungen, vermittelst eines kleinen Blasebalgs, wieder zum Leben gebracht wurde.

Hieraus ist augenscheinlich klar, daß die gemeine und gewöhnliche Art und Weise, kranke Personen zu behandeln, sehr nachtheilig und so weit von Wiederaufhelfung derselben entfernt ist, daß sie vielmehr zureichend ist, eine gesunde Person krank zu machen. Denn gesetzt, man sperrte eine Person, die nicht krank ist, 3 bis

4 Wochen in eine Stube ein, die wie ein Ofen hitzte, und heiß wäre, und hielte sie noch dazu im Bette, mit zugezogenen Vorhängen, und genau zugemachten Fenstern, und mit eckelhaften Arzneygerüchen und Dämpfen ausgeräuchert, welches wohl einen frischen muntern Menschen beym ersten Eintritte in selbige krank machen möchte; kann man sich wohl vorstellen, daß dieses der Weg seyn sollte, einen wirklich Kranken, der zur Nahrung und Erquickung seines Blutes frische Luft nöthig hat, wieder herzustellen; da eine frische heitere Luft das vornehmste Mittel ist, den Körper zu stärken, einen guten Appetit und gute Verdauung zu befördern, und die Lebensgeister munter und lebhaft zu machen. Dieser Vortheil sollte allen, ausgenommen Kindbetterinnen, und solchen, die mit Kinderpocken behaft sind, zugelassen und verstattet werden; denn die frische Luft kann sonst keinen andern Patienten, deren Körper, es sey im Bette, oder beym Aufseyn, warm bedeckt, oder bekleidet sind, nachtheilig oder schädlich seyn.

Jedermann sollte sein eigner Arzt seyn. Zu den paradoxen Wahrheiten, die man in unsern Zeitaltern gesagt, und die, so sehr sie auch den alten Vorurtheilen und Gebräuchen entgegen sind, dennoch von freyen Köpfen als ausgemacht anerkannt worden, gehöret der Ge-

danke eines beliebten Schriftstellers: daß privilegirte Methoden mehr Schaden gethan haben, als alle Pfuscher zusammen genommen, und das neapolitanische Gesetz: „Jeder Arzt, der krank wird, soll andere Aerzte zu Rathe ziehen, und sich nicht selber heilen, der gesunden Vernunft zuwider sey, ja einem jeden, der noch einigen Werth auf die ihm gelassene bürgerliche Freyheit legt, abscheulich dünken müsse. In der That ist dieses Verboth ausserordentlich hart."

Vielmehr sollte jeder Mensch von gewissem Alter sein eigner Arzt seyn können, und seyn. Es wäre nützlich, und fast möchte man sagen, auch nothwendig. Wer kennt nicht die Unvollkommenheit der ausübenden Arzneykunst? Sey sie immerhin in gewissen Umständen eine wirklich und wahrhaft gewisse, zuverläßige Kunst, so lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß der allergeschickteste Arzt, und eine ganze Gesellschaft einsichtsvoller Aerzte so manche Krankheiten nicht heilen, wenigstens nicht immer, nicht unter allen Umständen, nicht an allen Kranken heilen könne. Unsere wissenschaftliche Kraft ist mit ihrer Wirksamkeit in gewissen Gränzen eingeschlossen; auch die Arzneymittel wirken nur in gewissen Schranken, ausserhalb welchen man von ihnen nichts zu erwarten hat. Verlangt man Beyspiele, hier sind sie: Ich

will

will gar nicht von der Pest, von der Wasser-
scheu reden. Ich nehme leichtere Kranke. Was
richtet der Arzt, gegen Erbkrankheiten, gegen
Uebel, die zu unserer Natur geworden, gegen
die vielfachen Nervenzufälle, gegen Gicht, Milz-
sucht, Jammer und Hysterie aus, wenn sie
eingewurzelt sind? Verschiedene andere lang-
wierige Krankheiten führen mehrentheils unab-
änderlich den Tod mit sich. Wie selten ent-
rinnt der Kranke in der Wassersucht, von schad-
haften Eingeweiden, in Vereiterungen edler
Eingeweide und den davon entstandenen Ab-
zehrungen, in hohen Graden des Scharbocks,
der Lustseuche, der Bleichsucht, dem Tode?
Krankheiten, die so gemein sind, an denen aber
der Arzt seine Schande kuriret. Und nun gar
die hitzigen Krankheiten, die Entzündungsfieber
und so fort. Ist hier nicht die Natur allein
der beste Arzt. Steht es mit der gut, sind
Kräfte da, so ist die Genesung fast so gut als
gewiß. Wenn aber die Quelle aller Bewegun-
gen unsers thierischen Körpers, die Lebenskraft
gebricht, die Mischung der Säfte von Grund
aus verderbt ist; so richtet leider auch die sinn-
reichste und geschickteste Bemühung nichts aus.
Der thörichte Haufe von Kranken, verlangt
nur gar zu oft von den Aerzten, was über
menschliche Kräfte geht. Und nun sie das nicht
leisten können, leisten sie, wie er sich einbildet,

gar

gar nichts. Was folgt daraus? Nicht daß in verwickelten, jedermann sich selbst für den Klügsten halten soll, zu einer Zeit, wo er oft seiner Entschliessungen nicht Herr ist; sondern daß sich jedermann bestreben sollte, daß er nicht in einen solchen Zustand gerathe, der aller Menschen Hülfe spottet, und trotz der Kunst, und trotz allem malgré der Pariser Fakultät, die Oberhand über die verschleuderte Lebenskraft gewinnt. Allerdings können wir uns erhalten und vor schweren Anfällen verwahren. Was ist leichter: einen bereits erworbenen Schatz erhalten? oder den Schatz, wenn er uns geraubt wird, erst wieder erwerben? Jeder Vernünftige sollte es doch wohl mit dem Verwahren halten — aber was thut man mit seiner Gesundheit? Ist sie minder ein Schatz, als einige Hände voll Gold, das sich nicht nützen läßt, wenn Gesundheit dem Genusse nicht Wohlgeschmack giebt. Zuförderst also schon darum sollte jeder sein eigner Arzt seyn.

Langes Leben ist eine Verheissung, welche die heilige Schrift der Ausübung einer moralischen Pflicht ertheilt; allein, wer alle die physischen Pflichten, die er seinem gebrechlichen und um so mehr zu Forderungen berechtigten Leibe schuldig ist, erfüllt, der wird auch sicher den Lohn davon tragen, den jeder wünscht, wenige mit Eifer suchen. Die Gesundheit begleitet gemeiniglich

niglich ein langes Leben, und selbst die letzten Jahre der Menschen, die ein hohes Alter erreichen, sind immer noch mit einem Gefühl von Gesundheit und Leichtigkeit in ihren Bewegungen verbunden. An wen soll man sich halten, oder wenden, um gesund zu bleiben, und recht alt zu werden? Man wird sagen, an die Aerzte. Aber sind denn der Aerzte so viele, daß jeder mit hinlänglichem auf so viel einzelne Fälle sich passendem Rathe, versehen werden könnte? Und, — was ich so ungern sage, aber es ist doch wahr, und sollte jeden bewegen seine eigne Gesundheit zu studiren — von den verhältnißmäßig wenigen Aerzten, wie noch viel weniger sind erfahren und Einsichtsvoll genug, um in der That ein allgemeines Zutrauen zu verdienen? Schon Hippokrates klagt: " dem Namen „nach, da giebt es Aerzte genug, der That „nach nur wenige." Theorie mag mancher genug verstehen, er mag ein rechter Held in Unterscheidungen seyn, und alle die pathologischen Spitzfindigkeiten an den Fingern her zu erzählen wissen. Allein das macht nichts aus. Gebricht es ihm an gründlicher Erfahrung, weiß er keine genaue Krankheits-Geschichte zu machen, und mit Adlersblicken zu übersehen, so taugt er wohl eine Dissertation abzuschreiben und drucken zu lassen, aber ans Krankenbett gehört er nicht hin, wo er mit offenen Augen

manch-

manchmal nicht sehen kann, und die bekanntesten Buchstaben der Krankheiten nicht versteht.

Andern wieder kann man freylich den Vorwurf nicht machen, daß sie sich mit vielem Spekuliren und Grübeln den Kopf verderben sollen; sie bleiben vielmehr bey demjenigen stehen, was sie selber gesehen, oder andere ihnen aufgebunden haben: sie sind Erfahrungsärzte, wie die Krankenwärter. Am meisten aber ist zu beklagen, daß von den studirenden Aerzten die Diätetik so sehr vernachläßiget wird, welche sicher eben so viel werth ist, als derjenige Theil der Arzneykunst, der die Krankheiten heilen lehret, oder lehren soll. Luft, Himmelsstrich, Boden, Lebensart, Nahrungsmittel, Wasser, Gewohnheiten sind fast überall verschieden, und haben doch auf die Gesundheit so beträchtlichen Einfluß! Unser Leben, unsere Gesundheit, unsere Krnnkheiten hangen, einige ansteckende abgerechnet, von diesen Dingen ganz ab. Es kann daher sicher eine Kunst geben, und es giebt wirklich eine, welche uns zeigt, wie wir uns gesund erhalten können; und diese Kunst verdient um so mehr in Achtung zu stehen, da man von ihren auf Erfahrung gegründeten Regeln geleitet, den allermeisten Krankheiten auszuweichen, und die Gefahr selber zu besiegen vermag, wenn man dennoch davon angegriffen seyn sollte.

Jeder-

Jedermann kann sein eigner Arzt seyn. Wie macht man es nun, daß man es wird? das heißt, wie fängt man es an, daß man so viele Erkenntniß erhält, als nöthig ist, um sich gesund zu erhalten, und, wenn man krank wäre, um sich selber zu heilen. Das erste Stück, worauf es bey einer richtigen Beantwortung dieser Frage ankommt, besteht darin, daß man wisse, ob man gesund oder krank sey? Unter denjenigen Unbequemlichkeiten, die der Entschluß, sein eigner Arzt zu seyn, mit sich führet, gehört auch diese, daß man über sich selbst so unrichtig urtheilt, und es übersieht, wenn man wirklich den Keim zu gefahrvollen Uebeln bey sich trägt, oder sich wieder für sehr krank hält, unerachtet man gesund ist. Gesund ist eigentlich jeder, der mit gutem Verlangen ißt, gut verdauet, gut ernährt wird, und durch die Ausleerung derer Theile, die aus dem Körper irgendwo ausgeführt werden sollten, von dem Ueberfluß des Genossenen entledigt wird. Dann aber gehört noch dazu, daß man seinen Körper völlig in seiner Gewalt habe, und bey keiner Bewegung Schmerzen oder Ermüdung erleide; daß der Schlaf zwar nicht lange, aber erquickend, das Gemüth heiter, der Geist zum Nachdenken geschickt, der Puls gemäßigt, der Körper erwärmt sey.

Sind diese Umstände nicht, oder gegenseitig vorhanden, ist der Mensch krank. Man hat eine

Krank-

Krankheit zu befürchten, wenn der Appetit geringer ist, wenn man Eckel vor allen Nahrungsmitteln hat, grossen Durst leidet; wenn die Ausleerungen durch Stuhlgang, Harn und gewöhnliche Ausdünstung nicht ordentlich von statten gehen, zu stark, zu schwach, oder sonst wiedernatürlich sind; wenn ein allgemeines Gefühl von Kraftlosigkeit und Schwere in den Gliedern herscht, die Gegend unter den kurzen Ribben von Winden ausgedehnt ist, oder es ist, als ob da ein Gewicht läge, der ganze Körper schwer, träge und ermattet ist; wenn der Schlaf mangelt, oder sehr unruhig ist, der Puls ungewöhnlich heftig ist, und Schauer oder Hitze dabey vorhanden sind; das Gesicht auch wohl blaß und verstellt aussieht, der Körper abzehrt, und mager wird, der Mensch leicht in heftige Gemüthsbewegungen geräth, starke Kopf- oder Lendenschmerzen hat: so kann man sicher auf eine Krankheit sich gefaßt halten. Hier ists nöthig, aufs eilfertigste der wankenden Natur zu Hülfe zu kommen, und wir werden unten zeigen, auf welche Weise dies geschehen könne. Alle Krankheiten haben ihre Ursachen, und die wenigsten Vorkehrungen der Arzneykunst glücken, wenn sie nicht gegen diese gerichtet sind, mit denen jene hinwegfallen. Nach Hippokrates Sätzen liegen die Ursachen theils in den Nahrungsmitteln, theils in der Luft. Er hat von der Luft eine sehr grosse, aber auch sehr

richtige Vorstellung. Es ist bekannt, daß die Luft auf den Umlauf des Bluts, und folglich auf die Gesundheit Einfluß hat. Die Luft dehnt durch die Schwere die Lungenbläsgen aus, unterhält den Uebergang des Bluts aus einer Herzkammer in die andere. Ob man sagen könne, daß die feste Luft, die in unsern Säften und festen Theilen steckt, den Muskeln und Nerven Kraft und Geist gebe, sey dahin gestellt; es ist ohnehin einleuchtend genug, daß eine gute Luft Kraft, Leben und Heiterkeit gebe, die eine unreine und allzuaufgelösete, heiße und feuchte, kalte, auch schwüle und trockene Luft hingegen wegnimmt. Die Beschaffenheit der Luft hängt ganz vorzüglich von den Winden ab, mehr von ihnen, als wirklich von dem Boden, weshalb Hippokrates ein eigenes Buch von den Winden beschrieb.

Man kann sich zwar an alles gewöhnen; und so lästig die heissesten, kältesten und feuchtesten Erdstriche den Fremden auch werden, so befinden sich doch die Eingebohrnen meistentheis recht gut dabey. Allein es giebt immer auch eine Menge Krankheiten, denen auch diese dadurch ausgesetzt werden. Manche Gegenden sind wegen der in ihnen herrschenden Luft gar nicht zu bewohnen. Wir wollen hier nicht durchgehn, was für Folgen diese oder jene Art von Wetter nach sich zieht. Hippokrates sagt,

wenn viele Menschen zu einerley Zeit von einerley Krankheit befallen werden, so nimmt man mit Recht das zur Ursache an, was sie alle mit einander gemein haben, die Luft nemlich, die sie einathmen." Und an einem andern Ort: "Wie die Witterung ist, so verhalten sich auch die Krankheiten; ist das Wetter der Jahreszeit angenehm und regelmäßig, so läßt sich die Krankheit leicht beurtheilen." Eine andere Ursache der Krankheit, ist die unregelmäßige Diät. Von ihr entstehen Vollblütigkeit und schlechte Mischung. Unterlassene Bewegung gehört nicht hieher, denn die Bewegung macht ein Theil der guten Lebensordnung aus. Wer speiset, sagt der Altvater der Aerzte, kann unmöglich gesund seyn, wenn er nicht auch arbeitet. Essen und Arbeit haben entgegengesetzte Wirkungen, beyde zusammen aber befördern die Gesundheit. Durch Bewegung wird verzehrt, was man zu sich genommen, und Speise und Trank füllen dagegen wieder die Lücken aus, die durch die Bewegung entstanden. Es muß daher ein Verhältniß zwischen Speise und Bewegung seyn; könnte man dieses richtige Verhältniß zwischen den Speisen, die man geniessen, und zwischen den Leibesbewegungen, wodurch man sie verarbeiten muß, auffinden: so hätte man auch das Mittel aufs genauste gesund zu seyn, in seiner Gewalt erhalten.

Daß wir nicht wohl daran thun, unsre Speisen so mannichfaltig zu machen, erkannten schon die Alten. Unsre Vorfahren erreichten bey ihren einfachen Nahrungsmitteln ein höheres Alter, als im Durchschnitte, wie ihre Nachkommen. Noch jetzt sind die seltenen Beyspiele des höchsten Alters unter den Nationen, die am wenigsten vom Luxus wissen, unter denen Ständen, die am einfachsten leben, und diese seltenen Greise sind Personen, die besonders immer eine einfache Lebensordnung geführt haben.

Der Einfluß des Gemüths auf die körperliche Gesundheit darf hier nicht übergangen werden. Er ist, wie bekannt, von der größten Wichtigkeit. Durch das Schrecken entstehen Fallsuchten, unzeitige Geburten, Herzklopfen, unterdrückter Monatsfluß oder Wochenreinigung, Schlag und Lähmung, Blutflüsse und hysterische Zufälle; von dem Zorn, Entzündungen der Eingeweide des Unterleibes, Blutstürze, Gallfieber, Gicht, Gelbsucht, Lähmung, Schlag, und galligtes Erbrechen; von Betrübniß und Kummer, langwierige Uebel, Auszehrung, Verstopfung der Eingeweide, Melancholie, Milzsucht, Schaarbock. Gewisse Gemüthsbewegungen sind dem Körper nachtheilig, als Unordnungen in den sämmtlichen nicht natürlichen Dingen zusammengenommen.

Jtzt da wir den Weg gezeigt haben, den Ursprung und die Ursachen unsrer Krankheiten zu erforschen, kann es nicht mehr so schwer fallen, die Art und Weise aufzufinden, sich davor zu verwahren, und in Zeiten ihrem Ausbruch vorzubeugen. Wir dürfen zu diesem Ende nur die angegebenen Classen einzeln durchgehn. So zum Beyspiel in Absicht der Luft. Hier ergeben sich folglich folgende Regeln: 1) Man vermeide so viel es sich thun läßt, den Aufenthalt in einer feuchten Luft, an niedrigen Gegenden, die mit allerley Ausdünstungen angefüllt sind; man suche allenfalls durch bekannt gewordene Mittel sie zu verbessern, eine feuchte durch Rauch, eine auszutrockene durch Zweige im Wasser, eine unreine durch Schwefel, und erwähle dagegen eine heitere, trockene, den Winden zugänglich und erhabene Gegend zu seinem Aufenthalt. 2) Man bekleide sich im Frühjahr und Herbste, wegen der gewöhnlichen Abwechselung von Hitze und Kälte, beyden gemäß, am Tage leichter, Morgens und Abends wärmer. Dies ist das einzige Mittel sich gesund zu erhalten, weil es nachtheilig ist, beständig leichte Kleider zu tragen, da man sich so leicht am Abend erkälten kann, aber auch nicht weniger schädlich, in den heissen Tagesstunden gar zu warme Kleidung zu tragen, weil alsdann das Blut aufgelöset wird, und

in

in Schweiß zerfließt. Auch ist nützlich, in diesen Jahrszeiten nicht stark zu essen, oder zu trinken. 3) Bey einer Witterung, da man anhaltende Südwinde hat, und eine feuchte Hitze herrscht, die so sehr zu faulichten Krankheiten Gelegenheiten giebt, sind balsamische Arzneyen, guter Wein, Taback mäßig gebraucht, besonders nützlich. 4) Muß man sich nicht so sehr einer kalten Luft aussetzen, besonders wenn man zu Katharren, Fiebern, und Gichtschmerzen geneigt, oder vollblütig, oder kürzlich von einer Krankheit genesen, oder vielleicht mit Speise oder Getränk überladen gewesen ist. 5) Bey Epydemien, die von der Witterung abhängen, muß man besonders mäßig und vorsichtig in der Diät seyn; man muß sorgen, tägliche Erleichterung zu haben, und im entstehenden Fall sie durch Abführungen verschaffen: wozu man die allereinfachsten Dinge, besonders die Mittelsaltze erwählen kann.

Um den Krankheiten vorzubeugen, die von einer unordentlichen Diät herrühren, beobachte man folgende Vorschrift: 1) Man sey mäßig und nüchtern im Genusse, und stopfe sich nicht zu voll. 2) Wer leicht viel Blut erzeugt, muß nicht viel Fleisch essen. 3) Wer blutreich ist, muß nicht viel süsse, mehlichte Sachen, Hülsenfrüchte, Fett essen, und nicht viel Wein, besonders von der edlen Art trinken, weil diese

Dinge viel Blut machen. 4) Gewürzte Speisen lassen sich eher verdauen, als ungewürzte. 5) Man muß nicht eher wieder frische Speisen nehmen, ehe die alte verdauet ist. 6) Wenn man bemerkt, daß man Ueberfluß im Blute habe, so muß man bald möglichst Blut lassen.

Diese angegebene Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit und eines langen Lebens, sind allerdings allgemein; indessen sind sie wie allgemeine Gesetze, auf die mehresten einzelnen Fälle passend, und sehr zu empfehlen. Sie rühren von einem großen Arzt her, der durch ihre treue Befolgung, selbst ein hohes Alter erreicht hat.

Auch die vornehme Vorwelt und ihre Gewohnheiten kennen zu lernen, ist unterhaltend. Wer wird nicht gern und willig den Vorzug unsers Zeitalters, gegen jene, uns hier beschriebene, segnen! A d. S.

Von den Turnieren.

Turniere waren in den Zeiten, wo alles auf die Leibesstärke in den Kriegen ankam, Kampfspiele, durch welche der Adel seine Geschicklichkeit die Waffen zu führen, sehen ließ. Ihren Namen sollen sie von dem französischen Worte tourner haben,

haben, weil es dabey nöthig war, den Streichen des Gegners durch geschickte Wendungen auszuweichen, wiewohl einige ihren Namen und Ursprung von den Trojanischen Spielen herleiten, welche Aeneas seinem verstorbenen Vater Anchises zu Ehren in Sicilien anstellte, und in welchen die jungen Trojaner Wettrennen und Kämpfe hielten. Gewiß ists, daß die Turnier anfangs nichts anders als Waffenübungen waren, welche ganze Armeen hielten, besonders die Reuterey, worin damals die Stärke der Heere bestand. Nach und nach aber maßten sich die Fürsten und der Adel diese Kampfspiele allein an, und schlossen die Unadlichen davon aus. Es ist schwer zu bestimmen, wann diese Turniere eigentlich aufgekommen, oder vielmehr in eine ordentliche Form gebracht worden sind. Die Deutschen, Franzosen und Engländer machen sich die Ehre ihrer Erfindung streitig. Wenn die Geschichte des Königs Arthur und seiner Ritter von der Tafelrunde ihre Richtigkeit hätte, so wären die ersten Turniere in England gehalten worden: denn diese Ritter sollen schon turnieret haben. Allein da die ganze Tafelrunde ihr Daseyn blos den alten Romanen zu danken hat; so sind, nach den meisten Schriftstellern davon, die Deutschen die Erfinder dieser Lustgefechte gewesen: denn fast alle stimmten darüber ein, daß Kayser Heinrich I, der Vogler genannt, das erste Tur-

nier gehalten, bey welchem gewisse Gesetze gemacht worden, die nachher bey allen Turnieren beobachtet worden sind. Rüxner in seinem bekannten Turnierbuche beschreibt dasselbe ausführlich. Es ist nemlich im Jahr 936 zu Magdeburg nach dem Siege des Kayserś über die Hunnen gehalten worden. Doch behaupten andere, er habe bereits eins im Jahr 930 bey der Vermählung seines Sohnes Otto gehalten. Das gedachte Turnierbuch zählt von jenem Turnier an bis 1487 in Deutschland deren 36, die theils von Kayserń, theils von Fürsten, und theils von Kreisritterschaften an verschiedenen Orten ausgeschrieben worden. Es sind aber deren binnen dieser Zeit und nachher ungleich mehrere gehalten worden. Die Franzosen schreiben die Erfindung der Turniere einem gewissen Godefroy von Preuilly zu, der im Jahr 1066 ermordet worden, und also ungefehr 100 Jahre jünger ist, als das erste Turnier in Deutschland. Es hat aber dieser Preuilly blos Turniergesetze gemacht, oder vielmehr auf Befehl des Königs Philipp I. von Frankreich, die deutschen Turniergesetze ins Französische übersetzt, wie man aus der Gleichheit derselben mit den von Kayser Heinrich I. errichteten deutlich sieht. In England sollen die ersten Turniere unter den König Stephan und Heinrich II. im 12ten Jahrhundert gehalten, und die Gesetze dabey von König Richard I. ebenfalls nach den

deut=

deutschen eingerichtet worden seyn. Wenn aber wahr ist, was Rüxner den Rath Kayser Heinrich I. Meister Philipp, bey Abfassung der Turnierregeln sagen läßt, " daß er nemlich mehrere Turniere gesehen und davon gelesen, welche vor Jahren in Britannien, in Gallien, in England und andern Provinzen gehalten worden, " so sind die Turniere ohnstreitig weit älter, und man hat ihnen damals blos eine bessere Einrichtung und Ordnung gegeben. Die Turniergesetze oder Artikel, welche bey den Deutschen, Franzosen, Engländern und andern Nationen fast ganz einerley waren, setzten eigentlich blos fest, wer von Turnieren ausgeschlossen seyn sollte. Es waren ihrer 12, und folgende Personen wurden darin für unfähig zu den Turnieren erklärt: 1) Welcher von Adel gegen Gott oder die christliche Religion geredet oder geschrieben. 2) Wer von dem Kayser oder Reich (König) verächtlich gesprochen oder feindlich gehandelt. 3) Wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder beschimpft habe. 4) Wer einen Meineyd begangen. 5) Wer seinen Herrn verrathen oder ihn im Kriege verlassen. 6) Wer Kirchen, Klöster, oder Witwen beraubt, oder ihnen das ihrige vorenthält. 7) Wer seinen Herrn oder Gemahlin umbringt, oder umbringen läßt. 8) Wer einen andern feindlich anfällt, ohne ihm die Fehde angekündigt zu haben, ingleichen wer Strassenräuberey treibt. 9) Wer neue Zölle

ohne Erlaubniß anlegt. 10) Wer die Ehe bricht, oder eine Nonne schändet. 11) Wer Kaufmannschaft treibt, und 12) wer seine adliche Geburt nicht mit vier Ahnen beweisen kann. Wer gegen einen von diesen Artikeln gehandelt hatte, wurde nicht allein von den Turnieren ausgeschlossen, sondern es wurden ihm auch, wenn er sich darauf einfand, seine Waffen und sein Pferd genommen, und er Queere auf die Schranken gesetzt. Oftmals wurde er auch von den anwesenden Rittern mit der Fläche der Degen so lange geprügelt, bis die Damen für ihn baten. Die vornehmsten Gesetze, welche bey den Turnieren selbst beobachtet werden mußten, waren: Man durfte sich nicht der Spitze oder Schärfe des Degens bedienen, das Pferd des Gegners nicht verwunden, mit der Lanze blos nach dem Gesichte oder dem Leibe seines Gegners stossen, nicht mehr auf denselben losgehn, wenn er das Visier aufgezogen, oder wenn er den Helm abgenommen, oder derselbe ihm entfallen war, nicht viele gegen einen fechten, sich völlig gleicher Waffen gebrauchen. Meistens wurde eine gewisse Anzahl von Lanzenrennen und Schwerdhieben, etwa 3 oder 5 von jeder Gattung ausgemacht, nach welchen die beyden Kämper aufhören mußten, und wenn sie in der Hitze fortfochten, wurden sie durch die dazu bestellte Fußknechte oder Kreiswärter mit Stangen auseinander getrieben.

Nach

Nach dergleichen einzelnen Gefechten fochten oft ganze Haufen gegen einander sowohl mit Lanzen als Schwerdtern. Die Turniere waren fast in allen europäischen Reichen gewöhnlich, und wurden gemeiniglich bey Geburten von Prinzen, bey Vermählungen fürstlicher Personen, auf Reichstagen, oder auch von vornehmen Rittern blos zur Uebung in den Waffen angestellt, und jedermann, der turnierfähig war, dazu eingeladen. Es wurden dabey Schranken, wie auch Logen und Balkons für die Damen oder Zuschauer von Stande, ingleichen für die Trompeter und Paucker errichtet, Kampfrichter, welche wenigstens alte ehrwürdige Ritter waren, die selbst nicht mehr fechten konnten, ernannt, Preise für die Sieger ausgesetzt, die sie aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen empfiengen. Auch befanden sich Herolde dabey, welche die Wappen untersuchten und die Einrichtung bey den Turnieren machten. Die Ritter selbst erschienen mit einem grossen Gefolge von Schildknappen und Bedienten, die, so wie sie selbst, prächtig gekleidet waren. Ueberhaupt war der Aufwand dabey so groß, daß viele in Schulden geriethen, und Gesetze zur Einschränkung der Pracht gemacht werden mußten. Auch durfte kein armer Ritter, der ohne Pracht erschien, deswegen verspottet werden. Die Waffen, deren man sich bey den Turnieren bediente, waren Schild, Lanze und

Schwerd,

Schwerd, wozu bisweilen noch Dolch, Keule und Streithammer hinzugefügt worden. Die Ritter waren mit einem eisernen Helm, dessen Visier herabgelassen werden konnte, mit einem Brustharnisch, wie auch mit Arm- und Beinschienen angethan, und sassen auf ihren grossen Streitrossen, welches Hengste waren: denn auf Stuten oder Wallachen zu reiten, wäre einem Ritter Schande gewesen. Bisweilen wurde auch zu Fuß turniert, und zwar über den Schranken, da man statt der Lanzen Spieße oder Picken brauchte. Die Turniere dauerten verschiedene Tage hintereinander, und wurden gemeiniglich jeden Abend mit einer Mahlzeit und einem Balle beschlossen. Die Preiße, oder der Dank, wie es in der damaligen Sprache hieß, welche die Ritter, die sich am beßten gehalten hatten, nach dem Ausspruche der Kampfrichter bekamen, bestanden in goldnen Ketten, Degen, Sporen, Ringen und dergleichen, und in andern Dingen, als Kränzen, Federn, von geringerem Werth. Dafür hatte der Ritter die Erlaubniß, die Dame, aus deren Händen er den Dank empfieng, zu küssen und sie auf den Ball zu führen. Ueberhaupt hatte die Galanterie nach dem Geiste der alten Ritterschaft grossen Antheil an den Turnieren, und mancher Ritter brach seiner Dame zu Ehren eine Lanze, bisweilen auch wohl den Hals. Oft turnierten Kayser, Könige und Fürsten mit, die sich denn

den

den Turniergesetzen ebenfalls unterwarfen. So hatte König Karl VI. von Frankreich eine ausserordentliche Leidenschaft für die Turniere, und setzte sein Leben oft in die größte Gefahr dabey, indem er sich mit den stärksten und geschicktesten Kämpfern maß. Der traurige Zufall König Heinrichs II. ist bekannt, der, als er im Jahr 1558. mit dem Grafen von Montgomery eine Lanze brach, durch einen Splitter derselben, der ihm durch das nicht wohl verwahrte Visier ins Auge und weiter ins Gehirn drang, sein Leben verlohr. Sonderbar war es, daß die Königin an dem Tage traurige Ahndungen hatte, und ihren Gemahl inständig bitten ließ, er möchte nicht rennen, der es auch versprach, aber mit Ausnahme dieses einzigen Ritts, und daß sich Montgomery lange weigerte, mit dem Könige, der sonst immer mit turnierte, zu rennen. In Deutschland haben nicht allein die Kayser Heinrich I. Maximilian I. und mehrere auf den von ihnen angestellten Turnieren mit gerennt, sondern auch Kayser Karl V. hat noch auf dem bekannten Reichstage zu Worms im Jahr 1521, wobey sich die meisten Churfürsten und andre deutsche Fürsten befanden, in dem darauf gegebenen Ritterspiele mit vielen derselben turniert, und Ehre eingelegt. Vor dieser Zeit erschien im Jahr 1495 ebenfalls auf einem Reichstage zu Worms, welchen Maximilian I. hielt, ein

fran-

französischer Ritter, den der König von Frankreich dahin geschickt haben soll, und ließ durch seinen Herold ausrufen, daß wenn ein deutscher Ritter auf Leib und Leben um Gefängniß oder Rittergabe mit ihm kämpfen wolle, er dazu bereit sey. Als sich Niemand von den anwesenden Deutschen fand, der die Ausfoderung annehmen wollte, tratt der Kayser selbst den Kampf um ritterlich Gefängniß an, und überwand nicht ohne Mühe den französischen Ritter, der Claude Barre hieß. Man kennt schon die Kühnheit dieses Kayserś aus mehreren Handlungen, so wie seine Neigung zu den Ritterspielen, die er mit verschiedenen Kampfstücken, oder Arten, seinen Gegner zu überwinden, bereichert hat. Es gab aber zweierley Gattungen von Turnieren, die einen zur Lust, die andern auf Tod und Leben. Jene hiessen Turniere zum Schimpf, diese zum Ernst. Oft aber wurden aus Schimpf- viele Ernstgefechte. In dem ersten wurden stumpfe Degen und schwache Lanzen ohne Eisen gebraucht; in dem 2ten aber waren die Waffen scharf, die Ritter waren auch stärker geharnischt, und nicht selten endigten sich diese Turniere mit dem Tode vieler Kämpfer. Also blieben in einem solchen Scharfrennen zu Reims ohnweit Kölln, im Jahr 1240, 60 Ritter und Schildknappen, auf dem Platz. In einem Schimpfturniere, das die

Rit-

Ritterschaft vom Rheinstrohm im Jahr 1403 nach Darmstadt ausgeschrieben hatte, machten die Hessen und Franken einander bittre Vorwürfe, worauf es zum Ernst kam, wobey 17 Französische und 11 Heßische Ritter ihr Leben verlohren, und das Turnier mußte aufgehoben werden. Auch in den Lustgefechten blieben nicht selten einige Ritter todt, oder wurden zu weitern Kämpfen untüchtig, entweder durch die harten Striche ihrer Gegner, oder wenn sie in den Rüstungen vom Pferde herunter gestochen wurden. Daher mußte jeder, wer turniren wollte, vorher beichten und die Messe hören. Die sogenannten Scharfrennen, wurden von den Päbsten bey Strafe der Exkommunikation für die Lebenbleibenden, und bey Versagung eines Begräbnisses auf den Gottesäckern für die Getödeten verboten. Ein solches Verbot wurde im Jahr 1129 in der Lateranischen Kirchenversammlung gegeben, und nachher zum öftern erneuert. Als im Jahr 1175 Konrad der einzige Sohn Marggraf Dietrichs von der Lausitz, in einem zu Wien gehaltenen Scharfrennen blieb, versagte ihm dessen eigner Vater, Erzbischoff Wichmann von Magdeburg, ein ehrlich Begräbniß, bis die mit ihm verwandten Fürsten eydlich versprochen, keinem Scharfrennen mehr beyzuwohnen, noch in ihren Staaten dergleichen zu dulden. Demohngeachtet unterblieben sie

nicht,

nicht, wie denn Marggraf Friedrich der Strenge von Meissen, im Jahr 1330 zu Pegau in einem solchen Turnier, worauf sich viele Fürsten und Herrn befanden, mit einer scharfen Lanze in den Unterleib gestochen wurde, daß er beynahe davon gestorben wäre. Die Ausforderung zu den Gefechten geschahe durch Anrührung eines der in Schranken aufgehängten Ritterwappen oder Schilde, sowohl zum Schimpf als zum Ernst, worauf sich der Ritter, dessen Schild berührt worden, sogleich zum Kampf stellte.

Nun ist noch die Frage übrig: wenn die Turniere aufgehört haben? Dieses ist durch Einführung des Schießgewehrs geschehen, durch welches der Krieg eine andre Gestalt bekam, so daß nachher die Leibesstärke nicht mehr als die Haupteigenschaften dazu erfordert wurde. Doch sind die Turniere nicht in allen Ländern zu einer Zeit abgekommen. In Frankreich sind sie am frühesten, und zwar bald nach dem unglücklichen Tode König Heinrich II. aus der Mode gekommen, wiewohl noch 2 Jahre nachher der Herzog Heinrich von Bourbon Monpensier, bey einem Turnier durch einen Fall vom Pferde, sein Leben verlohr. In Deutschland haben sie sich länger erhalten, und es sind Beweise vorhanden, daß noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen gehalten worden sind, als 1616 zu Stuttgard, um dieselbe Zeit zu

Hei-

Heidelberg und 1644 zu Baden. Eben so lange, wo nicht noch länger, haben sie in Italien gedauert, und man findet, daß im Jahr 1648 der grosse kayserliche General Montecuculi auf einem zu Modena gehaltenen Turnier, das Unglück gehabt, seinen beßten Freund, den Grafen Menzonic, der wegen seiner Geschicklichkeit in diesen Spielen berühmt war, mit der Lanze zu tödten. An die Stelle der Turniere, mit welchen der kriegerische Geist der Ritterschaft entwich, und sich blos noch in Romanen erhielt, kamen an den Höfen die Karusselrennen auf, welche weniger gefährlich waren, aber auch weniger Tapferkeit erforderten. Doch auch diese haben in den neuern Zeiten aufgehört, und die Kartenspiele haben nun den Platz der ehemaligen Ritterspiele eingenommen.

Zum Beschluß wollen wir noch einige merkwürdige Turniere anführen. Der berühmte Marschall Boucicaut von Frankreich schickte mit Erlaubniß des Königs 1390, während eines Waffenstillstandes mit England, Herolde in verschiedene Reiche, und ließ alle Personen vom hohen Stande, beyderley Geschlechts, zu einem Turnier einladen, die Herren zum Fechten, und die Damen zum Zusehen, und Richten über die Gefechte. Es erschien eine grosse Anzahl Ritter, unter andern 120 Englische und 40 Deutsche, und Spanischer König Karl VI. beehrte dieses

Turnier selbst, jedoch unerkannt, mit seiner Gegenwart. Boucicaut hatte 2 Französische Ritter, Namens Royne und Sampi, zu seinen Gehülfen, und diese 3 wollten es mit allen Rittern, die sich einfanden, aufnehmen. Das Turnier sollte 30 Tage dauern, und alle Tage, die Freytage ausgenommen, turniert werden. Der Kampfplatz war in der Ebne zwischen Kalais und Boulogne, woselbst verschiedene prächtige Zelte aufgeschlagen waren, und Boucicaut trug alle Kosten dabey, welche sich ziemlich hoch belaufen haben müssen, sowohl wegen der prächtigen Equipagen, als auch wegen der offenen Tafeln, Konzerte und dergleichen, welche täglich gegeben wurden. Die meisten fremden Ritter wollten nicht zur Lust turnieren, und forderten daher die französischen zu Ernstgefechten auf. Viele Kämpfer wurden dabey verwundet: Boucicaut selbst und Royne lagen 9 Tage an ihren Wunden darnieder, während welcher Zeit Sompi die Gefechte allein bestehen mußte. Als auch dieser verwundet wurde, traten jene, ob sie gleich noch nicht ganz geheilt waren, wieder auf den Kampfplatz. Der Ausgang war, daß alle fremde Ritter den 3 französischen die Ehre des Siegs zugestanden.

Im zwölften Jahrhundert schrieb ein französischer Prinz, Gottfried Platagenet, ein Turnier in der Normandie, zwischen Normännern und Engländern aus, und stellte sich, weil sich wenig

Eng-

Engländer einfanden, auf die Seite derselben. Diese trugen auch durch die Tapferkeit des Prinzen den Preiß davon. Die Normänner wurden aber hierüber so erbittert, daß sie die Engländer zu einem scharfen Turnier herausforderten, nachdem sie einen gewaltigen Riesen, der übers Meer gekommen war, zu ihrem Beystand bekommen hatten. Dieser Riese führte eine Lanze von der Länge und Stärke eines Weberbaums, stellte sich auf einen Hügel, und forderte als ein 2ter Goliath mit einer schrecklichen Stimme die Engländer zum Streit auf. Als Niemand aus Furcht vor ihm erschien, ritt ihm Gottfried selbst entgegen, ward aber von dem Riesen mit der Lanze durch Schild und Küraß gestochen, daß das Blut bis zur Erde floß. Dem ohngeachtet blieb der Prinz fest im Sattel, und versetzte dem Riesen einen solchen Stoß mit der Lanze, daß er vom Pferde fiel, sprang hierauf selbst vom Pferde und hieb ihm den Kopf ab. Im Jahr 1263 gab der Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Heinrich der Erleuchtete, ein Turnier zu Nordhaussen, das mit vieler Pracht vollzogen wurde. Der Kampfplatz stellte einen Lustgarten vor, in dessen Mitte ein silberner Baum stand, der Blätter von Gold und Silber trug. Derjenige Ritter, welcher die Lanze seines Gegners brach, bekam ein silbernes Blatt; und wer seinen Gegner aus dem Sattel hob und

selbst sitzen blieb, ein goldnes. Auf einem im Jahr 1226 zu Merseburg gehaltenen grossen Turnier, erschien ein thüringischer von Adel, Walther von Sattelstädt, mit einem schönen Frauenzimmer, das einen Sperber auf der Hand trug, und ließ ausrufen: Wer ihn aus dem Sattel heben würde, sollte dieses Fräulein haben; wer es aber nicht vermöchte, sollte ihr einen goldnen Ring geben. Als ihn nun keiner aus dem Sattel heben konnte, blieb das Fräulein immer sein, und sie hatte so viele Ringe bekommen, daß sie alle Finger damit vollstecken konnte. In der Gothaischen Bibliothek befindet sich ein Manuscript, oder vielmehr Gemäldebuch, auf Pergament in länglichem Quartformat, worin die Rennen des Pfalzgrafen Wilhelm vom Jahr 1510 bis 1544 mit schönen Farben gemalt und kurz überschrieben sind. Der Verfasser desselben nennt sich auf der letzten Seite Hans Schenckh, Pfalzgräflicher Wappenmeister; die Gemälde aber sind von dem auf dem ersten Bilde gemalten H. Oßdentorffer. Es sind deren 32, oder vielmehr 64: auf jedem befindet sich der Pfalzgraf Wilhelm zu Pferde, wie er theils mit der Lanze, theils mit dem Schwerdte turniert, und gegenüber sein Gegner. Bey jedem steht der Name und das Wappen. Die Kleidungen des Pfalzgrafen und seiner Gegner sind, so wie die langen Decken ihrer Pferde, überaus prächtig und voller Sinn-

bil-

bilder, als, einmal ist die Pferdedecke des ersten mit lauter Herzen, die an Ketten liegen; ein andermal mit lauter Narren; und wieder ein andermal mit lauter Schlüsseln, die seines Gegners aber mit lauter Schlössern geziert ꝛc. Auf einigen Gemälden sticht der Pfalzgraf seinen Gegner vom Pferde, auf andern wird er selbst herunter gestochen, und auf noch andern fallen beyde herab. Ueber einem Gemälde, wo beyde herunter fallen, steht: "Anno Domini 1513 am Pfingsttag nach unsrer Frauen Lichtmeßtag rennt mein gro Hr. Wilhelm zu Landshut mit Hildebrannt Kitschner, und trafen beyde wohl und fielen auch beyde behend, so daß mein gro Hr. seinen rechten Arm vor den Eilbogen entzwey brach, wie dann das Gemälde hierunter klar anzeigt.

Was das liebe Brunnenwasser für große Dinge thun kann, das zeigt der folgende Artikel. A. d. S.

Ueber den medicinischen Nutzen des gemeinen Wassers.

Das Wasser vereinigt in sich alle Absichten der gewöhnlichen Getränke, es kühlt, erfrischt, löscht

löscht den Durst, ist dünne, und helle, um die nährende Theile in die kleinste Gefäße hinein zu führen; ein Getränke, so sich selbst zur Regel dient, weil so leicht Niemand in die Versuchung geräth, mehr davon zu trinken, als man nöthig hat. In den ersten Weltaltern belohnte es seine Freunde mit einem 100 jährigen Alter, und mit mehren Jahrhunderten; folglich auch mit Stärke, Gesundheit und einer gemeinnützigen Munterkeit. Es ist in allen Weltstrichen zu Wasser und zu Lande, zur Verdauung der gemischten Speisen sowohl, als des Grönländischen Seehundfisches, die tüchtigste unter allen Flüßigkeiten, indem gegohrne und geistige Getränke die Fetttheile auflösen, und daraus Materien machen, die die Natur durch eine, ihr allein überlassene Gährung zu machen, die Absicht hatte. Selbst der Hunger, dieser mechanische Genius des Menschen, wird durch die geistigen Getränke berauscht, und ausser Stand gesetzt, sein Amt zu verrichten. Es mangelt den Brandeweintrinkern an diesem ersten Thierinstinkte, und dieser kann ohne Wasser zu trinken nicht wieder zum Leben gebracht werden. Starke, gegohrne Getränke verursachen Zittern, Lähmung, Schlagfluß, Schwindel, Kopfschmerzen, Gicht, güldne Ader u. s. w. Alle diese Uebel, hebt das Wassertrinken, als das sicherste Mittel.

Was-

Wasser stärkt den Magen, indem es die Fasern, und Gefäße desselben, vornemlich aber den Schleim abwäscht, und den Fasern die ursprüngliche Kraft, sich zusammen zu ziehen, und die Speisen weiter zu schieben, wieder giebt, ohne daß man nöthig hätte, Feuer über sie auszugiessen. Das Gesicht wird dadurch geschärft, weil es die Schleimtheile, und Schärfe auflöset, und ausführt, es belebt alle Sinne, und es wäschet alle Ausgänge des Körpers aus, ohne das Blut zugleich mit hitzigen Hopfentheilen, mehligen Malztheilen, und geistigen Gerinnungen anzufüllen. Insonderheit führt es die Schärfe der Galle durch die Nieren und Harnblasengänge, täglich etlichemale, sonderlich des Morgens aus. Es kühlet die natürliche Hitze des Blutes am beßten ab, da sich das Blut von geistigen Getränken entzündet, und entzündetes Blut üble Verdauung, allerley Ausschläge und Geschwüre, Fieber, und eine Menge Stockungen in den haarfeinen Gefäßen macht, und Schleim erzeugt. Ein Glas Wasser nach dem Mittagsessen, löset die breyige und schleimige Speisen am besten auf, entbindet die fixe Luft, mit Hülfe der Magenwärme langsam aus den Speisen, und also die Blähungen, und das Aufstossen nach der Mahlzeit, so sich durch die geistige Getränke schnell, und zu schnell entwickelt, und den Magen aufbläht.

Die Gicht wird insgemein durch übermäßigen Genuß hitziger, gegohrner Getränke, ein wollüstiges Leben und leckerhafte Speisen erzeugt, am sichersten aber nebst dem verdrüßlichen Wesen der Hypochondristen durch langes Wassertrinken gehoben. Die Englischen Aerzte rathen laues Wasser in den Fehlern der Nieren, und im Harngriße an. Jetzo bedient man sich dazu eines kalten Wassers, wozu man Honig mischt. Der Mutter Simsons war der Wein verboten, nebst allen hitzigen Getränken; ohne Zweifel hat das Wasser, so eine Mutter trinkt, einen bessern Einfluß auf die Gesundheit der Frucht, als die geistige Getränke, von denen, Blattern, Friesel und Krämpfe leicht in der Folge entstehen können. Eine Wohlthat für die Armen, die leckerhafte, gewürzte Speisen, und sogenannte starke Getränke, die aber eigentlich die Gesundheit überladen und schwächen, entweder niemals, oder doch selten bezahlen und geniessen, und bey hinlänglichem Wasser, sich und die ihrigen blühend erhalten. Ammen, denen es an Milch fehlet, bekommen nicht nur hinlängliche, wenn sie sich gegen die Nacht an Wasser gewöhnen, sondern es schlafen auch die Kinder, die sie stillen, ruhiger. Da indessen das allgemeine Vorurtheil, so das Geld zum symbolischen Zeichen aller Waaren, des Verstandes, und sogar der Tugenden erklärt, die-

jeni-

jenigen als unglücklich ansieht, die nicht so viel haben, daß sie Brandwein, Wein und Bier bezahlen, und sich satt daran trinken, und mit der Trunkheit prahlen können. Wasser aber hat jedermann im Ueberflusse, und folglich ist es eine Schande, wohlfeile Flüßigkeiten zu trinken, ob sie gleich von der Natur, mit Bedacht, in der Erde durchgeseicht, in Flüssen bewegt, in Dünsten verflüchtigt, in dem Regen geschieden, und für unsern Gebrauch mehr, oder weniger distillirt worden.

Leute, die etliche Tage lang, nichts von Speisen zu sich nehmen könnten, entfernten dadurch den Hunger, auf ihrer Flucht, daß sie Wasser tranken, ohne dadurch ihre Kräfte und Sinne geschwächt zu haben. In Irrland hält man das Baden der Kinder, Morgens und Abends in kaltem Wasser, für das beßte Mittel, die Kinder vor der englischen Krakheit zu bewahren, und ihre Gelenke zu stärken. Man ist gewohnt, Kindern, die am Gesichte durch Stöße gelitten, in kaltes Wasser getauchte leinene Tücher, so oft überzuschlagen, als sie warm werden, um dadurch den Beulen und dem Zuflusse des Blutes vorzubeugen, da sonst die Stelle blau werden würde. Ist der Geschwulst schon da, so zertheilt ihn ein oft wiederholter Umschlag von heissem Wasser.

Nach der Verordnung der Englischen Aerzte, ist das gezwungene Erbrechen von vielem kalten Wasser, wenn man sich nach einer Ueberladung des Magens, mit dem Finger, oder der Federfahne, des Ueberflusses entledigt, so oft man sich übel befindet, ein sichres Mittel, langen Krankheiten, und entkräftenden Arzneyen vorzubeugen, und sie rathen es in der Gicht, Hüftenweh, kurzen Athem, hypochondrischen Schwermuth, fallenden Sucht, und dem Schwindel an, welcher, vor den Schlagflüssen voran zu gehen pflegt. Sydenham rettete einen Kranken von der Gallenkrankheit, Erbrechen und Durchfall zugleich dadurch, daß er ein junges Huhn in vier Kannen Wasser, d. i. in einer sehr wäßrigten Brühe kochen ließ, es ihm zu trinken, und als Klystier zu gebrauchen gab, und dieses wickelte die Magenschärfe ein. Ein andrer ließ laues Wasser in Menge trinken, und er verordnete starken Körpern kaltes. In Durchfällen dient ein Maaß warmes Wasser, ohne ein gereitztes Erbrechen. In der Auszehrung, welche von scharfem verdorbenen Geblüt herrührt, ist das blosse Wassertrinken von starkem Nutzen. Nothwendig ist es in der fliegenden Hitze, so wie in der Kupferröthe, und rothen Ausschlägen des Gesichtes. Nach der Berauschung schwächt das Wasser die Folgen des hitzigen Getränkes. Im Schnupfen,

und

und dem daraus folgenden Husten ist laues Wassertrinken von bewährtem Nutzen. Gegen die mürrische und zänkische Laune, so eine Folge des scharfen und fieberhaften Blutes, oder der unterdrückten unmerklichen Ausdünstung ist, und Blehungen, Drucken und Wallungen macht, ist das Wassertrinken ein sicheres Gegenmittel.

Hat man sich verbrannt, oder verbrüht, so muß man den beschädigten Theil in kaltes Wasser tauchen, oder kaltes Wasser so oft umschlagen, als der Umschlag warm wird. Der Schmerz hört davon nicht nur den Augenblick auf, sondern man kommt auch dadurch der Entzündung vor, und dieses ist das einzige Mittel, welches man alle Zeit in Brandschäden bey der Hand hat, ehe noch Brandblasen entstehen könnten. Ein Mann, dem geschmolzenes Kupfer in den Schuh geflossen, und vom Wundarzte neun Wochen lang vergebens besorgt war, heilte sich durch die Wohlthat eines Zufalls von selbst, da er nebst andern 2 Stunden lang, in kaltem Wasser angelte, ohngeachtet die Entzündung heftig gewesen war.

In der Schlaflosigkeit haben oft wiederholte Umschläge mit kaltem Wasser, um die Stirn, die Wallungen des Gehirns besänftigt, und den Schlaf herbey geführt. Kaltes Wasser ins Gesicht gegossen, oder gespritzt, ist das bekannte Mittel, Ohnmächtige wieder zu ermuntern.

Im

Im Nasenbluten dient ein kalter Umschlag an der Stirn, und im Nacken. In Schnittwunden halte man die Stelle mit dem Daumen der gesunden Hand eine Viertelstunde zu, um das Blut zu hemmen, und die Luft abzuhalten, und hierauf binde man 6 fach gelegte, in kaltes Wasser getauchte Leinwand, um den Ort feste, ohne sonst etwas aufzulegen.

Nach den neuern Erfahrungen, ist das Untertauchen der Person, welche von einem tollen Hunde gebissen worden, in salziges oder kaltes Wasser, ein geprüftes Mittel der Wasserscheu vorzubeugen, und hierauf läßt man sie viel Wasser trinken. Wenn ein Betrunkener über Kopf und Ohren in kaltes Wasser getaucht wird, so zieht man ihn innerhalb Einer Minute völlig nüchtern wieder heraus; eben dieses, doch später, thun auch kalte Umschläge mit Wasser, um den Kopf, oder das Waschen damit. Kurz: eine Entzündung steht auf einmal stille, wenn man sie durch kaltes Wasser erschreckt, und die Hautgefäße ziehen sich sogleich von der Kälte zusammen, und treiben die Entzündung der Seitenäste sogleich in ihr altes Quartier wieder zurücke. So heilte Blair einen Rasenden, den man nackt auszog, die Augen verband, und schnell unter einen starken Wasserfall, welcher 20 Fuß hoch herabfiel, brachte. Er schlief auf diesen Schrecken 29 Stunden lang,

lang, und blieb geheilt. In der Normandie senkt man die Rasenden unter Wasser, und das kalte Schrecken zertheilt die innerliche Stockungen des Gehirns durch die unerwartete Scene. Die Gelenkschmerzen heilen einige dadurch, daß sie den leidenden Theil bepumpen lassen. Rothe, entzündete Augen stärkt man durch benetzte kalte Lappen, die man ein paar Stunden lang in Wasser taucht, und zugleich hinter die Ohren legt; oder man badet das Auge in einer Obertasse voll kaltes Wasser. Nach dieser Methode verschwindet die Entzündung, ohne, wie bey Augenwassern und Salben, nach einiger Zeit die Gefäße wieder zu erweitern. In kalten Jahrszeiten, in Fiebern, Steinschmerzen, und in der Kolick ist es rathsam, ein Stück geröstes Brod heiß ins Wasser zu werfen, und davon zu trinken. Bey der Ueberladung des Magens dringt Smith, der von der Nutzbarkeit des Wassers geschrieben, darauf, daß man lauliches Wasser trinke, damit man den zähen Schleim von den Magenfalten los werden möge, welcher fast von allen Krankheiten, und besonders Fiebern, die erste und letzte Instanz ist. In der Niedergeschlagenheit und Schwermuth ist das Trinken des kalten Wassers ein geschwindes Heilmittel, da es die Fasern stärkt, und gesunden Appetit macht. Der Magen ist die Küche der thierischen Haushaltung: durch ihn gehen alle Präparate

der

der Apotheken, der Küchen, das beßte aus den dreyen Reichen der Natur; und der Magen nimmt den Zoll von allen Arbeiten an. Ist es wohl zu verwundern, daß er oft zu einer Schlammgrube wird, die eine unzählige Menge von Krankheiten im Körper verbreitet? Die ganze Thierwelt fühlt dieses Uebel der Ueberladung; aber sie heilt sich durch das Wassertrinken wieder.

Ich habe schon bey dem Artikel, Manipulation, dieser Abhandlung Meldung gethan. Nun weiter nichts mehr, als: ländlich sittlich!

A. d. S.

Wundercuren der geweihten Aerzte, bey einigen amerikanischen Völkern.

Die Aerzte in Guiana machen eine geschlossene Gesellschaft aus, die keinen Lehrling anders als nach allerhand sonderbaren deshalb mit ihm genommenen Proben und Präcautionen in ihren Geheimnissen initiirt. Und diese Geheimnisse bestehen größtentheils darin, daß der Arzt keinen Kranken nicht mit Arzneymitteln, sondern dadurch behandelt, daß er ihm allerhand Grimassen, Verdrehungen des Körpers ꝛc. vormacht, ihn anbläßt, begreift, mit seinen beyden Händen über den Kranken streicht, dieselben dann gegen einander fügt, und dergleichen mehr.

Von

Von manchen dieser Guianischen Völker wird aber nicht einmal am Kranken selbst, sondern vollkommen mit gleich=gutem Erfolg nur in seiner Gegenwart an einem hölzernen Teufel herumhandirt, den der Aesculap auch von Zeit zu Zeit mit Leibeskräften durchprügelt, so lange, bis beym Patienten der Kampf zwischen seiner guten Natur und der Krankheit entschieden, und nun die eine oder die andere den Sieg davon getragen hat. Besagter Aesculap braucht seiner Seits dabey auch allenfalls nur die billige Vorsicht, daß er sich sein Sóstrum mehrentheils nur pränumeriren läßt. Wenn aber der Kranke selbst ein armer Teufel ist, so versichert Barrere, daß es grosse Mühe koste, einen Aesculap zu vermögen, sich mit seinem hölzernen Teufel zu ihm zu bemühen: so wie er hingegen im gegentheitigen Fall die aufmerksame Dienstfertigkeit selbst ist, und den getreuesten Unterhändler zwischen dem preßhaften Wilden und dem hölzernen Teufel macht. Er vertraut z. B. dem erstern: "Freund, der Teufel sagte mir gestern, daß er nicht eher von dir ausfahren würde, als bis du ihm ein Messer giebst;" wenn der Kranke dagegen versichert, daß er gerade kein Messer habe, und dafür dem Schwarzen ein Spiegelgen oder ein Päcktgen Schminke (Kuku) anbietet, der Vertraute desselben sagt: "Gut, ich will ihn diesen Abend fragen, ob er damit zufrieden ist?"

und bringt dann am folgenden Morgen gewöhnlich die erwünschte affirmative Antwort.

Bey einem andern amerikanischen Volke, den liebenswürdigen Californiern, steht die medicinische Aufklärung nach dem Bericht des Pater Bryert ohngefähr auf gleichen Fuß. Wir wollen den ehrwürdigen Vater selbst darüber sprechen hören: Er sagt nemlich, daß viele unter ihnen für Gesundmacher sich ausgeben, welche in der Sache selbst nichts, als dumme Betrüger sind. Es haben die einfältigen Indianer-innen so grossen Glauben an dieselbe, daß, wenn sie nicht wohl zu baß sind, sie allezeit einen, 2 oder mehrere dieser Schlingel zu sich kommen lassen. Diese Charletane waschen, lecken und blaßen durch ein Röhrlein den Kranken eine Weile an, machen etliche Grimassen, murmeln etwas daher, das sie selbst nicht verstehen, und zeigen endlich, nach vielem Schnaufen und Arbeiten dem Patienten einen Feuerstein oder etwas dergleichen, so sie verborgen gehalten, mit Vermelden, es wäre nun die Ursache des Uebels, welche dieser Stein war, gehoben, und die Wurzel des Schmerzens aus dem Leibe gerissen. Zwölf solcher Lügner bekamen auf einem Tage von mir ihren verdienten Lohn, und mußte das ganze Volk versprechen, künftighin ihrer müßig zu gehn, mit Bedrohung — ihnen widrigenfalls nicht mehr zu predigen.

Bey-

Zusätze und Verbesserungen.

Göttinger Taschenkalender vom J. 1788.

Seite 185. (im 3ten B. der Kal. Les. S. 34.)

Was von dem Buhon Upas, von dessen Gift wir vor einigen Jahren in dem Taschenbuch eine Nachricht aus dem Englischen geliefert haben, wahr ist, ist folgendes, das ich aus einem Schreiben des berühmten Prof. Thunberg an den Hrn. Ritter Murrey mittheile: "Der giftige Baum Buhon Upas, ist noch unbekannt: sehr wahrscheinlich ist er aber ein Sideroxylon. Was der Verfasser jener englischen Schrift von dessen giftiger Wirkung auf Delinquenten erzählt, ist unleugbar: alle Ceremonien aber bey dem Einsammlen des Gifts, stützen sich auf Aberglauben, wohin auch diese gehört, daß neben diesem Baume in einer Weite von mehreren Meilen kein anderer zu finden sey. Alles dieses ist übertrieben, ob gleich der Saft und die Ausdünstung des Baums in der Nähe tödtlich seyn können, wie von dem Rhus Toxicodendron bekannt ist. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung giebt es ein sehr giftiges Sideroxylon, dessen Saft die Hottentotten mit dem Schlangengift vermischen, womit sie so-

dann ihre Pfeile vergiften, welche dadurch noch tödlicher werden, als durch das Schlangengift allein. Ich besitze, wofern ich nicht irre, einen Ast von Buhon Upas, aber ohne Blüthe. Mit Gewißheit läßt sich doch nicht bestimmen, ob er von eben dem Baume her sey, so lange noch niemand das Herz gehabt hat, einen Ast und Blüthe von dem wahren Baum zurück zu bringen, welches gewiß weniger gefährlich ist, als den Saft oder das Gummi selbst zu holen. Java ist an mehreren Orten sehr ungesund, ohne daß man die Schuld auf einen ähnlichen Baum schieben kann, wovon Hitze, wässerigte Dünste und Windstille die Ursachen sind. Dadurch sterben mehrere tausend Menschen jährlich.

Ueber den Gothaischen Hofkalender v. 1787. vom Herrn Hofrath Sömmering.

Beym Durchblättern des Gothaischen Hofkalenders von diesem Jahr, finde ich unter dem Artikel: der menschliche Leib, verschiedene grobe Irrthümer noch immer, zu meiner grossen Verwunderung, wiederholt, z. B. nur einige, die mir so eben beyfallen.

Seite 30: Die Zeit, in welcher das Kind sich zu bewegen anfängt, ist ungewiß; gemeiniglich

geschiehet es gegen die Mitte der Schwangerschaft u. s. w. Die Bewegung des Kindes wird aus ganz bekannten Ursachen erst um diese Zeit von der Mutter gefühlt; aber deswegen, weil die Mutter die Bewegung nicht fühlt, zu sagen, daß sich es nicht bewege, wird hoffentlich keinem einfallen.

Seite 31: Daß der Kopf der Weiber kleiner als der Männer sey, finde ich doch nicht, versteht sich im Verhältniß zum übrigen Körper.

Seite 32: Der Mensch ist kleiner des Abends als des Morgens. Mann konnte niemal wahrnehmen, daß man den Verlust durch Ruhe oder kalte Bäder herstellen konnte. Freylich nicht durch Bäder, noch durch bloße Ruhe; allein man lege sich horizontal mehrere Stunden lang hin, so wirds ersetzt, weil bekanntlich diese Verkürzung des Körpers, besonders bey jungen, saftreichen, unausgewachsenen Personen, durch den Druck der Luft des Körpers auf die Knorpel zwischen den Wirbelbeinen, hauptsächlich verursacht wird.

Seite 32: Die geringste Schwehre eines Kindes ist wenig unter 5 Pfund. Allein man hat nicht selten Kinder von 4 Pfund.

Seite 33: Die Weiber werden nicht kahlköpficht wie die Männer. Wenn der Herr Verfasser welche sehen will, so kann man ihm leicht welche zeigen.

Seite 34: Der Mensch habe gemeiniglich vier Pfund Gehirn. Ich glaube sicher mehr Gehirn, als der Herr Verfasser gewogen zu haben, finde aber selten viel über zwey und ein halb Pfund. Ich wenigstens habe nie eines so schwer gefunden.

Seite 35: Man zehle im menschlichen Körper 248 bis 249 Knochen. Ich mag doch rechnen wie ich will, so finde ich allerwenigstens 260.

— Die Knochen machen den dritten Theil vom Gewicht des ganzen Körpers aus. — Der Herr Verfasser muß schwerlich ein Skelet betrachtet, vielweniger selbst gewogen haben, da er so hoch aufsetzt. Ein wenig Ueberlegung, wenn man auch nicht Gelegenheit hätte ein Skelet zu wiegen, muß einen schon von dieser Unrichtigkeit überzeugen.

Seite 35: Was von den Wirbelbeinen gesagt wird, ist gar zu abgeschmackt.

Seite 36: Zehn Paar Nerven kommen aus dem Gehirn. Wenn ein Franzose, oder Engländer, die wahre Anzahl der Nerven-Paare richtiger bestimmt hätte, so wäre man in Deutschland längst gefolgt. Wir thun uns noch nach 10 Jahren einander nicht die Ehre an, und wollen doch, daß uns Auswärtige ehren sollen. Ists Einfalt oder Neid?

— Was vom Herzen und Puls gesagt wird, ist eben so unrichtig. Wenn man doch nur die kleine Physiologie von Hallern nachgeschlagen hätte!

hätte! So schön siehts noch 1787 um diesen einzigen Artikel aus. Wäre man doch nur einmal auf den Einfall gekommen, diesen Artikel, der von Jahr zu Jahr, seit 1771, (denn dieser Kalender ist mir so eben zur Hand) wie mit stehen bleibenden Schriften abgedruckt wird, einem einigermaßen Sachverständigen zur Durchsicht zu geben. Und doch steht auf dem Titul, daß dieser Kalender zum Nutzen eingerichtet sey. Sömmering-Baldingischer Medizinischer Journal 16tes Stück 87, Seite 72.

Noch einige Bemerkungen über die Gothaischen Hofkalender für 1787 vom Hrn. Hofrath Sömmering zu Maynz. Ich habe schon im medicinischen Journal St. 11, die gar zu auffallenden Fehler des Artikels: der menschliche Leib, im Gothaischen Taschenkalender fürs Jahr 1787, gereiniget, in der Hoffnung, daß der Herr Herausgeber für 1788, doch wenigstens dieselben berichtigen lassen würde; allein ich finde das nemliche ganz unverändert wieder abgedruckt. Man muß vermuthen, daß meine Zurechtweisung dem Herausgeber unbekannt geblieben sey, weil es sonst unbegreiflich wäre, wie man solche grobe Unrichtigkeiten stehen laßen könnte, die nicht etwan nach einer Meynung reformiret werden müssen, sondern die meist alle durch das Zeugniß der Sinne, völlig und leicht, wiederlegt werden können.

Ich will noch einige Bemerkungen hinzufügen, um zu zeigen, daß fast kein Absatz anatomisch richtig ist.

Seite 26: " Die kleinste Gestalt, heißt es, „ unter welcher die geübtesten Augen der Beob„ achter die menschliche Frucht erblickt haben, ist „ ein eyrundes Bläschen, welches sich nach und „ nach entwickelt." Es geschieht wohl etwas mehr als blose Entwicklung des Bläschens, z. B. ein Anhängen, Fortwachsen u. s. f. " Sie„ ben Tage hernach kann man schon mit blosen „ Augen die erste Anlage zu einem Menschen „ kennen. Diese Anlage sieht jedoch nicht anders „ als eine durchsichtige Gallerte aus, welche schon „ einige Festigkeit hat, und in welcher man den „ Kopf und den Rumpf unterscheiden kann.

Ohne mich hier auf meine eigene Beobachtungen, die ich durch Darlegung der Präparate beweisen kann, zu stützen, will ich nur einen gültigen unverwerflichen Zeugen, dessen eigene nicht blos von andern entlehnte Dienste über diesen Punkt jedermann bekanndt sind, Hallern nemlich, anführen. Dieser sagt in seinen primis Lineis Physiologiæ der Ausgabe von 1762, im 889sten §, fœtus diu invisibilis, ut ante decimum septimum diem nunquam viderim informis primo merusque mucus hactenus cylindricus. Allein wenn auch der Verfasser diese Stelle übersahe: so hätte ihm doch wenigstens,

da er sichs einfallen ließ, über diesen Gegenstand zu schreiben, die Stelle im größten Hallerischen Werke, Element. Physiol. von 1766 oder 1768, Tom. 8, Lib. 29, Sect. I, § 33, nicht unbekannt seyn sollen, wo ganz ausdrücklich steht: Omnino vero admitti nequit fœtus diei tertii cum dimidio, cum brachiorum initiis, neque fœtus septimi diei cum artuum rudimentis Bianchi neque alter diei 16 dierumque 20, neque 25.

„Nach 14 Tagen fängt man an den Kopf „deutlich zu bemerken, und die stärksten Züge „des Gesichts zu erkennen, die Nase ist noch „nichts weiter als ein hervorragendes Fäserchen, „welches senkrecht auf einer Linie steht.

Hier tritt wieder die vorige Anmerkung ein. Wer nur Gelegenheit hat, Embryonen, die ganz ungezweifelt 4 bis 6 Wochen alt sind, in der Natur zu betrachten, wird finden, daß von diesen noch nicht einmal gesagt werden könne, daß man nur die stärksten Züge des Gesichts erkenne, und daß die Beschreibung der Nase sehr unpassend ist, so schön sie auch dem Verfasser gedünkt haben mag.

„Zu beyden Seiten des obern Theils des „Rumpfs sind kleine Hervorragungen, welche „der erste Aufriß zu Armen und Beinen sind.

Also am obern Theile des Rumpfs ist der Aufriß zu den Beinen? Ich wünschte wohl zu

wissen, zu was denn noch etwan vom untern Theile des Rumpfs der erste Aufriß seyn mag?

Eine Hervorragung wird hier ein erster Aufriß genannt! Nach Verlauf von 3 Wochen hat der Leib etwas zugenommen, die Arme und Beine, die Hände und Füße sind merklich geworden.

Ich muß mich hier wieder auf die Excerpte aus Haller beziehen. Ich glaube nicht, daß irgend ein zuverläßiger Physiologe so früh Hände und Füße gesehen zu haben sich einbilden wird.

In den Gerichtshöfen fehlt es nicht an Beyspielen von Kindern, welche in dem 12ten und sogar in dem 14ten Monat für ehelich gebohrne sind erklärt worden.

Es scheinet mir sehr sonderbar, den Gebrauch oder die Entscheidung von Gerichtshöfen als Autorität einer physiologischen Wahrheit anzuführen: denn ich verstehe hier, wie natürlich, unter ehelich gebornen, was der Verfasser darunter verstanden haben will. Wenn die Gerichtshöfe befehlen können, daß man ein vorgeblich 14 monathliches Kind für ehelich erkennen soll, so ist noch nicht die Folge, daß man deswegen auch glauben soll, daß es 14 Monate lang wirklich im Schoos der Mutter gewesen ist. In der Physiologie, wovon doch hier blos die Rede ist, gelten keine Machtsprüche.

Man theilt die Höhe des Körpers gemeiniglich in 10 gleiche ein, u. s. f. billig hätte hier bemerkt werden müssen, daß dies blos von ausgewachsenen Körpern gilt.

Bey denjenigen die sehr hoch gewachsen sind, findet sich noch eine halbe Gesichtslänge mehr in demjenigen Theile des Körpers, der zwischen den Brüsten und dem Becken ist, als bey andern Menschen.

In diesem Theile ist in Ansehung des Verhältnisses gemeiniglich ein Unterschied, zwischen dem männlichen und weiblichen Körper. Sonst ist die Länge nicht sowohl dieses Theils als vielmehr des Schädels am veränderlichsten.

Der Mensch ist kleiner des Abends als des Morgens. Dies könnte besser so ausgedruckt werden: der Mensch, wenn er lange auf den Beinen gewesen ist, ist kleiner, als wenn er hinlänglich auf dem Rücken liegend ausgeruhet hat. Der Morgen und der Abend hat weiter keinen Einfluß, und ein Bothe der des Morgens ankömmt, nachdem er die ganze Nacht durch gegangen war, wird kleiner gefunden werden, als des Abends, nachdem er des Tags über auf dem Rücken liegend ausgeruht hat.

Im Sommer wiegt ein gesunder Körper gegen 3 Pfund weniger als im Winter. Wozu hier die beygesetzte Bestimmung 3 Pfund, da man nirgend angab, wie schwer er überhaupt wiegt.

Der Mensch bringt gemeiniglich Haare mit auf die Welt. Diejenigen, welche blond werden sollen, haben blaue, die rothen brennendgelbe, und die braunen blos gelbe Augen.

Auf wen geht das Wort diejenigen? auf Menschen? so giebts also auch rothe Menschen? oder gehts auf Haare? also die Haare haben Augen?

Uebrigens habe ich doch viele Augen gesehen, aber noch nie blos gelbe gefunden. (versteht sich bey Menschen.)

Die krausen Haare werden später grau als gie platten.

Platte Haare? ein neuer Ausdruck! zudem ists nicht einmal richtig, daß schlichte Haare eher grau werden als krause.

Das weiße Haar auf gelbem Grunde, ist die Farbe blond gewesener Haare.

Ich wünschte ein Pröbchen von weißem Haare auf gelbem Grunde zu sehen.

Gegen Ende des ersten, oder den Anfang des 2ten Jahrs, erscheinen 16 andere. Man nennte sie Backenzähne u. s. f.

Es giebt noch 4 Zähne, welche zu beyden Enden der Backenzähne stehen u. s. f.

Nach dieser Beschreibung sollte man glauben, daß die 4 letzten Zähne keine Backenzähne waren. Ich finde sie nur selten fehlen.

Die gewöhnlichen Farben der Augen sind grün. —

Sol-

Solche Augen habe ich noch nicht bey Menschen gesehen. Es giebt Farben, in welchen man so zu reden keine Farbe bemerkt. Man sieht nichts als den Stern, der mitten im Auge einzeln dasteht.

Wenn man nichts als den Stern (der Verfasser meynt wahrscheinlich das Lichtloch, Pupille,) wahrnimmt, so ist dies wohl eine Krankheit, die nicht hieher gehört, ohngeachtet doch noch immer etwas von der Blendung (Gris) übrig bleibt. Was soll wohl übrigens der Nachdruck: der Stern steht mitten im Auge einzeln da, bedeuten? Ist er denn sonst doppelt? oder steht er sonst nicht mitten im Auge? Man hat angemerkt, daß das Gehirnmark bey blödsinnigen Personen beständig leichter gewesen als bey ꝛc.

Nicht beständig, sondern auch zuweilen wohl härter. Gleich wie man 13 Wirbelbeine an dem Rücken findet, so findet man auch 13 Ribben.

Ist nicht recht ausgedruckt, denn ich möchte wohl wissen, was für Merkmale der Verfasser für einen 13ten Rückenwirbel hat, wenn keine 13te Ribbe da ist. Meines Wissens bestimmt das Daseyn einer 13ten Ribbe allererst einen 13ten Rückenwirbel, denn ausserdem würde man einen solchen überzähligen Wirbel, dem Hals- oder Ländenwirbel beyzählen.

Der einfachen Muskeln sind 446.

Ich

Ich glaube kein Zergliederer von Profeßion läßt es sich einfallen, dieses behaupten zu wollen, da ihre Abtheilung bis jetzt, noch gar nichts weniger als natürlich ist.

Endlich sieht es sonderbar aus, daß der Verfasser die Drüsen unter der Aufschrift Muskeln einschiebt.

Nimmt man nun diese billige Anmerkungen mit denen schon vorhin bekannt gemachten zusammen, so muß man freylich erstaunen, wie in so wenig Zeilen so viel Irrthümer haben zusammen gebracht werden können.

Das allersonderbarste aber ist, daß da dieser Artikel schon zwanzig volle Jahre (ich würde es nicht glauben, wenn ich nicht einen Kalender von 1766 vor mir hätte,) wie gesagt, fast wie mit stehenbleibenden Schriften, zum Nutzen und Vergnügen, alljährlich wieder abgedruckt wird, kein Verbesserer dieses interessanten Gegenstandes auftrat.

Ich hielt es daher um fernerer Einwurzelung so leicht zu verbessernder, und so oft wiederholter Irrthümer ein Ende zu machen, der Mühe werth, das Publikum zu warnen, nicht Unwahrheiten zu benutzen, und an Unsinn Vergnügen zu finden.

Sömmering.

Auch

Auch in diesem 4ten Bändchen habe ich die Ehre, mit einigen Auszügen aus alten Kalendern, die mir aus Freundschaft eines Hersfelder Bürgers kommuniziret worden sind, aufzuwarten. Ich habe auch etwas von dieser Art Auszügen für das 5te und 6te Bändchen, das ich schon vorgearbeitet habe, aufbewahrt, und denke, bey künftigen mehrern Bänden, es werden sich ja wohl noch mehrere Freunde, die mir alte Kalender lehnen, finden. Ich liefere hier alles wörtlich, so wie ich es gefunden, und verbürge auf keinerley Weise die Authentizität dieser Erzehlungen. Hier gelten wieder meine, im ersten Bändchen angenommene und bekanndt gemachte Lieferungs-Bedingungen.

Die nachstehende Monaths Geschichtchens sind aus einem Ueberbleibsel eines alten Schmalkaldischen Kalenders genommen. Der ganze Kalender fehlt; nur folgendes ist noch vorhanden.

„ Prognosticon Metereologico-Astrologicum,
„ oder historische Practica auff das Jahr nach der
„ Freuden reichen und heylwerthen Geburth un-
„ sers einigen Erlösers Jesu Christi MDCLXXIV,
„ darinnen aus den futuris contingentibus possi-
„ bilibus astrologischer und natürlicher Art nach,
„ nechst Anleitung der alten berühmtesten und
„ vortrefflichsten Astrologorum lang wierigen

„Observationen, und Experienz, ohne Aber-
„glauben (Mit Erlaubnis: die Lieferung wie-
derspricht geradezu dieser Angabe. A. d. S.)
„männiglich vor Augen gestellet wnd was etwan
„sich nach dem gnädigen Willen Gottes begeben
„möchte. Zu sonderbahrer Auffmunterung und
„Betrachtung des gestirnten Himmels, mit merck-
„würdigen historischen Exempeln außgeführt,
„und dargestellet, von M. Andreas Limprachten,
„Erffurtens. Kayserlich. Gekrönten Poeten Nat.
„Publ. Mathematum Cultore, und zum Bar-
„füssern in Erffurdt Conrectore. Schmalkalden
„druckts und verlegts Just. Valentinus Fleisch-
„hawer.

Die unter Nummer 2. vorkommende Auszüge stehen wörtlch in dem „Alt und Newen Heßischen „Schreib Chronicken Calender, darinnen, nebst „der Sonne, Monds, und andere Planeten Lauff, „der Sonnen Auff und Niedergang, die Tag „und Nächt Länge und sonst andere mit nötige „Sachen zu finden Auff das Jahr nach der „Gnadenreichen Geburt unseres Herrn und Hey-„landes Jesu Christi MDCLXXV. durch eigenen „Fleiß calculiret und beschrieben durch Matthiam „Wrete, Breuna Hass. Dei & Matthes. Cultor. „Cassel verlegt von Johann Ingebrandt.“ Dieser Kalender ist dem damaligen Herrn Land-grafen Hohen Andenkens, Karl dem ersten, in schönem Latein dedicirt. Neben den Monatsei-

ten

ten befindet sich die unter Nummer 2. gelieferte Geschichte. Dieser Kalender hat einen Anhang, dessen Titel so lautet: „Prognosticon Astrologicum, das ist Practica oder Muthmassung „des Gewitters derer vier Jahr-Zeiten, wie „auch Finsternüßen; Kriegs und Sterbens Gefahr, zusampt andern Zufällen, so nach dem „natürlichen Lauff der Sonnen, Aspeckten anderer Planeten, wie auch derer Fix Sternen „sich zutragen dörfften. Auff das 3te nach dem „418ten Schaltjahr, welches ist nach der Gnadenreichen Geburt und Menschwerdung unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi, das „MDCLXXV. auff das einfältigste durch eignen „Fleiß calculirt, und beschrieben, durch Matthiam Wrete, Breuna-Hassum, Dei & Matheseos Cultorem. Cassel, gedruckt bey Friedrich „Hertzog." In diesem Anhang nun ist die unter Nummer 3. gelieferte Nachricht befindlich. Die Erzehlung ist unter und zwischen die astrologische Kapitel gemengt. Nun lesen Sie selbst, Geneigte Leser! Mit Auszügen aus diesem Kalender an sich selbst, habe ich Sie nicht unterhalten wollen: so viel ist aber ausser allem Zweifel, daß dieser alte Kalender viele, gar viele, neue Kalender, vom Jahr 1788, die ich mit einer Musterung in meinem neuen Musterungs-Kalender heimgesucht habe, übertrift, und zwar nicht zu seinem Nachtheil!

Ja:

Jannuarius.

Folgende Geschicht hat sich in diesem Monatte begeben.

Anno 1349. Ist in diesem Monatte eine solche Kälte eingefallen, daß in Kärndten an die 50 Weiber über den melcken unter den Kühen sitzend erstarret und erfrohren sind, darauf eine solche Pest entstanden, daß in Bayern, Windischen Mark, und in Mähren ganze Städte, Flecken und Dörffern ausgestorben und verödet worden.

Aprilis.

Folgende Mordgeschicht hat sich in diesem Monatte zugetragen.

Anno 1330. am Ostertage, ging, Fölicianus Zaach, ein Alter Ritter, in König Caroli in Ungarn, Zimmer, da der König mit seinem Gemahl, zweyen Herren und Hoff-Räthen zu Tisch saß, der Meynung, sie alle umzubringen, hauete grimmig auf den König, und verwundet ihn, der Königin hauet er einen Finger ab, hätte auch die jungen Herrn beschädtiget, wenn er nicht von den Hoffdienern und Trabanten abgehalten, erstochen und erschlagen worden were. vid. Wilhelm Dillings Ungarische Chronick. fol. 93.

Junius.

Folgendes ist in diesem Monatte vorgangen.

Anno 1075. ward Kayser Heinrich der Vierte

von

von den Sachsen zu Goßlar belagert, und als er ihnen mit Lüsten aus den Händen kam, machten sie sich an die gebauten Berg-Schlößer, belagerten, gewannen, und zerrißen sie, theils besetzten sie: Der Kayser rüstete sich auch mit aller Gewalt, und thät die erste Schlacht mit ihnen an der Unstruth bey Hohnburg, daß bald in Angriff alle Speer und Spiese zu Trümmern giengen, und zu den Schwerdtern gegriffen war. Die Kayserlichen aber behielten das Feld, plünderten das Lager, jagten den Flüchtigen nach, und erwürgten alles, was sie antraffen, daß auf drey Meilen weit und breit nichts, denn grosse Hauffen der Erschlagenen gesehen wurden, ohne was auf der Wahlstadt blieb: Diß geschah am 9. Junii. vid. Spangenbergs Chron. fol. 204. 205.

Augustus.

Folgendes geschah in diesem Monatte.

Anno 1622. gegen Bartholomäi ward das Platzergeld in Thüringen abgesetzt, und galt ein Reichsthaler, der zuvor 10. fl. gegolten, wieder 24. Groschen. Das Platzergeld, was leicht und noch ein wenig gut war, galt schwer 2 oder 3 Pfenn. Die groben Sorten was leicht 4. Thaler galt, galt schwer 8. gr. Und was leicht 2 Thal. galt, galt schwer 4. gr. Solches ward endlich alles, als ungewöhnliche Münze, wieder aufgewechselt, und gut Geld, als Groschen und Dreyer,

in Erffurth daraus gemacht. vid. Hundorffs Encomium Erffurt.

December.

Folgendes hat sich in diesem Monatte begeben.

Anno 1631. den 5 December ist Doctor Johann Gräntzing Reichs Hoff-Rath, so hiebevor des Bischopffs zu Augspurg Rath, Autor und vornemster promotor und solicitator in derselben Stadt vorgenommen Reformation gewesen, zu Wien im sitzenden Rathe, als er referiren wollen, vom Stuel gefallen, und plötzlich gestorben.

Den 11. Decembr. darauff hat sich ein schrecklicher Sturm erhoben, und zweene schöne hohe Thürme von der Jesuiter neuen Collegio und der Universität daselbst dergestalt abgeworffen, als wenn man sie hinweg geschnitten hätte, welches viel Nachdenckens verursachet. Und diß sey so viel von den zwölff Monatten.

Zweyte Fortsetzung Chronologischer und Geographischer Beschreibung des Fürstenthums Heßen, deßen Gelegenheit, Beschaffenheit, Städte, und anderer darinnen denckwürdigen Begebenheiten.

Nachdem Wir, Großgünstig geehrt- und vielgeliebter Leser, in dem zu End gelauffenen 1674sten Jahre

Jahre die General-Beschreibung des Fürstenthums Heßen, unsers lieben Vaterlandes, durch Gottes Gnade volbracht, und zwar in müglicher Kürtze, hoffen der Großgünst. Leser, werde darob ein sattsames Gnügen haben; Wollen wir anitzo im Namen Gottes in der Special-Beschreibung einen Anfang machen, und zwar zuvorderst von denen Völckern und Städten, darin die Katten abgetheilet.

Es sind aber die Catten in unterschiedliche Völcker abgetheilet gewesen; Als die Cattimelibocos ist so viel als die Catten so umb den Berg Melibocum gewohnet: die Mattiacos und Batavos welche nachmalen der mehrerer Theil, sich in Holl- und Seeland begeben, nun haben sich derowegen erstlich die Tencteri und nach denselben die Cattimeliboci in ein Antheil ihrer überlassenen Länder in die Nieder-Grafschafft, und das Rhingau insetzt. Sind etwa auch ingriones genent worden. Die Mattiaci aber haben beseßen, wie sichs ansehen lassen will, die Niedergrafschafft Naßau disseit der Löhn, das Rhingau, und in ein groß Theil des Fürstenthums umb Marpurg. So sind der Batavorum Wohnung gewesen, da nunmehr die Grafschafft Nassau jenseit der Löhn um Dillenberg die Grafschafft Witgenstein, Battenberg, welches auch ein Grafschafft gewesen, Franckenberg und ein Antheil der Grafschafft Waldeck gelegen. Von den Casvariis und Cattvariis sind übrig

die, so um Kaßel und Wolfhagen wohnen. Und obwohl auch die Cattuarii oder Casvarii das Stifft Paderborn ingehabt, so sind doch nachmalen in dieselbe Gegend alß die Catten von denen Römern überwältiget, und daselbsten abgetrieben, die Sachsen zu wohnen kommen.

Die Hessones haben gesessen, umb Homburg, Hirßfeld und förderst an der Werra und Fulda, die übrige Catten aber haben in Thüringen und Francken ihre Wohnung, Thun und Wesen gehabt. Dieselben Völcker haben auch ihre besondere Städte, oder vielmehr Dörffer, auch etwa vornehme Höfe und Oerter gehabt, als Artaunum, welches sich fast ansehen laßen will, als wenn es die Gelegenheit um Franckfurt sey, angesehen die Nähe des Berges Tauni, welches ist der Feldberg, die Höhe und der ganze Höhrich oder Niedergrafschafft, so zu Caroli Magni Zeiten Heinrichia Sylva genennet. Der Melibocus aber ligt jenseit des Mayns bey Zwingenberg und siehet man noch darauf alte Monumenta und Anzeigungen von überaus großen spitzigen Säulen. Ist vor Alters eine fruchtbare Gegend gewesen, und an welchem Gebürg auch man Ertzgruben erfunden: Und dann gegen den Mayn Melocavus gelegen. Sonsten die andere fürnehme Oerter Städtlein oder Wohnungen der Catten sind: Maltium oder Mattiacum, welches die Hauptstadt der Catten gewesen, halten zwar der mehren-

ren theil uur vor einem Ort oder Stadt, aber es läßet sich der Wahrheit ähnlicher ansehen, daß Maltium sey gestanden, da nunmehr das Dorff Metz, im Amt Gudensberg, Mattiacum aber etwa zu Marpurg oder ja etwa in einer Gelegenheit der Grafschafft Nassau, welches von den Mattiacis den Nahmen gehabt, oder wie es Goldmeyer in seiner Schrifft vom Ursprung der Heßen gänzlich dafür hält, das Maltiacum gestanden haben an dem Orte da jetzund die Stadt Marpurg ist, und nachdem Mattiacum im Jahr Christi 16. von Germanico zerstöhret, aber nachmals wieder erbauet, habe sie den Namen Marpurg bekommen, wie inskünftige, geliebts Gott bey Beschreibung der Stadt Marpurg weiter soll angeführet werden. Bogadium obs etwa nach etlicher Gutdüncken Wetzlar mag gewesen seyen Nuaesium oder Nasau. Amasia ist nicht eine Stadt, sondern das Waßer Embs Amalia oder Hamelburg. Pheugarium die Büchen oder Fulda. Stereontium achtet man wohl vor Cassel, wie auch Sauer in seinen Städtebuch anzeucht auß dem Francisco Ireneo daß Ptolomæus durch Stereontium Caßel verstehe, so wollen doch etliche diese Meynung nicht billigen, weilen der Name Caßel eben so alt seye als Stereontium; und komt her von denen Casvariis, wie auch eben gemelter Saur an eben denselben Orte schreibt, daß sie vor alten Zeiten Castellum Cattorum

geheißen. Und dannenhero will Dilichius in seiner Heßischen Chronica lieber glauben daß Stereontium umb Greiffenstein oder Dillenberg gelegen habe. Trophæa Drusi deuten auf Herßfeld und Treyßa. Munitium auf die Stadt Münden und Thulisurgum auf Höxer: daselbsten ist angegangen Teutoburgensis saltus (darinnen Q. Varus hingerichtet, davon vorm Jahr im prognostico gehandelt) mit welchen auch gegräntzet Caesia sylva. Bacenis aber ist der Thüringer Wald, und Semana der Odewald, darin der Melibocus gelegen. Taunus ist die Höhe und der Hörich, welche sämtlich zum Herciniae gehöret; Calegia Kala in Thüringen; Argelia Arnstadt, Lupi Ebleben, Locoritum Rotenberg an der Tauber, Gravionarium Bamberg, Artaunum etwa Franckfurt, Melocavus Miltenberg, Herbipolis Würtzburg, Hammonis fanum bey Franckenberg; Coltoris aber zu Kesterberg, und Buriburgum den Büriberg bey Friedslar. &c.

Ferners wird Heßen abgetheilet in Ober- und Niederheßen. Oberheßen gräntzet mit Francken, Pfaltz, Mainz, Trier und Cöln Nieder- oder Unterheßen, gräntzet mit Büchen, Thüringen, dem Eißfelde, Braunschweig, Paderborn und Westphalen, und werden darinnen begriffen das Nieder-Fürstenthum Heßen, das Stifft Hersfeld, die Grafschafften Ziegenhayn und Waldeck. Das Unter- oder Niederfürstenthum wird zwi-

schen

schen Thüringen den Apteyen Fulda und Herßfeld, den Grafschafften Ziegenhayn und Waldeck dem Bistums Paderborn, Herzogt. Braunschweig und Eißfelde, eingeschloßen und fließen auch dadurch die Werra, Fulda, die Schwalm, Eder, Embs und sonst viel andere kleine Flüße. Ist ein sehr fruchtbar Land mit schönen Städten, Schlößern, Flecken und Dörffern besetzt. Die fürnehmste Städte und Häußer sind an der Fulda Caßel die Haupt Residenz Stadt, Lichtenau, Melsungen, Spangenberg, Friedewald und Rottenberg, Homburg, Borcken, Fridslar, Numburg, welche bey Mainzig, Merxhausen, Niedenstein, Gudensberg, Felsberg, Wolffhagen, Zierenberg, Liebenau, an der Dimall, Grebenstein, Hoff-Geißmar, Immenhausen, Sabbaburg, Trendelburg, Giselwerder und Helmershausen. An und umb dem Werrastrom gelegen sind Boch, Sontra, Cappel, Wanfried, Eschewege, Allendorff, Ludwigstein und Witzenhausen.

Erstlich
Von Cassel der Haupt- und Residentz-Stadt des Nieder-Fürstenthums.

Alle Völker haben wegen vieler Bequemlichkeiten, die Städte gern an fliesenden Wasser gebauet, und hierdurch ihnen viel Nutzens geschaffet und verursachet. Derowegen sind auch die Städte in Hessen, so an Wassern liegen,

zimlicher Ankunft und Vermögens. Unter diesen aber ist Cassel, die Haupt- und Residentz-Stadt des Nieder-Fürstenthums der Höchste Schmuck und Zierde, sowohl der vornehmen Kaufmannsschafft, als der schönen Fürstl. Pallästen, und sonst bürgerlichen Wohnungen halber. Beym Ptolomæo wird eine Art Stereontium genennet, welchen mehrentheils Scribenten vor Cassel, wie schon droben gemeldet, halten wollen: doch befindet sich darneben, daß diese Stadt allewege nicht dieses Orts, an welchen sie nunmehr erbauet, sondern um Wolfsanger, einen nechst darbey gelegenem Dorffe gestanden, und nach etlicher Meynung allein ein Burg und Schantze daselbsten gewesen, so den Namen Cassel von denen casvariis gehabt. Auch weiß man darneben das Jahrs 1019 Kayser Henrich der II. Wolfsanger alle Sonnabend ein Wochenmarkt, und auf Johannis Baptistæ-Tag ein Jahrmarkt zugelassen und gegönnet hat. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist doch einmal gewiß, daß die Städte in Teutschland bey den stetswärenden Umbwechslungen, Kriegen, Reisen, und Verändrungen, mehrmals verwüstet und öde gelassen worden, und das Cassel ums Jahr 1000. ein geringes Thuen, und nach 1008. ein Meyerhof bey einem zerfallenen Castel gewesen, so damal dem Kloster Kauffungen zuständig, darnach ersten Jahrs 1143. das Klo-

ster Weisenstein vorm Habichswalde gebauet, A. C. 1152. von Graff Heinrich Raspen, der auch Gudensberg innen hatte, die Pfarrkirche zu Kassel ans Anaberger Kloster vergeben, ernennts Kloster aber A. 1154. von Kayser Friedrich dem I. dieses Nahmens bestäntiget worden. Und hat damaln zugleich bemelter Raspo daß alte Castel erneuert und die Stadt zu bauen angefangen, darüber dann die Stadt Wolffsanger in abnehmen kommen, und letzlich durch großen Brandschaden gar in ein Dorff verkehret worden. An. 1262. aber bauete Graff Albrecht zu Waldenstein das Kloster Nordshausen. Nach diesem war im Jahr 1272. von Henrich dem ersten Landgraffen zu Hessen ꝛc. ꝛc. das Kloster so man zum Brüdern nennet, gestiftet, und von eben demselben A. 1277. das Schloß von Grund aus abgebrochen und auch ein neues gebauet. Sein Gemalin aber Frau Mechtild genant, richtet an den Spital zu St. Elisabethen. Dasmal lag der Spital außwendig der Stadt. Als aber die Stadt erweitert, und die Freyheit gebauet, ist auch gemelter Spital in die Stadtmauer mit eingezogen, und weiln vor Alters vom Thor an bis zum Spital ein Steinweg, hat von demselben die Gaße bishero den Nahmen behalten. Auf der einen Seiten der Stadt lag damaln und auch noch A. 1308. ein Dorff Mölnhausen geheisen, von demselben

hat das Möller oder Mölnhäußer Thor den Nahmen behalten. An. 1326. hat man die Altenstädter Pfarrkirch abermaln abgebrochen und erweitert, und An. 1328. die Freyheit und den Briel gebauet, und hat damals ein Stadtthor beym Weisenhoffe gestanden, das andere mitten in der Marktgassen, das dritte beym Schlosse, da man es uffen Graben nennet. Dero Zeit ist auch Kassel mit dreyen Freymärkten und Niederlagen, nemlich den einen auf Invocavit, den andern auf Jacobi, den dritten auf Martini, durch ihres Fürsten Intercession, vom Kayser begabet worden. Die andern Märkte aber sind neuer, denn Quasimodogeniti, oder der Markt der Brüder-Ablaß, hat seinen Anfang von wegen der Kirchweih der Brüder-Kirchen, der Michaelis-Markt von wegen eines Ledermarkts, so sind von Jahren zu Jahren gebessert, den H. drey Königes-Markt aber hat Landgraff Philips zu gelegt, und ausrufen lassen. An. 1342. ist die Fulda so hoch angelauffen, daß sie in der Neustädter Kirch auf den Hohen Altar gestiegen. An. 1358. hat ein Wittib auf der Fulda-Brücken St. Niclausen-Capell gebauet. An. 1364. aber hat Landgraff Henrich der II. den Thumb zu St. Martin auf der Freyheit zu bauen angefangen und solchen Bau innerhalb 3 Jahren aufgeführet. Dero Zeit war die Stadt Cassel in

drey

drey Theil abgetheilet: Nemlich in die Altstadt, Neustadt und Freyheit, und hat auch jedes Theil seine besondere Bürgermeistere, Ratht-Insiegel und Rathhauß. Nachdem aber Marggraff Balthasar, die Bischöffe Menz, Cöln, Osnabrück und Otto der Quade, Hr. zu Braunschweig, sich mit ihrer Kriegßmacht wider Heßen ergoßen, ist Caßel erstlich An. 1382. darnach An. 1385. und letzlich An. 1400. mit ernsten und geschwinden Belägerungen angetastet und bestürmmet worden, sich aber nichstoweniger der Feinde Graußamkeit und Ernstes erwähret und jederzeit durch dero Bürger standhaffte Gegenwehr ungenommen blieben. Ob nun wohl unter diesen Belägerungen nemlich An. 1391. etliche nemlich 25. aus der Bürgerschafft, wie dann jezuweilen in solchen grosen Gemeinen auch reudige Schaffe gefunden werden, dem Marggraffen die Stadt verrahten wollen, so ist man doch solches bey Zeiten innen worden die Verräther der Gebühr gestraft, und ihre Güter dem Fürsten eingeräumbt, welcher sie dann unter etliche von Adel außgetheilet. Innerhalb diesen Kriegen nemblich An. 1385. ist die Ana, so bis dahero durch die Stadt gefloßen, außerhalb der Stadt in die Fulda geleitet worden. Die Wage ward An. 1404. der Thurn auf dem Mullenthor An. 1414. der Trauselthurn An. 1415. gebauet, und weiln

dero

derd Zeit daselbst eine Mühle gestanden, wird der Ort bey dem Teich noch anheut auf der Trauselmühl genant. Diesem folget An. 1421. das Kaufhauß. An. 1440. aber zerfiel das Gewölbe an St. Martins-Kirche, erschlug und verderbte viele Menschen, derowegen man noch in demselben Jahr den Bau erweitern müssen. Jmnächst folgenden Jahr wurden bey der neue Mühl auf einen Zug gefangen 398 Lächse. An. 1454. ward der neue Weisehof von Kogelherrn gebauet, L. Moritz aber hat ihm darnach An. 1608. zu einer Gaßen gemacht. An. 1472. ist die Fulda abermals Hochangelauffen, also daß man mit Schiffen hin und wieder in der Neustandt fahren müssen. So fing An. 1502. L. Wilhelm der Mittler an zu bauen das grose steinerne Hauß gegen der Fulda am Schloß, die Stadt Caßel aber An. 1509. die steinerne Brücke über die Fulda, Ann. 1512. die Kloster Jungfrauen, das grose steinerne Hauß in Annaberge. Jnn welchen Jahr auch der Brückenbau vollendet, und war bis dahero ein hölzin Brücke mit steinern Pfeilen und einem Dach daselbsten gestanden. Den 20 Julii An. 1521. ging um 1 Uhr Nachmittag beym Müllerthor aus Uebersehen eines unachtsamen Weibs, ein eylend Feuer auff welches innerhalb 6. St. 308. Wohnhäußer in Asche gelegt hat. Jn desselben Jahr zerbrach die Fulda den mittelsten Pfeiler worauf die schöne

Capel

Capel zu S. Niclausen genant gestanden. Alß L. Phillips der I. zur Regierung kommen, hat er An. 1523 den Wall um daß Schloß Caßel wie auch An. 1526. den Walbau um die Stadt angefangen. Im Jahr darnach war die Pfarrkirch auffm Platz vorm Schloß, so wohl auch ein groß Antheil von der Brüderkirch abgebrochen, und die Steine an den Rundeln und Mauren des Schloßes vermauret. An. 1529. ist der oberste Lustgarte gepflantzet. An. 1529. hat die Ana zwey Bollwercke und Schleußen ingerißen. Nach diesen hat An. 1538. L. Phillips die Neustädter mühle abgebrochen, und von neuen mit 12 Gängen zurechten, An. 1531. aber an der Vestung vor der Neustadt und auffm Baumgarten, wie auch sonsten an der Vestung und Bollwerck vorm Anaberge, vorm Müllerthor, hindern alten Zeug- oder Gießhause, vorm hohen und Zwernthore A. 1541. 2, 3, 4, 5, 6, 7, starck bauwen laßen.

Hierbey müßen wirs wegen Mangel des Raums für dießmahl bewenden laßen, künftig geliebts Gott soll von dieser Matery ein Mehreres erfolgen.

Merwig

Merwig oder Meroveus König der Thüringer und Hessen.

Nachdem nun wie vorm Jahre gehöret, Clodius, König in Frankreich durch Hülfe dero Sachsen, Thüringer und Heßen, die Römer gänzlich aus Gallien vertrieben, und demselben nunmehro den Nahmen Frankreich angehängt, und wegen seiner Gewalt die meisten Teutschen Völcker mit ihme sich in Bündniß eingelassen, mehrete ihn, wie man sagt, sein Gut den Muht, und wolte endlich aus dem Bund ein Band, und aus Bundsgenoßen und Freunden Unterthanen machen, aber hierdurch erregte Er Spaltungen und Kriege. Und ob er wohl die Sachsen unter sein Joch mit bringen mögen, hat Ers doch mit denen Heßen und Thüringen so weit gespielet, daß sie sich nicht allein unter sein Joch legen, sondern auch seinen Sohn Meroveum oder Merwig zu einem König annehmen müßen, bis daß Attila der Hunnen König in Teutschland kommen, darinen grausam gewütet und getobet, daß allein vor seinem Nahmen diese Länder Thüringen, Heßen und Sachsen, welche doch niemals vor denen mächtigen Römern sich entsetzet, als ob er höllisch Feuer um sich spreuen könte, erzitterten. Derohalben sich auch Thüringen und Heßen, demnach sie ohne daß mit ihrem auffgedrun-

drungenen König übel zufrieden, an ihn, wie auch andere viel teutsche Völcker, ergeben, und sich ihme zum besten zu Felde gemacht haben. Wir wollen, weil allhier des Attilæ gedacht wird, dem Historieliebenden Leser zu gefallen, diese History weiter erzehlen. Dieser Attila, welchen die Hunnen so zuerst aus dem Asiatischen Scythien hinder dem Caspischen Meer hervor gekrochen, zum Könige erwehlten, zoge an sich, die Meiste, damals noch heydnische teutsche Velcker, samlete ein Heer von 1000000. Mann, und überschwemmete damit erstlich die Länder rechtseits der Donau hinunter. Kayser Theodosius I I. muste An. 443. ihn mit 6000 Pfund Goldes aus dem Lande kauffen, und 1000 Pf. jährlichen Tribut versprechen. Dazumahl wurden bey 120000 Christen, in Hunnische Dienstbarkeit geführet.

Nach der wieder Heimkehr, ermordet Er seinen Bruder Budam aus Argwohn, als stünde Er ihm nach Cron und Leben. An 450. samlete der Kayserl. Feldherr Aetius mit Hülff Dietrichs und Merwigs, der West-Gotischen und Fränckischen Könige ein groses Heer, diesem Wütrich Einhalt zu thuen. Attila zoge mit 700000 Mann durch Teutschland in Gallien, da er überall unmenschlich hausete. Unterwegs traffe Er einen Einsiedel an, welcher ihn eine Geisel Gottes nennte. Dieser Nahme gefiel ihm

wohl,

wohl, daß er ihm seinen Titul zugesezt, welcher also lautete: Attila filius, Ben Jecuci nepos magni Nimrod, nutritus in Engaddi: Dei gratia Rex Hunnorum, Medorum, Gothorum, Dacorum: Metus orbis, Flagellum Dei. An. 451 kamen diese beyde erschreckliche Heere in der Heyde bey Chalons zusammen, und geschah eine grausame und niemals erhörte Schlacht, da beyderseits über 180000 auf dem Platz blieben, und ein Bach daselbst von Blut so starck anlieffe, daß er die Leichen forttrug. K. Dietrich ward erschlagen; aber Attila geschlagen: Welcher in seine Wagenburg sich einschloße, und am Leben verzweiffelte, weiln aber die Christen ihren Sieg nicht verfolgeten, ward Attila trotziger, und durchwütete gantz Gallien, alß er nach Troyes kame, ging ihm der Bischoff Lupus entgegen, und fragte: Wer bistu, der du also die Erde des Herrn verwüstest? Attila antwortete: Ich bin Attila der Hunnen König, eine Geisel Gottes. Ob diesen Worten erstutzte der Bischoff und sagte: Ey so sey mir willkommen du Geisel meines Gottes. Darauf führete er ihn mitten durch die Stadt, deren der Tyran, durch göttliche Regung, verschonen müßen. An. 455 schleiffete Er in Italien die zwo herrliche Städte Salonum und Aquilegiam, und muste', zu Eroberung der letzten, ein Storch, der seine Jungen aus der Stadt getragen, dem abzufertigen Feind

Muth

Muth und Anlaß geben. Von Rom hielt ihn ab P. Leo dahero, weil Er

(Hier fehlt ein Blat im Kalender. A. d. S.)

3. Derohalben Hermanfried wieder seinen Bruder Baldericum seinen Schwager König Dietrichen zu Metz um Hülff anrieff, mit dem Versprechen, wenn Er ihm denselben würde dämpffen helffen, ihm ein Antheil seiner Herrschafften zu überlaßen, grieff also König Dietrich die Heßen auf der einen Seiten an, dermasen, daß der bewaltigte Fürst Baldericus darüber erschlagen worden. Hiernach aber hielte Hermanfried König Dietrichen sein Versprechen nicht, sondern als König Dietrich durch eine Legation, ihn seines vorig gethanen Versprechens erinnern ließ, bekam er nicht allein eine abschlägige Andword, sondern es unternam sich auch Hermanfried wieder ihn eines schweren Kriegs, darin Er auch endlich in einer Schlacht überwunden, und darzu im Schloß und Stadt Scheidingen in Thüringen, so damals das Königliche Hoflager, mit Hülff dero Sachsen belägert worden, doch ist Er unter Eroberung der Stadt entrunnen, darnach hat ihn sein Diener und Rath Iring aus verrähterlichem Angeben beredet, sich an König Dietrichen zu ergeben: Hermanfried sich keiner Verrähterey befahrend ergab sich willig an seinen Schwager, welcher ihn denn unterm Schein eines freundlichens Gesprächs von einer Mauren zu todt gestürtzet, und

sich also einen König und Herren dieser unserer Lande gemacht, nachdem Heßen bey 240 Jahren unter dero Thüringer Königen gewesen: Ist geschehen An. C. 524. weiln aber König Dietrichen geholffen sein Bruder Lotharius, nahm er zu seinen Theil Königs Werthern hinterlaßene Tochter, eine fürtreffliche, schöne, heilige Jungfraw, Rotgundt genandt.

Als nun Dietrich, König zu Metz, Heßen und Thüringen ingenommen, und ihn unterthänig gemacht, hat Er die Stadt Franckenberg angefangen zu bauen, und dieweil sie auf einem Hügel oder Berge gelegen, ihr den Namen von demselben und denen Francken zugelegt. Darauf starb König Dietrich im Jahr Christi 534. ihm succedirte sein Sohn Dietwart, welcher in Theillung bekam insonders Francken, Thüringen und Heßen, wie auch den ganzen Rheinstrom, alß auch nachmals Schwaben, Beyern und Metz, bekam endlich den Nahmen eines teutschen Königs. Dazumals A. C. 537. druckte die ganze Welt eine schwere Zeit und groser erbärmlicher Hunger, also daß die Leute in die Wüldnüß gelauffen, einen Auffenthalt von den Wurtzeln und Kräutern zu suchen, welches sie doch vom Todt nicht erretten können: Dannenhero nicht allein die Häuser und Städte, sondern vielmehr daß Feld und Straßen allenthalber voller todter Körper gelegen. Dennoch wolte König Dietwart seinen Vetter Lotharium König in

Pariß

Pariß bekriegen, aber Gott strafte ihn dermaßen mit Hagel und mit Ungewitter, daß Er endlich einen Frieden eingehen müßen, bis endlich, da Er Kayser Justinianum zu bekriegen beschloßen, A. C. 550 Todts verfahren.

Nachdem nun König Dietwart verstorben, succedirte ihm sein Sohn Dietwalt oder Teobaldus, weil derselbe auch ohne Leibs-Erben verstorben, fiel sein ganz Königreich an Lotharium seinen Vettern, welcher darüber ein mächtiger König in Franckreich und Teutschland worden ist: Doch fielen nachmals die Thüringer und Heßen von ihm ab, welche er aber zu Gehorsam gebracht: ist auch endlich im hohen Alter verstorben, und ward sein vierter Sohn König Siegwart dieser Landen ein Herr: Im Anfang seiner Regierung fielen die wütende Hunnen unter ihren König Cachano in Thüringen, die Er doch nach starckem Wiederstand vertrieben und überwunden, und ob sie gleich über etlich Jahr sich wieder in Teutschland gemacht, und dasselbe durch Verhängniß Gottes und Cachani Zauberey in grose Noth gebracht, hat König Sigwart diß Teuffels-Geschoß dermasen angegriffen, daß sie umb Friede bitten müßen. Darnach ist er, als Er seinen ungetreuen Bruder überzogen, in einer Belägerung verrähterlich erstochen worden, durch Anstifftung seines Bruders Gemahlin.

Da nun dieser fromme König Sigwart so meuchelmörderischer Weise umkommen, ist ihm gleich zu Anfang des 580. Jahres im Regiment gefolget sein Sohn Huldewart oder Childebertus ein mächtiger Herr in Teutschland und Franckreich; also daß Er bey männiglich in grosen Ansehen. Ihm ist An. 598. im 18. Jahr seiner Regierung im Bade sampt seiner Gemalin vergeben worden. Und weiln seine beyde Söhne Dietwart und Dietrich noch jung, unternahm sich der Vormundschafft ihre Grosmutter die arglistige Brunchild: umb diese Zeit An. 600. fielen die Hunnen abermal in Thüringen, welche aber endlich durch die Königin mit Geld gesöhnet, selbsten ihren Abzug genommen. Als nun aber Dietwart König in Teutschland gemacht, ist Brunchild von wegen ihrer Untugend von den Teutschen verstossen, derowegen sie die beyde Brüder Dietwarten und Dietrichen König in Franckreich aneinander gehetzt, daraus auch ein schwerer Krieg entstanden, bis endlich Dietwart umkommen, und seine drey Söhne von der alten Kindermörderin selbsten erwürget worden. Als aber König Dietrich der Alten falsches Angeben vermercket, hat er sich wieder sie gelegt, dem sie aber auch mit Gifft vergeben. Aber König Luther Hülffreichen Sohn, hat sie ihrer begangenen Tyranney halber endlich schleiffen und darauf verbrennen laßen: Und sich also Teutschland auch angemaßet, auch alsbald

gute

gute Ordnungen angestellt, und Thüringen, Hessen und Francken mit einem verständigen Stadthalter, Graf Radt genant, versehen, bis Er endlich An. 626. seinen Sohn Dagobert zu einem König in Thüringen und Heßen gemacht.

Dieweil aber Dagobertus, ein frecher junger Herr, einen grosen Pracht seines Gefallens in Thüringen führte, kriegten die Sachsen wieder ihn, die Er aber endlich durch Hülff seines Vaters zu einem Tribut genöthiget. An. 632. ist Er zu völliger Regierung getretten. An. 646. theilte Er seinen beyden Söhnen das Land aus, und zwar Ludwigen Metz und Ost-Francken, Siegwarten aber Austraſiam samt diesen unsern Landen. Derselbig war ein ruhiger Mensch, also daß seine gröste Freude Schulen anrichten und Klöster und Kirchen zu erbauen. An. 656. starb König Siegwart, darumb den sein Bruder Ludewig oder Clodovæus seinen Sohn Huldreichen zu einem König in Ost-Francken verordnete, einen leichtsinnigen und nachläßigen Fürsten, ist An. 676. von Lodilone einem Edelman, den Er hiebevor an einen Pfal greulich mit Ruthen streichen laßen, auf der Jagt sampt seinem Hochschwangern Weibe erstochen worden. Und weiln darnach König Dietrichen Huldreichen Bruder auch ein nicht beßers Regiment und Leben geführet, ist die Landschafft nach König Ludewigs Tod bewogen dem Könige hinführo den Marschal oder Pfaltzvogt welchen man

Maiorem domus genent, zu einem Regenten zuzugeben, damit die armen Unterthanen nicht also gänzlich in ihrer rechtfertigung von denen Gewaltigen verstoßen würden.

Von der Regierung der Franckreichischen Pfaltzvögte in Thüringen und Heßen,

und zwar erstlich

Von Pipino dem Kleinen.

Die Unartigkeit der Könige hat in Franckreich den grosen Gewalt der Pfaltzvögte verursachet, und weilen wegen des bösen Regiments durch den Pfaltzvogt Ebronium viel Aufrührn erreget, hat Pipinus sich der Pfaltzvogtey unternommen. Es war aber viel besagter Pipinus der II. zwar klein von Statur und Person, doch eines so grosen und Ehrbaren Gemühts, daß Er durch seinen treuen Fleiß und insehen ihm auch das gantze Königreich anhängig und günstig gemacht, bey seiner Regierung An. 708. ist eine geschwinde und hungerige Zeit entstanden, durch welche auch unsere Lande nicht wenig getruckt worden.

Von Carolo Martello Pfaltzvogt in Franckreich und Teutschland.

Pipinus hat in seinem Regiment substituiret seinen unächten von Adelheit, Dodonis des Prinzen von Uranien Schwester, erzeugten Sohn,

Caro-

Carolum Martellum, überwand die Sachsen, Saracenen, Friesen, Bayern und Schwaben. Umb diese Zeit An. 730. ist der Münch Bonifacius, so auch Wunifridus geheißen, in unsern Landen bekandt worden, und das Evangelium zu predigen angefangen. Es war aber dieser Wunifridus in England von Beda einem fürnehmen gelehrten Mann erzogen, und unterwiesen. Darauff hat Er erstlich in Franckreich zu predigen angefangen, und sich darnach gen Rom begeben.

Nachgehens hat ihn Pabst Gregorius II. in Teutschland abgefertiget, daselbst denen Völckern das Evangelium zu predigen: darauff Er auch in Thüringen, darnach in Heßen gelehret und bey Amelburg eine Kirche erbauet, auch nachgehens den Abgott Hammon An. 734. zerbrochen und an deßen Stadt eine Kirchen in Petri und Pauli Ehre, auch andere Kirchen und Stiffte fundirt: darnach ist Er Bischoff zu Mainz worden. Carolo Martello succedirte sein Sohn Carolomannus, welcher nachmals seinem Bruder Pipino die Regierung überlaßen, und in eine Münchskappe gekrochen.

Pipino succedirte sein Sohn Carolus Magnus. Dieser führete mit denen Sachsen einen 33. Jährigen Krieg. Nachgehens hat er sie bey Gudensperg hart geschlagen, daselbst hat Er auch zum ewigen Gedächtniß eine Kirche, so von den Inwoh-

wohnern nachmals Carls Kirche genant, erbauet. Umb diese Zeit ist Otto von der Maltzburgk aus Franckreich in Heßen kommen, und hat die Maltzburg erbauet, auch solchen Bau Anno 777. vollendet; Auß seinen Nachkommen haben etliche Obern Meißer, Hohenborn, Lahr, Echsborg, Elsingen, Elmerßhaußen und Siebershaußen erbauet.

Ferners hat Carolus Magnus wieder mit der Sachsen König Widekindo eine Schlacht gehalten A. C. 764. so wie man sagen will, drey Tag an einander gewehret. Drauff sich Widekindus an seinem Glücke verzweiffelnd, sich mit denen Sachsen an Carolum ergeben, und sich An. 785. tauffen lassen. Nachgehens hat Er auch neun Jährigen Krieg wieder die Hunnen geführet, welcher so lange gewehret, bis Er An. C. 800. zum Röm. Kayser erwehlet.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

In

In diesem vierten Bändchen Kalender-Lesereyen sind folgende Artikel, aus den dabey stehenden Kalendern zu finden. NB. Wo keine Seitenzahlen der Kalender angegeben sind, da findet man auch keine in den Kalendern selbst.

	Namen der Kalender.	Jahre ihrer Ausgabe.	Seiten in den Kalendern.	Seit. in den Kalender-Lesereyen.
A.				
Aberglauben in medizinischen Dingen — —	Jena Alm für Aerzte u. Nichtä.	1782	151-178	2—51
Anscharius, Erzbischoff zu Hamburg — —	Hambur.	1783	5-16	52—62
Auswanderungen (von den) der Deutschen	Darmst.	1788	— —	63—69
B.				
Barden, Skalden und Trubaduren (von den)	Gothaer	1788	92-100	70—82
E.	Wiener			
Erde, (die Gestalt derselben) — — — —	Damen	1788	111	83—123
Entzündungen (sonderbare) — — — —	Curländ.	1780	41	124—131
Errettung (wunderbare) — — — — —	— —	— —	— —	132—142
G.	Alm. für			
Gesundheits-Katechismus — — — —	Aerz. Jen	1782	178	143—163
Gedanken und Grundsätze über die Gesundheit	Hollstein.	1788	— —	164—172
Gesundheit (die) — — — — — —	Trierisch.	1788	— —	173—176
Glücksspiele (die) — — — — — —	Gothaer	1788	25	177—183
Gastfreyheit (die) — — — — — —	— —	— —	75	184—186
Gemsenjagd (die) — — — — — —	Lauenb.	1781	61	187—191
H.	— —			
Haber (wilder) — — — — — —	Curländ.	1788	45	192—194
Hahnengefechte (das) — — — — —	Gothaer	1788	76	195—198
Handwerker-Geschichte — — — — —	— —	— —	— —	199—216
Haram oder Frauenzimmer-Gemächer der Morgenländer und Polizey derselben — — —	Gothaer	1788	75	217—228
Heusinger — — — — — — — —	Darmst.	1782	267	229—236

	Namen der Kalender.	Jahre ihrer Ausgabe.	Seiten in den Kalendern.	Seit. in den Kalender-Lesereyen.
K.				
Komet (der) — — — — — — — —	Oesterr. Toleranz	1788	— —	237—248
— — — — — — — — —	Wiener	— —	— —	249—254
Komet (von dem) welchen man um das Jahr 89 oder 90 erwartet — — — —	Curländ.	1788	— —	255—259
L.				
Luft (die) — — — — — — — —	Oesterr. Toleranz	1788	— —	260—264
Lichtabwechselung des Sterns Algol — —	Curländ.	1788	37	265—267
M.				
Manipulation — — — — — — — —	Götting.	1788	112	268—269
N.				
Nispel (Lebensbeschreibung desselben) — —	Darmst.	1783	— —	270—271
O.				
Oekonomische Berechnung einer Spitzenfabrike	Gothaer	1788	25	272—274
P.				
Pastoraltheologie (Beyträge dazu) — —	Jena Alm für Aerzte u. Nichtä.	1783	— —	275—284
Polizey medicinische — — — — — —	— —	— —	261	285—298
Pocken der Kinder — — — — — —	— —	— —	313	299—305
S.				
Schlittschuhlaufen (das) — — — — —	Gothaer	1788	87	306—309
Schneehandel (der) — — — — — —	— —	— —	90	310—312
Sonnenfinsterniß vom 4ten Brachmonat 1788	Wiener Damen	— —	24	313—318
Sorge für die Gesundheit — — — — —	Wiener Schreib.	— —	— —	319—341
T.				
Turniere (die) — — — — — — — —	Gothaer	1787	92 : 102	342—356
W.				
Wasser (das) — — — — — — — —	Wiener Taschen	1788	120	357—365
Wunderkuren (einige) — — — — — —	Götting.	1788	114	366—368
Nachrichten und Auszüge aus verschiedenen alten Kalendern von den Jahren 1674 und 1675. ꝛc.				381—408

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Tab. I.

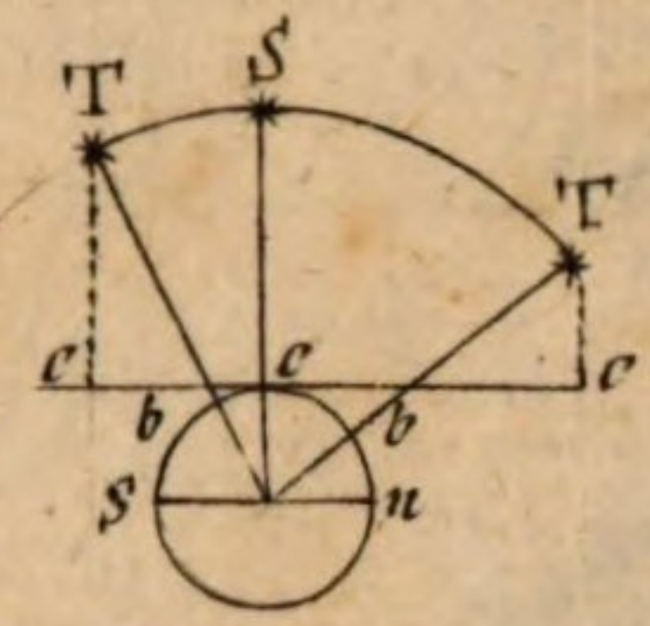


Fig. 2.

Fig. 1.

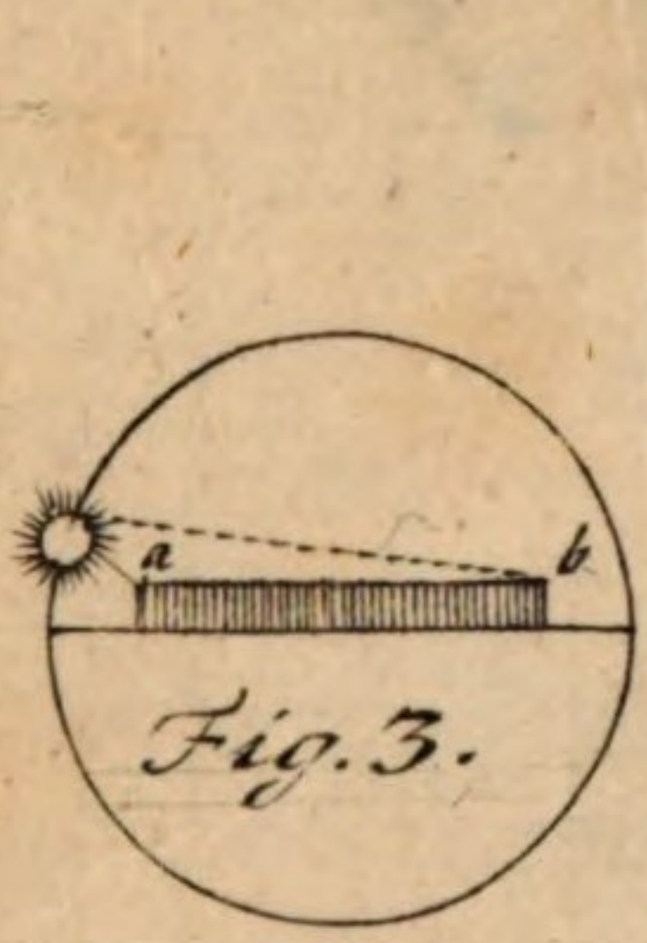


Fig. 3.

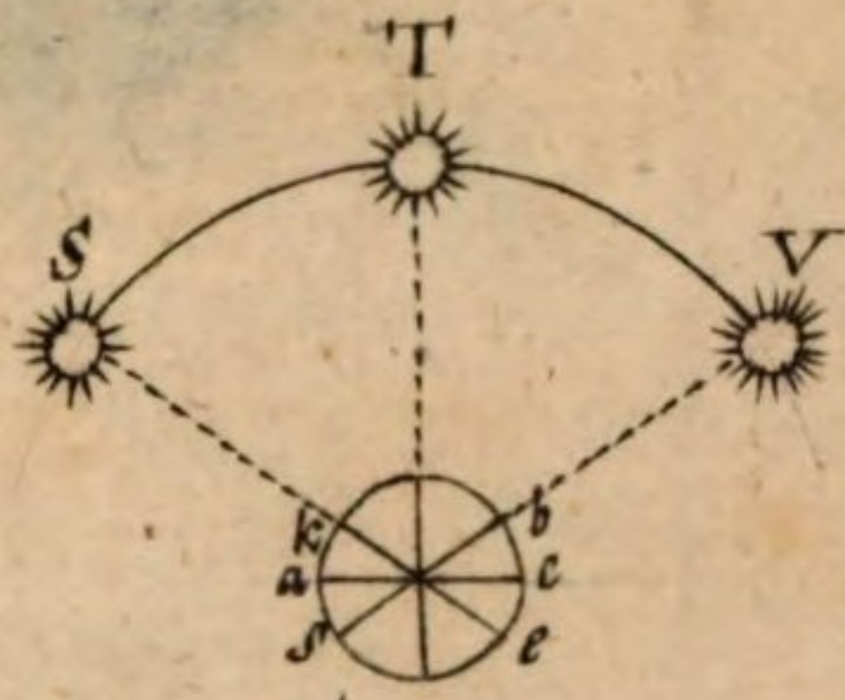


Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

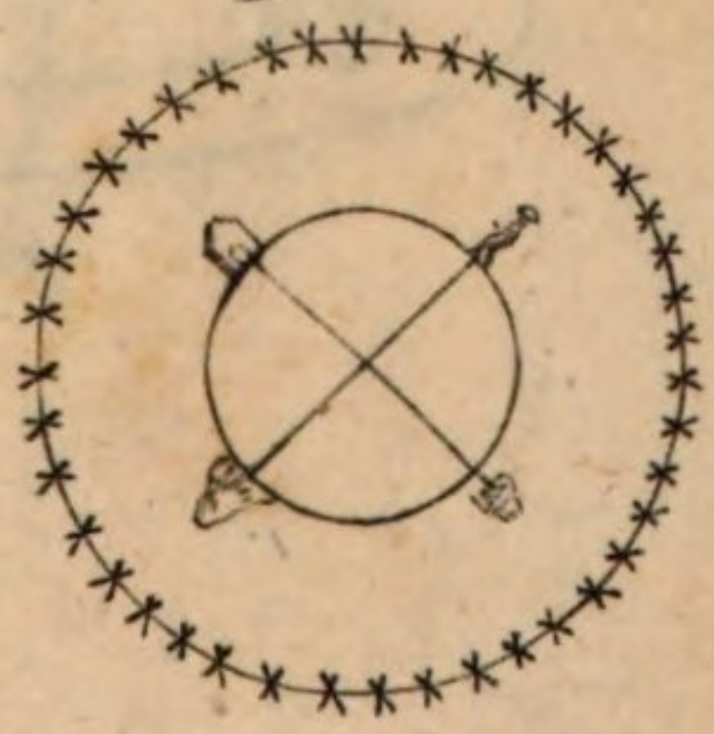


Fig. 8.

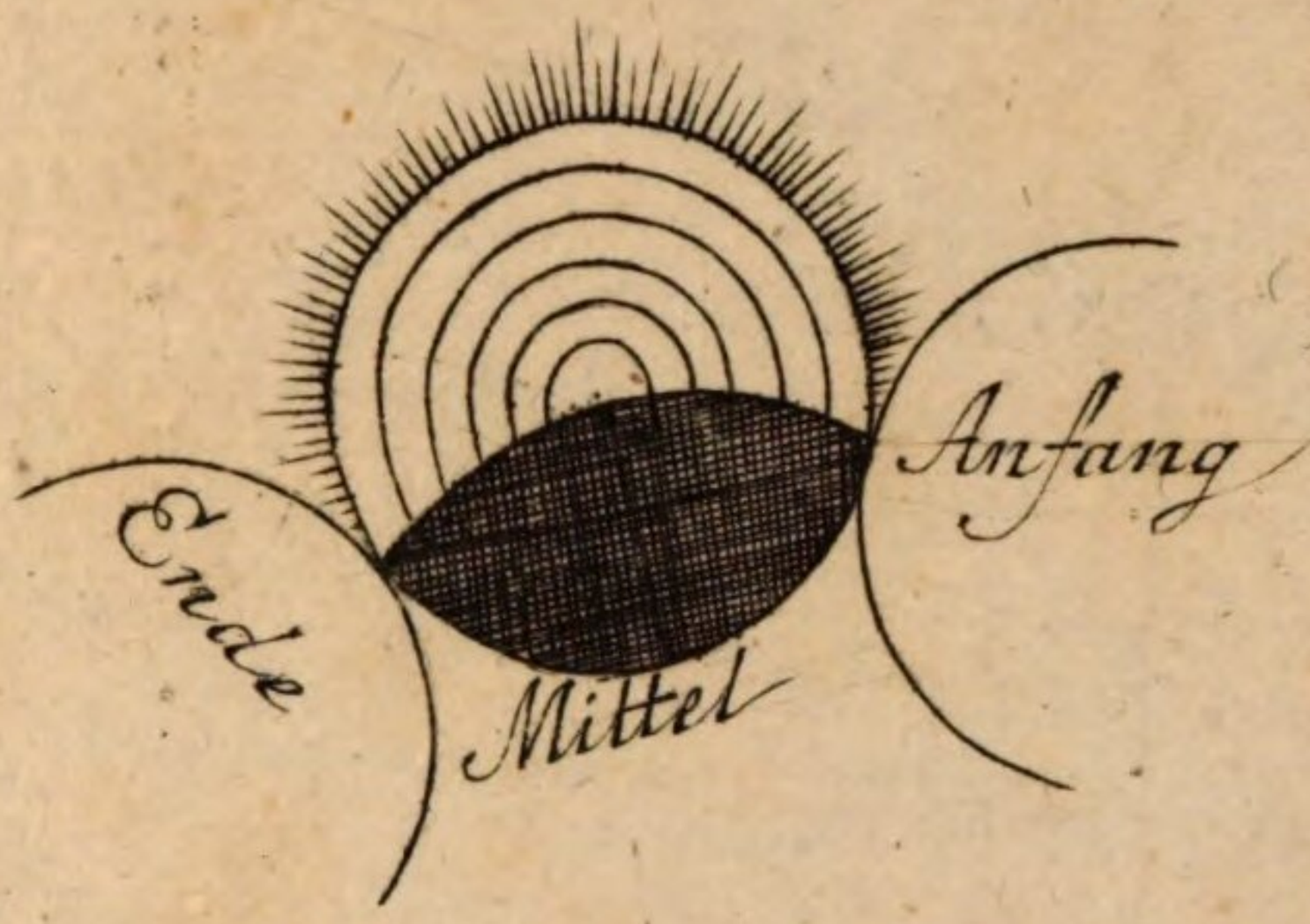
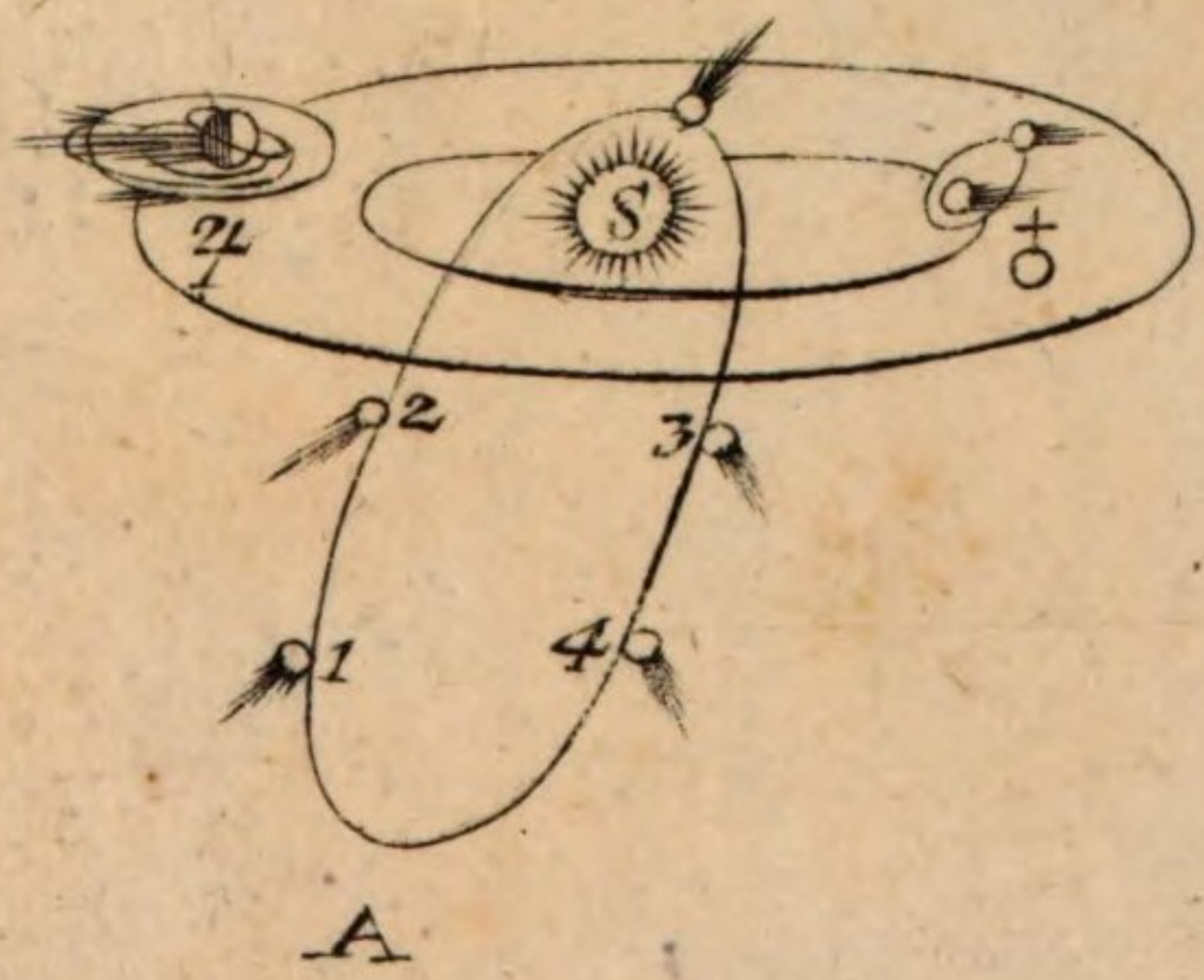


Fig. 7.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fresenius, Friedrich Anton,

Gemeinnützige Kalender-Lesereyen aus alten und neuen Kalendern gesammlet, mit schicklichen Ueberschrifften versehen, nach einem alphabetischen Register geordnet, und mit kurzen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet
Bd.: 4

Frankfurt und Leipzig (1788)

H.misc. 112-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738170-9
VD18 80330142-001